1 Mark

JANUAR 1956

Das Beste

aus Reader's Digest

ARTIKEL UND BUCHAUSZÜGE VON BLEIBENDEM WERT

Ein krankes Gemüt findet zurück 17
Besuch in der H-Bombenfabrik 23
Warum Frauen anders reagieren 29
Der Südpol ruft uns wieder 31
Herzfeind Nummer eins 36
Geht Singapur zum zweitenmal verloren? . 41
Das Ferkel Rosi 45
Was ist ein Mormone? 48
Menschen wie du und ich 53
Schlangen, wie sie wirklich sind 55
Die Zeit der Reife 60
Kein Wunder, daß Verkehrspiloten tüchtig sind! 64
Unsere unermüdlichen Knochen 71
Ein Mensch, den man nicht vergißt 76
Umgang mit dem Chef 82
Samariter im nächtlichen Rom 84
Oma mochte keine Beerdigungen 92
Erweitern Sie Ihren Wortschatz 97
Der große Irrtum des Sozialismus 100
Afghanistan: Land der Stolzen und der Freien 108

... UND EIN ERREGENDES BUCH

Der Fall Dreyfus:
Die Geschichte einer Massenhysterie . . 133

Am Zeitgeschehen teilnehmen ..... Umschlagseite 2

Farbfoto Franz Schneider, Luzern:
Skihütte bei Mürren

VERLAGSORT STUTTGART

Am Zeitgeschehen teilnehmen

Von Viktor de Kowa

Vorstandsmitglied der Gemeinschaft Deutscher Blindenfreunde von 1860

Mit dem Januarheft tritt die Blindenausgabe dieser Zeitschrift in ihren zweiten Jahrgang ein. Sie hat schon in den ersten zwölf Monaten ihres Bestehens Licht und Freude in die Welt der Blinden im gesamten deutschen Sprachgebiet gebracht und wird auch weiterhin dazu beitragen, unsere blinden Mitmenschen „ohne fremde Hilfe am Zeitgeschehen teilnehmen zu lassen", wie es in einer der zahllosen dankbaren und anerkennenden Zuschriften aus dem Leserkreis heißt.

Ich freue mich über dieses Wirken der Gemeinschaft Deutscher Blindenfreunde ganz besonders, weil ich erst kürzlich in meiner Rolle als der blinde Rechtsanwalt Dr. Lenz in dem Film „Vor Gott und den Menschen" Gelegenheit hatte, mich in realistischer Weise in das Schicksal eines Blinden einzufühlen. Überhaupt glaube ich gerade aus der Erfahrung des Schauspielers, der immer wieder danach strebt, sich in fremde Charaktere zu versetzen, sagen zu können, daß die Punktschriftausgabe eine *doppelte* Aufgabe erfüllt.

Es ist nicht nur die Buntheit und Fülle des Inhalts dieser Monatsschrift, nicht nur die Lebensbejahung, die sie ihren Lesern vermittelt. Für den Blinden kommt noch etwas Entscheidendes hinzu: daß er *selbständig* auf Entdeckungsreisen gehen, sich an Natur- und Menschenschilderungen aus nah und fern, an spannenden Erzählungen und Büchern, an Artikeln aus den verschiedensten Bereichen der Kunst, Wissenschaft, Wirtschaft und Politik unterrichten und erfreuen kann.

Ich glaube, daß diese Stärkung des Selbstbewußtseins für unsere Blinden ganz besonders wichtig ist. Deshalb bitte ich alle sehenden Blindenfreunde herzlich, durch ihren Beitritt zur Gemeinschaft Deutscher Blindenfreunde von 1860* oder durch die Gewinnung neuer Mitglieder mit zum weiteren Gelingen der Punktschriftausgabe beizutragen.

* *Die Höhe des Jahresbeitrages bleibt jedem Mitglied überlassen. Die Anschrift der Gemeinschaft lautet: Gemeinschaft Deutscher Blindenfreunde von 1860, Berlin W 35, Kurfürstenstr. 56; Postscheckkonten: Berlin-West 733 47, Essen 81762.*

Leichten Herzens genießen

HB eine Filter-Cigarette die schmeckt

In der Freizeit Kapital schaffen

Fördern Sie Ihre Anlagen. Sie sind Ihr Kapital. Sie können 1000 Mark und mehr monatlich verdienen, wenn Sie eine Spezialausbildung genossen haben.
Viele tausend Teilnehmer haben unsere Lehrgänge mit Erfolg absolviert und schreiben begeisterte Dankbriefe. Industrie- und Handelsfirmen bitten wiederholt um Zuweisung von Kursabsolventen.
Wenn Sie heute sagen: »Ja, ich nehme an einem Lehrgang teil«, werden Sie in diesem Augenblick Mitglied einer Studienorganisation, die sich über das ganze Bundesgebiet und über 23 Staaten erstreckt.

So urteilen Studienteilnehmer

(zwei Zuschriften von vielen):

R. Machwirth, Düren – 18. 8. 1955

Ich muß schon sagen: Ihr Lehrsystem ist wirklich einmalig. Die Gliederung der Lehrbriefe ist so gekonnt gestaffelt, daß sie bei einigem Fleiß des Schülers den Erfolg garantieren. Alles in allem: Ich habe bestimmt nicht bereut, daß Ihre Taube zu mir geflogen kam.

H. Seidel, Atzbach – 9. 10. 1955

Heute, zwei Jahre nach der Ausbildung durch Ihre Fernlehrgänge, kann ich Ihnen die erfreuliche Mitteilung machen, daß ich bereits seit einem Vierteljahr in einem Frankfurter Architekturbüro tätig bin. Nehmen Sie aus diesen knappen Worten bitte eine Bestätigung über die Vorzüglichkeit Ihrer Methode. Meine Zeichnungen und Darstellungen werden allgemein anerkannt. Zeitweise werden mir delikate Sonderaufträge übertragen. Ich verspüre erstmals die innere Befriedigung der Arbeit.

STUDIENGEMEINSCHAFT DARMSTADT 19
vorm. Fernakademie

Aussichtsreiche Lehrgänge der Studiengemeinschaft:

- Jahreskurs für freies und angewandtes Zeichnen. Graphisches Fachzeichnen, Karikatur, Mode, Akt, Plakat, Werbegraphik; als Vorstufe für graphische Fachberufe (Prospekt Z)
- Bau- und Maschinenzeichnen (Prospekt M oder B)
- Meisterklasse für Gebrauchsgraphik (Prospekt G)
- Deutscher Werbefernkurs. Ausbildung zum Werbespezialisten, Anzeigenfachmann usw. (Prospekt W)
- Berufsausbildungslehrgang Schaufensterdekoration (Prospekt D)
- Berufslehrgang Innenarchitektur für künftige Innenarchitekten (Prospekt I)
- Farbiges Gestalten (Prospekt F)
- Methodischer Lehrgang Sprachsicherheit in Rede und Schrift. Ein Deutschlehrgang für Erwachsene (Prospekt S)
- Die hohe Schule des Schreibens. Deutschlehrgang für künftige Journalisten und Schriftsteller (Prospekt H)
- Methodischer Lehrgang Redaktionsarbeit (Prospekt R)
- Technik der Erzählerkunst. Ein Lehrgang für künftige Schriftsteller (Prospekt E)
- Technisches Wissen für Kaufleute, Behördenangestellte und andere nichttechnische Berufe. Ausbildung zum technischen Kaufmann (Prospekt Tw)
- Elektrotechnisches Wissen für Kaufleute (Prospekt Ew)
- Fachlehrgang Maschinenbau (Prosp. Fm)

GUTSCHEIN

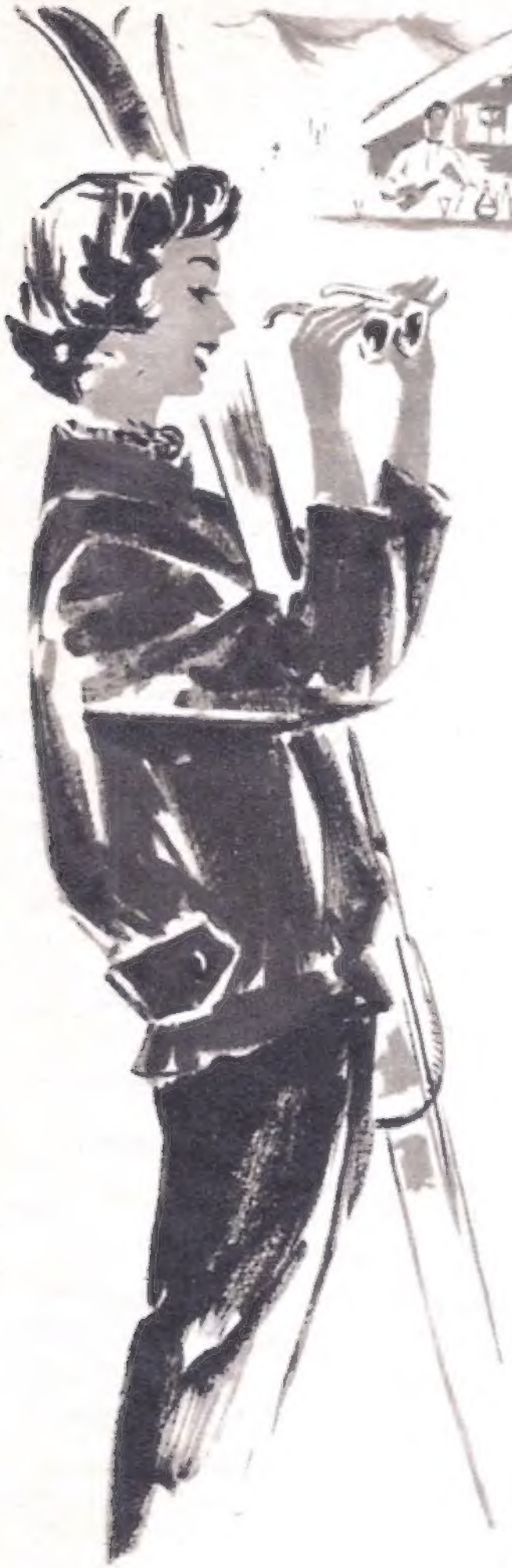
Bitte im Umschlag als Drucksache (8 Dpf) senden an die Studiengemeinschaft Darmstadt 19

Ich bitte um kostenlose Zusendung Ihrer 40-seitigen Broschüre »12 Erfolgsregeln« sowie von Prospekten über die Lehrgänge:

Name .....

Adresse .....

.....



Wintersonne ohne Schatten

Das neue Jahr lockt in die Berge — in Schnee und Wintersonne.
Wär' das nicht schön?
Sicher wollen Sie jeden Tag des Winterurlaubs nützen, und wer stände gern abseits, wenn andere ihre Freude haben an Ski und Après-Ski. Eine moderne Frau ist immer dabei — auch an kritischen Tagen.

Es sind ja natürliche Vorgänge, die nur einer naturgemäßen Hygiene bedürfen. Vollendung und Zuverlässigkeit schufen das Vertrauen zu einer gesunden Lebensform mit der neuzeitlichen Camelia-Hygiene. Sehr praktisch für die Reise ist die kleine handliche Camelia-Taschenpackung, die unauffällig in das kleinste Täschchen paßt.

„Camelia" gibt allen Frauen Sicherheit und Selbstvertrauen

Echt nur in der blauen Packung – achten Sie bitte darauf.
Verlangen Sie überall – auch im Ausland – ausdrücklich „Camelia"

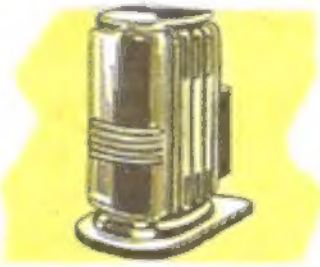
Einkauf-Bummel mit *Angelika*

Eine schlanke Linie ist nicht immer ein Geschenk der Natur. Kluge Frauen korrigieren ihre Figur vorteilhaft mit einem *Emylis-Spezial-Hochmieder,* von dessen hervorragender Paßform ich mich überzeugt habe. Hochmieder sind deshalb so ideal, weil sie einen Ausgleich ab Brustansatz zur Hüfte schaffen. Es gibt sie in *›Perlon‹*, Batist, Atlas und Jacquard, für vollschlanke Frauen auch mit Rückenschnürung. Lassen Sie sich *Emylis-Mieder* mal in einem Fachgeschäft vorlegen! Bezugsquellen nennt Ihnen gern die ***Emylis-Miederfabrik GmbH., Reinheim 1 (Odenwald).***

Für's Kinderzimmer etwas zum Strapazieren – aber farbenfroh muß er sein und leicht zum Sauberhalten, der Teppich, den wir uns schon lange wünschten. *Teppich-Kibek* hat diesen Wunsch erfüllt! Und da dieses größte Teppichversandhaus so entgegenkommend in der Bezahlung war, konnten wir aus den uns für 5 Tage übersandten Mustern außerdem für das Wohnzimmer einen herrlichen Markenteppich aussuchen. Darauf hätten wir noch lange warten müssen, hätten wir nicht an ***Teppich-Kibek, Elmshorn W 132,*** geschrieben.

Wenn Sie oft denkmüde, abgespannt und unlustig sind, dann weiß ich Ihnen eine ärztlich erprobte Hilfe: *Glutaminreiche Gehirn-Direkt-Nahrung.* Sie hilft nicht nur, Erschöpfung und Nervosität zu überwinden, sondern bessert auch Gedankenlosigkeit, Lernmüdigkeit und Konzentrationsschwäche. Nun gibt es auch für Sie keine ärgerlichen Denkhemmungen und Depressionen mehr. Es geht mit mehr Lebensfreude und Schwung alles viel leichter. Fordern Sie gleich einen Prospekt von ***Colex, Hamburg UC 564.***

Eine Anschaffung, die sich bezahlt macht, ist der neue *Ölofen* von *Haas & Sohn.* Ob kalte Jahreszeit oder Übergangszeit, der Ölofen erweist sich stets als das ideale Heizgerät für die Hausfrau, denn seine Heizleistung kann feinstufig geregelt und der Größe und Bauweise des Raumes angepaßt werden. Je nach Bedarf kann man ebensogut nur stundenweise heizen. Sie sehen also, daß auch um diese Jahreszeit die Anschaffung eines Ölofens wirtschaftlich ist. Ausführlich orientiert Sie die Broschüre 0020 der Firma ***Haas & Sohn, Sinn/Dillkreis.***



Seit ich Elastofixo, das dehnbare und verschlußlose Uhrarmband aus 14 kt. Gold besitze, ist meine Armbanduhr nicht nur ein zweckbedingter Gegenstand, der mir anzeigt, wie schnell die Zeit vergeht, sondern auch ein apartes Schmuckstück, an dem ich täglich neue Freude habe. Praktisch, elegant und von hervorragender Qualität ist dieses weltbekannte Uhrarmband, das es auch aus Walzgold-Doublee und Edelstahl gibt. Achten Sie also bitte beim Einkauf auf das Wort *Elastofixo* und das Zeichen R & W mit dem Anker!

Welch eine Fülle von Gaben lag auf Ihrem Weihnachtstisch. Und doch, etwas fehlte — die langersehnte *Schreibmaschine.* Dafür hatte es wohl nicht mehr gereicht. Nun, trösten Sie sich. Im neuen Jahr wird Ihnen die Anschaffung sicher möglich sein, zumal Sie bereits mit Anzahlungen ab DM 4.- eine Markenschreibmaschine erstehen können. Wo und wie? Aufschluß darüber gibt der kostenlose Bildkatalog der Firma ***Schulz & Co., Düsseldorf 232, Schadowstr. 57, Europas größtes Fachversandhaus für Schreibmaschinen.***

Schönheit durch Feuchtigkeit? Ja - mit Satura

- der wunderwirkenden Moisture Cream für trockene Haut -

Es ist erstaunlich zu beobachten, wie SATURA die Luftfeuchtigkeit anzieht und sie der trockenen, dürstenden Haut zuführt. Sofort wird die Haut taufrisch, jugendlich-zart und geschmeidig.

SATURA ist eine leichte, köstlich duftende, nicht fettende Creme. Sie enthält als einzige Creme ihrer Art Hormone und Vitamin A. Damit gibt sie besonders der Haut „über Dreißig" das blühende Aussehen der Jugend.

SATURA am Abend vor dem Schlafengehen – SATURA am Morgen vor dem Make-up – das bedeutet taufrische Haut für 24 Stunden! Viele nennen SATURA ein Meisterstück von Dorothy Gray.

1 oz DM 8.50 2 oz DM 14.–

Es gibt so viele Schönheitsmittel, die nur von Dorothy Gray hergestellt werden. In dem Büchlein »Vertrauen Sie Dorothy Gray« sind sie alle beschrieben. Sie erhalten es kostenlos von der MINDS GmbH., Hamburg 39 b

Dorothy Gray

NEW YORK LONDON PARIS

Ein Wäscheschaden

ist schnell behoben, wenn man die Pfaff im Hause hat. Viele andere Möglichkeiten für das Heimnähen entdecken Sie in unseren interessanten Prospekten.

PFAFF

G·M·PFAFF AG·NÄHMASCHINENFABRIK·KAISERSLAUTERN

DRUCKSACHE

Bitte senden Sie mir unverbindlich Prospekt Nr. A 458 über die neue PFAFF Automatic.

Meine Adresse: .....

.....

10

JETZT GEHÖRT IHNEN DIE WELT DES JAZZ tontreue Langspielplatten

welt-berühmte

JAZZ

CLASSICS

DM **8** 95

33 U/Min.

nicht jedes sondern alle 10 für nur DM 8,95

darunter: Jelly Roll Blues, Honeysuckle Rose, Basin Street Blues, Moon Burns, Relaxin at Camrillo etc.

Mit folgenden Stars:

- **COLEMAN HAWKINS** — KING OF THE TENOR SAX
- **Art Tatum** — GENIUS OF THE KEYBOARD
- **EDDIE CONDON** — "THE SPIRIT OF DIXELAND" AND HIS GUITAR
- **SIDNEY BECHET** — NEW ORLEANS' GREATEST SOPRANO SAX
- **Erroll Garner** — WORLD'S MOST POPULAR JAZZ PIANIST
- **DIZZY GILLESPIE** — DAZZLING "BOP" TRUMPET
- **TEDDY WILSON** — DEAN OF "SWING" PIANISTS
- **PEE WEE RUSSELL** — THE CLARINET IN CHICAGO STYLE
- **JACK TEAGARDEN** — MAN WHO PLAYS THE BLUE TROMBONE
- **Charlie Parker** — THE FABULOUS "BIRD" ON ALTO SAX

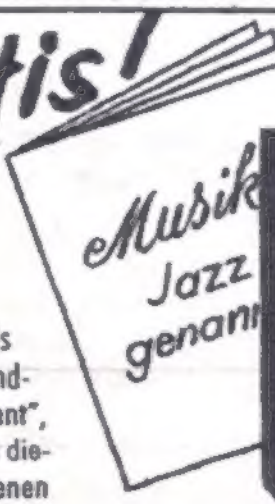
MITWIRKEND: Rex Stewart, Red Norvo, Flip Phillips, Milt Hinton, Bill Harris, Chuck Wayne, Buck Clayton, Sid Catlett, Howard McGhee, Barney Kessell, Jo Jones, Bobby Hackett, etc.

Sie erhalten sie KOSTENLOS zur Hörprobe

Durch dieses einzigartige Angebot wollen wir Sie in die faszinierende Welt des **wahren** Jazz einführen und Ihnen zugleich den Beweis der künstlerischen und technischen Vollendung unserer Langspielplatten bringen. Wir schicken Ihnen alle 10 Jazzclassics umsonst ins Haus und nur dann, wenn Sie von dieser tiefgefühlten Musik wirklich begeistert sind, zahlen Sie nur DM 8,95 plus 0,75 Versandspesen - nicht für jedes sondern **für alle 10 classics**; andernfalls schicken Sie uns das Paket einfach binnen 3 Tagen zurück und schulden uns keinen Pfennig.

Interpretiert von den nebengenannten größten Jazzkünstlern offenbaren sie Ihnen jede Aera u. jeden Stil, selbst die ganze Geschichte des Jazz. Hier ist wirklich die erträumte Möglichkeit, Ihre Jazz-Plattensammlung anzulegen. Wir senden Ihnen gerne kostenlos die Liste der schon erschienenen Jazztone Platten; aber der in Deutschland verfügbare Vorrat ist begrenzt und wir fürchten, dieses außerordentliche Angebot bald zurückziehen zu müssen. Schicken Sie deshalb den Gutschein noch heute an **Jazztone Society G.m.b.H., Frankfurt am Main, Bettinaplatz 65**

Gratis!



Mit den 10 Jazz-Meisterwerken erhalten Sie gratis die reichillustrierte Abhandlung „Musik - Jazz genannt", eine fesselnde Übersicht dieser so oft mißverstandenen Musik und ihrer Interpreten.

HÖRPROBEN GUTSCHEIN

Ich bestelle hiermit „10 all time JAZZ CLASSICS" zum niedrigen Einführungspreis von nur DM 8.95 zuzügl. Versandspesen. Bei Nichtgefallen gebe ich die Sendung innerh. 3 Tagen zurück.

Jazztone Society GmbH · Frankfurt/M., Bettinaplatz 65

Name: _____

Ort: _____

Straße: _____

55/88

Einkauf-Bummel mit *Angelika*

Stets gut zu Fuß ist man mit den bewährten elastischen Fußstützen *»Aus Plexidur«*. Versuchen Sie es doch einmal damit, und Sie werden sehen, Ihre Fußbeschwerden vergehen. Ob elegante Straßenschuhe oder schwere Winterschuhe, *Plexidur-Einlagen* passen überall, denn sie sind federleicht, geschmeidig und dazu abwaschbar. Infolge ihrer glatten Oberfläche schonen sie Ihre zarten Strümpfe. Jeder Orthopädie-Mechaniker oder Orthopädie-Schuhmachermeister fertigt sie Ihnen nach Maß an.

Wenn es mit der elektrischen Rasur noch nicht klappt, fehlt es nur an wirksamer Vorbereitung. Die Barthaare sollen sich aufrichten, um vom Scherkopf besser erfaßt zu werden. Die Haut soll glatt sein, damit der Apparat leicht und gleichmäßig gleitet. *T 2 Trockenrasier-Tonic* schafft diese Voraussetzungen und sorgt für eine noch schnellere, noch gründlichere Rasur. Prüfen Sie selbst einmal T 2! Eine Probeflasche schickt Ihnen gern gratis die Firma ***Tarsia, Berlin-Charlottenburg, Abteilung 8.***

Diese kleine Mühe lohnt sich, wenn Sie, wie ich, für zarte Wäsche aus Nylon, Perlon oder Seide schwärmen. Eine Tablette *Uhu-blend-Spezial* nach dem Waschen in's Spülwasser — und Ihre geliebte Wäsche kann nicht mehr grau werden oder vergilben. Dies Spezialmittel wurde besonders für empfindliche Stoffe wie Nylon, Perlon, Seide und Wolle vom *Uhu-Werk* geschaffen und frischt auch bereits vergilbte Gewebe wieder auf. Eine Gratisprobe erhalten Sie vom ***Uhu-Werk, Bühl/Baden.***

Wie schön ist es, wenn man an langen Winterabenden anregende Lektüre hat. Da weiß ich etwas Besonderes für Sie: den kostenlosen *Photohelfer,* das meistgelesene Taschenbuch dieser Art weit und breit. Sie finden darin herrliche Farb- und Schwarzweißaufnahmen, wertvolle Phototips und eine umfassende Bildschau der bekannten Markenkameras, die Sie schon mit 1/5 Anzahlung bei *Photo-Porst* erstehen können. Den Rest zahlen Sie in 10 bequemen Monatsraten. Schreiben Sie gleich ein Postkärtchen an ***Photo-Porst, Nürnberg A 87.***

Was gibt es Schlimmeres als husten im Konzert? Der Dirigent hebt den Taktstock — und in die andächtige Stille hinein bricht plötzlich ein Hustenanfall. Solch eine Störung des Kunstgenusses können Sie sich und anderen ersparen, indem Sie *Heumanns Bronchialtee fixfertig* trinken, der Ihnen schnell Linderung bei Husten, Heiserkeit und Bronchitis verschafft. 1 Löffel Wirkstoffextrakt in heißem Wasser aufgelöst, und schon ist die wohlschmeckende Medizin trinkfertig. Die Dose für 20—25 Tassen kostet DM 1.60. Nur in Apotheken.

Vielen von uns bringt diese feucht-kalte Jahreszeit quälende rheumatische Schmerzen. *Melabon* will Ihnen helfen! Es betäubt nicht nur den Schmerz, sondern packt das Übel an der Wurzel. Es vermag das Spannungsgefühl in den Gelenken aufzuheben und fördert die Ausscheidung von Krank-

Recht viel Glück und alles Gute zum neuen Jahr wünscht Ihnen

Ihre Angelika

»Sie hat mir schon lange gefehlt« — sagen Sie freudig, wenn Sie *»bel«* von *Hartmann* verwenden, die praktische, saugfähige Watterolle in der reizenden Kunststoffdose. Hygienisch verschlossen, sparsam im Gebrauch, ist diese Kosmetikwatte die willkommene Ergänzung Ihrer täglichen Gesichts- und Hautpflege. Die gefüllte Dose kostet nur DM 2.15, die Nachfüllrolle 85 Pfg. . . . Und für Beruf und Reise wählen Sie die entzückende »bel«-Taschenpackung.

Farben machen froh! Bekennen auch Sie einmal Farbe, liebe Hausfrau. Im eigenen Heim sollten Sie beginnen, da können Sie einrichten und gestalten, wie es Ihnen paßt. »Buntsatin *Irisette«*, eine reine Baumwollware, *indanthren* natürlich, wird Ihnen Helfer sein. Bett- und Kissenbezüge, Tischdecken, Morgenröcke, Vorhänge und Bespannungen — das alles können Sie aus *»Irisette«* herstellen. Ihrer Phantasie sind keine Grenzen gesetzt. Bezugsquellen durch: ***Spinnerei und Webereien Zell-Schönau AG., Zell i. W. 1 (Baden).***

Seit ich ihn gesehen und ausprobiert habe, steht für mich die Anschaffung fest, die Anschaffung des *»Cumulus«* nämlich, dem von Ärzten und Wissenschaftlern entwickelten patentierten Liegesessel. Bereits nach einer kurzen Atempause im *Cumulus-Sessel* sind Körper und Geist entspannt und erfrischt wie nach einem tiefen Schlaf — und wie wichtig ist das Entspannen in unserer gehetzten Zeit. Überzeugen Sie sich selbst und verlangen Sie den farbigen Spezialprospekt 559 direkt vom Alleinhersteller, der Firma ***Himolla-Polstermöbelwerk, Taufkirchen/Vils, Obb.***

Die Stunde des Apéritifs ist die Stunde der Entspannung vor der Mahlzeit. Gönnen Sie sich auch diesen »unschuldigen« Feierabendgenuß zu Hause mit einem Apéritif *Cordon-Orange,* den Sie schnell und billig selber bereiten können aus einer Flasche Südwein und einer Flasche *Reichels natürlichem Apéritif-Grundstoff Cordon-Orange A. C. O.* Fragen Sie Ihren Drogisten oder Apotheker und verlangen Sie *Dr. Reichels Rezeptbuch,* ein Lexikon für Feinschmecker, unentgeltlich von ***Otto Reichel, Berlin-Neukölln 12.***

Meine Nerven! Wenn Ihnen alles zu viel wird und die Fragen Ihrer Kinder Sie »aus dem Häuschen« bringen, dann ist das Alarmsignal gegeben. Da hilft nur eine *Biocitin-Kur.* Die bewährte Nervennahrung mit dem aktivierenden Zusatz Glutamin wirkt sich innerhalb kurzer Zeit heilsam auf Ihre strapazierten Nerven sowie den gesamten Organismus aus, und Sie fühlen sich wieder frisch und leistungsfähig. Prospekt und Geschmacksprobe erhalten Sie kostenlos von der ***Biocitin-Fabrik, Berlin-West SO 36, Abt. W.***

Natur-Kosmetik sollten Sie treiben, d. h. Ihren Teint auf natürliche Weise frisch, gesund und jung erhalten! Das ist nicht etwa eine neue Methode, sondern so gut und altbewährt wie *Aok-Seesand-Mandelkleie*. Durch einfaches Waschen belebt und strafft ihr samtener Ostseesand das ganze Hautgewebe, sorgt für bessere Durchblutung und macht den Teint aufnahmebereit für die pflegenden und regenerierenden Wirkstoffe echter Mandeln. *Aok-Seesand-Mandelkleie* führen Drogerien, Parfümerien und Apotheken.

RW

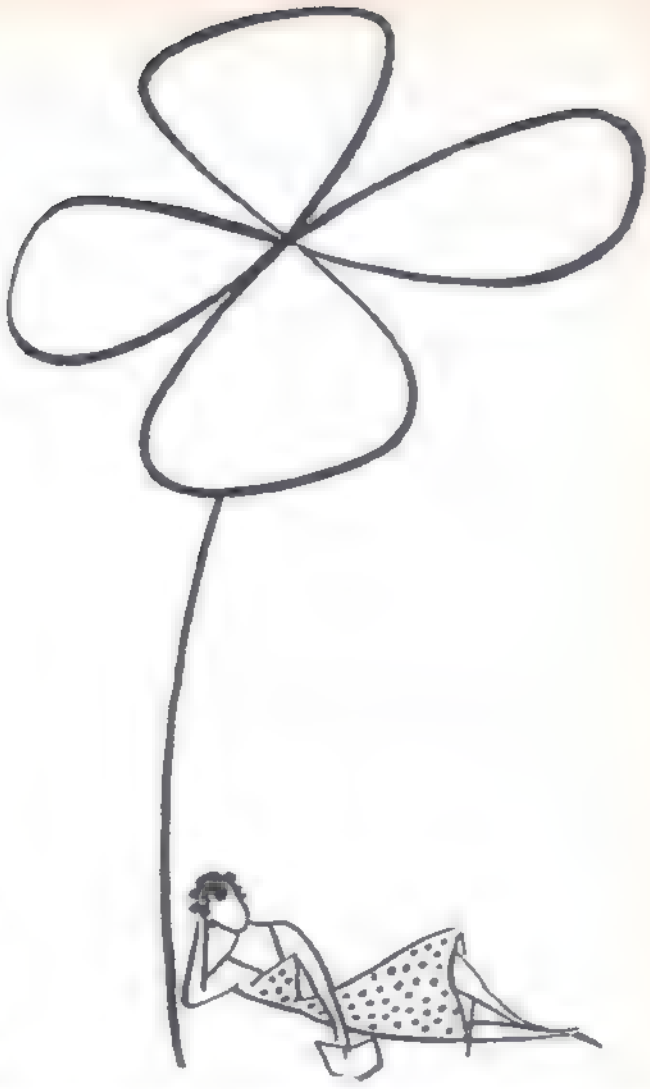
UHRARMBÄNDER

Elastofix und Fixoflex

DEHNBAR · VERSCHLUSSLOS · FÜR
JEDEN ARM UND JEDE UHR PASSEND

ERHÄLTLICH IN -GOLDANKER- -WALZGOLD-DOUBLEE, EDEL-
STAHL UND 14 KARAT GOLD – IN ALLEN FACHGESCHÄFTEN

Die vier Grundlagen des modernen Lebens



Auch im häuslichen Bereich gibt es eine Grundlagenforschung. Sie dient nicht hohen wissenschaftlichen Zielen, sondern ist bestrebt, allen Menschen das Leben angenehm zu gestalten, – denn wer lebte nicht gern bequem? Die Grundlagenforscher des Haushalts sind im Zuge der sprunghaften Entwicklung der Technik schnell vorangeschritten. Nach dem Grundsatz „Strom kommt sowieso ins Haus, nutz das aus!" bildeten zwei kleine Löcher in der Wand die Ausgangspunkte ihrer Überlegungen, jene kreisrunden Kanäle der Steckdose, bei denen Plus – Minus nicht etwa Null, sondern eine runde Summe herrlicher Möglichkeiten ergibt. Vier davon sind „die großen Vier" des modernen Lebens geworden, die – noch dazu, wenn sie einträchtig zusammenwirken – ein Höchstmaß an Glück garantieren: der Elektroherd, der Kühlschrank, das Heißwassergerät und die Waschmaschine.

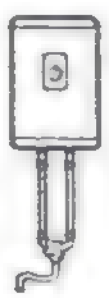
Die AEG, darauf bedacht, ihre „Helfer im Haushalt" zu höchster Vollkommenheit zu entwickeln, hat diesen Vier alles mitgegeben, was man von ihnen erwartet: die große Leistung, die einfache Bedienung, die lange Lebensdauer und – die Preiswürdigkeit. Hinter diesen Vorzügen steht eine reiche Erfahrung in der Fertigung.

Wer die vier AEG-Helfer in seinen Dienst stellt, tut den sprichwörtlichen „guten Griff", er findet mit ihnen das vierblättrige Kleeblatt der Haushaltstechnik. Welch ein Glück, wenn das Haushalten leicht von der Hand geht und obendrein noch Zeit und Geld gespart wird! Die geplagte Hausfrau wie die berufstätige Frau kommen endlich zu ihren Mußestunden, auf die sie einen wohlbegründeten Anspruch haben.

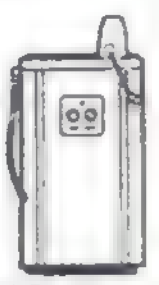
Niemand kann darum eine solidere Grundlage für ein lebenswertes Dasein legen als mit diesen vier AEG-Geräten. Wer sie anschließt, findet Anschluß an ein besseres Leben!

Elektroherde „Record" Blitzkochplatte und Automatik-Bratofen

AEG-Kühlschränke lassen keinen Ihrer Wünsche offen



AEG-Heißwassergeräte liefern heißes Wasser im Nu für jeden Bedarf



AEG-Waschmaschinen in Millionen Haushalten unentbehrlich geworden

ALLGEMEINE ELEKTRICITÄTS-GESELLSCHAFT

7029

TIMKEN *Made in* U.S.A.

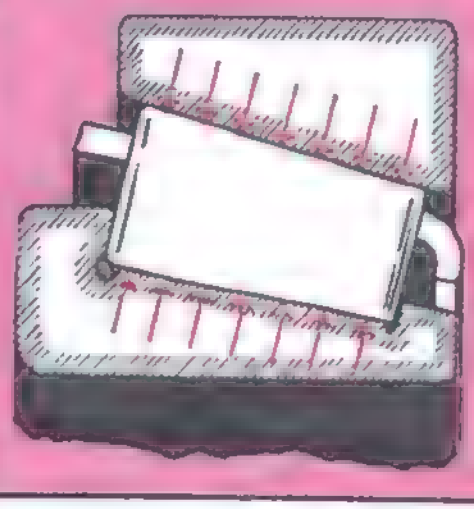
REGISTERED TRADE-MARK OF
THE TIMKEN ROLLER BEARING COMPANY

KEGELROLLENLAGER

Räder und Wellen drehen sich leichter, wenn sie auf TIMKEN (made in U.S.A.) Kegelrollen-Lagern laufen

Auf der ganzen Welt lieferbar

THE TIMKEN ROLLER BEARING COMPANY
Canton 6, Ohio, U.S.A. • Telegrammadresse: „TIMROSCO"



Größere Tragfläche
Belastung wird über die ganze Berührungslinie verteilt. TIMKEN Lager besitzen größere Tragfähigkeit, längere Lebensdauer, halten Wellen konzentrisch.

Kein gewöhnliches Kugel- oder Rollen-Lager. Das Timken-Kegelrollenlager trägt axiale und radiale Belastungen in jeder beliebigen Kombination

Timken Rollenlager GmbH, Köln a. Rhein, Hohenstaufenring 57, Telefon 21 57 41

Das Ziel jedes strebsamen Facharbeiters:

Vorwärtskommen mehr verdienen Vorgesetzter werden

Auf 2,5 Millionen Facharbeiter der technischen Berufe entfallen etwa 500 000 gehobene Stellen: Werkmeister, Techniker, Ingenieure.

Was bedeuten diese Zahlen für Sie?

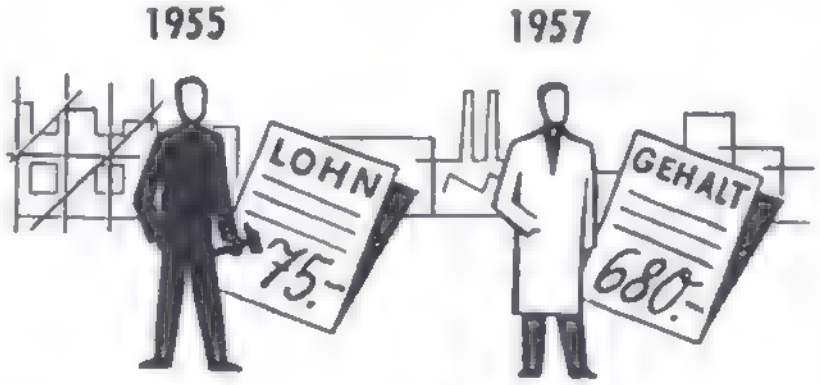
Wenn auf je vier Arbeiter ein technischer Angestellter kommt, dann bedeutet dies, daß jeder strebsame Mann, der an seinem Fortkommen interessiert ist, gute Aussichten hat, in eine höhere Stellung aufzurücken. Allerdings: Von nichts kommt nichts! Sie müssen schon etwas dafür tun, um den Anforderungen, die an das technische Wissen eines Fachmannes in verantwortlicher Position gestellt werden, zu genügen. Vor allem brauchen Sie zu Ihrer Werkstattpraxis gründliche theoretische Kenntnisse.

Wie erwirbt man theoretische Kenntnisse?

Wenn Sie nicht das Glück hatten, eine höhere technische Fachschule zu besuchen, dann steht Ihnen die Möglichkeit offen, nach Feierabend - ohne Berufsunterbrechung - an einem Fernlehrgang des Technischen Lehrinstituts Dr.-Ing. Christiani, Konstanz, teilzunehmen. Sie studieren also bequem zu Hause und erwerben sich durch täglich eine knappe Stunde Studium das höhere technische Wissen, das Sie zu einer besser bezahlten Stellung befähigt. Wenn Sie täglich nur ein Stündchen für Ihre Fortbildung aufwenden, dann haben auch Sie die Möglichkeit, schon in zwei Jahren Meister oder Betriebsleiter zu werden.

Die Industrie interessiert sich für Sie!

Die Industrie ist dauernd auf der Suche nach begabten Nachwuchstechnikern, um sie gegen überaltertes Führungspersonal auszutauschen. Es gibt viele bekannte Industrieunternehmen, die vorzugsweise gut ausgebildete ehemalige Fernstudenten des Technischen Lehrinstituts Dr.-Ing. Christiani für neu zu besetzende Posten einstellen.



Die Kosten für das Fernstudium sind gering; sie betragen nur 4,50 DM im Monat. Sie brauchen also noch nicht einmal einen Stundenlohn je Woche für Ihr Studium aufzuwenden.

Wollen Sie Näheres wissen?

Wenn Sie Näheres über das Fernstudium wissen wollen, dann erhalten Sie gratis das interessante Buch DER WEG AUFWÄRTS mit ausführlichem Studienprogramm für die Fernlehrgänge Maschinenbau, Elektrotechnik, Bautechnik, Mathematik und jetzt auch Radiotechnik. - Schreiben Sie heute noch eine Postkarte (12 Pfg. Porto ist das wert) an das Technische Lehrinstitut

DR.-ING. CHRISTIANI KONSTANZ K 59

JAN
1
1956

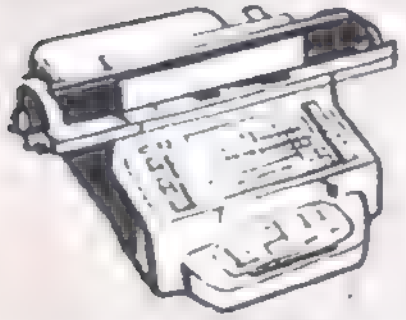
SIE...Ihr Geschäft und

National

Eingetr. Schutzmarke

Der Gedanke an das neue Jahr wird sich auch bei Ihnen mit neuen Hoffnungen für die Zukunft verbinden. Gilt es doch, wieder neue Pläne für eine erfolgreiche und gewinnbringende Geschäftsführung zu machen.

Registrierkassen



Buchungsmaschinen

Additionsmaschinen

Moderne Geschäfte verlangen moderne Maschinen. Das Gütezeichen NATIONAL an einer Registrierkasse, Buchungsmaschine oder Additionsmaschine gibt Ihnen die Gewißheit, daß Sie sich die Vorteile der weltweiten Geschäfts- und Fertigungserfahrungen der NATIONAL zunutze machen. Vielleicht benutzen Sie bereits ein NATIONAL-Erzeugnis.

Wird Ihre Einrichtung für den Geld- und Buchungsverkehr auch Ihren Plänen für das Jahr 1956 gerecht? Würde es Sie nicht interessieren zu erfahren, wie gerade eine neue NATIONAL Ihnen Zeit, Geld und Mühe sparen kann? Wenden Sie sich noch heute an den nächsten NATIONAL-Fachberater oder bedienen Sie sich des nachstehenden Abschnittes. Unser Fachberater für Geschäftssysteme wird Sie gern unverbindlich beraten und Ihnen den Weg zu höherem Gewinn zeigen.

NATIONAL REGISTRIER KASSEN AUGSBURG G. M. B. H.
Augsburg, Ulmer Straße 160 a

National Registrier Kassen G. m. b. H.
Berlin-Neukölln, Thiemannstraße 1-11

VERKAUF

KUNDENDIENST

ZUTATEN

Die Vorschläge Ihres Fachberaters für mein Geschäft interessieren mich

Name: _____

Branche: _____

Anschrift: _____

Schinkenhäger »Urquell«

wird ausschließlich aus reinen hochwertigen Naturprodukten nach dem Schinkenhäger-Herstellungsverfahren gebrannt.

Die belebenden Kräfte der Wacholderbeere sind im Schinkenhäger voll erschlossen und geben ihm seine besondere Note.

Der würzig-milde Geschmack des Schinkenhäger wird nicht nur von Herren sondern auch von Damen sehr geschätzt.

Schinkenhäger enthält keinen Zucker und darf daher auch von Diabetikern getrunken werden.

Durch seine Reinheit ist der Schinkenhäger besonders bekömmlich und ein wahrer Urquell des Wohlbefindens und der Lebensfreude.

die meistgekaufte Steinhägermarke

Im Handumdrehen - fix und fertig!

Woraus unsere „Feine Erbsensuppe" besteht? Aus richtigem (!) Fleischextrakt, grünen Erbsen und Schinken, der „auf westfälische Art" geräuchert ist - mit „Suppengrün" und einigen Gewürzen gewürzt, die wir nicht verraten wollen! Hier mit einer selbstgemachten Einlage: mit Weißbrotwürfelchen, die in Butter schön knusprig geröstet worden sind.

Der Chef der Knorr Suppenküche

DAS BESTE
aus Reader's Digest
JAHRGANG 9 JANUAR 1956
Artikel und Buchauszüge von bleibendem Wert

Ein krankes Gemüt findet zurück

Von Leonard Wallace Robinson

ICH TRAF mich mit Doktor H., einem bekannten Psychiater, in der Klinik. Zusammen gingen wir den langen Gang hinunter bis zu der Unruhigenabteilung.

Ich war gekommen, um den Anfang eines Wunders mitzuerleben. Denn heute wollte Doktor H. mit der Neubehandlung eines „hoffnungslosen" Falles beginnen. Er hatte vor, dem Patienten eine erste Injektion mit der neuen Droge Reserpin zu geben.

Unterwegs erzählte mir der Arzt ein wenig von dem Patienten, den ich John nennen will. Sowohl die Elektroschockbehandlung wie alle anderen Benandlungsmethoden waren bei ihm erfolglos geblieben. Er hörte immer noch imaginäre Stimmen, hatte Halluzinationen und blieb nach wie vor hartnäckig dabei, daß geheimnisvolle Feinde ihn zu vergiften trachteten. „Es ist nicht ein Jota besser mit ihm geworden, seitdem er vor drei Jahren hier eingeliefert wurde", sagte Doktor H.

Am Ende des Korridors nahm der Arzt zwei lange Schlüssel aus der Tasche, öffnete damit zwei schwere, dicht aufeinander folgende Türen und schloß sie wieder hinter uns ab. Innen zeigte er mir John — eine mitleiderregende Gestalt.

Als er da auf der Kante seines eisernen Bettes saß, sah er aus wie der Tod, groß und hager, das Gesicht abgezehrt, die Augen tief in die Höhlen gesunken. Er blickte auf, und als er uns da stehen sah, streckte er beide Hände vor sich und begann, sie langsam hin und her zu bewegen und in der Luft achtförmige Zeichen zu be-

schreiben — eine unheimliche Geste, als wollte er böse Geister bannen.

John war achtunddreißig Jahre alt. Zum Zeitpunkt seiner Erkrankung war er zehn Jahre verheiratet, und sein Sohn sollte gerade in die Schule kommen. Gemeinsam mit einem Teilhaber leitete John seit dem Tode seines Vaters erfolgreich die Baufirma, die er von diesem geerbt hatte.

Die krankhaften Symptome zeigten sich bei John ganz unvermittelt. Sein Geschäftspartner, den Doktor H. als freundlichen älteren Herrn schilderte, wollte sich zur Ruhe setzen und machte den Vorschlag, daß John ihm seinen Anteil an der Firma zu einem durchaus annehmbaren Preis abkaufe. Zuerst erklärte John sich einverstanden, aber wenige Tage später hatte er plötzlich die fixe Idee, daß sein Teilhaber ihn ruinieren wolle.

„Natürlich war sein Verdacht völlig unbegründet", meinte Doktor H. „In solchen Fällen ist das meistens so." Doch Johns Mißtrauen steigerte sich bald zur festen Überzeugung, und er beschwerte sich nun darüber, daß sein Geschäftspartner seine Telefongespräche abhöre, seine Post öffne und ihn auf der Straße verfolge.

Nach einer schlaflosen Nacht beschuldigte er eines Morgens seine Frau und seinen siebenjährigen Sohn, an der Verschwörung gegen ihn beteiligt zu sein. Er beschimpfte sie und behauptete, sie versuchten ihn mittels einer Gedankenübertragungsmaschine, die ihnen der Geschäftspartner gegeben habe, zu beeinflussen.

Nachdem er sie eine Stunde lang

In diesem Bericht werden die Erfahrungen eines Mannes geschildert, der eine schwere Geisteskrankheit mit Hilfe des neuen Medikaments Reserpin überwunden hat. Reserpin, Serpasil und verwandte synthetische Mittel wie Chlorpromazin wurden bereits von zahlreichen Psychiatern erprobt und haben sich bei bestimmten Geisteskrankheiten sehr gut bewährt. In den letzten beiden Jahren wurden Dutzende von geisteskranken Patienten, die als unheilbar gegolten hatten, mit diesen Mitteln so weit wiederhergestellt, daß sie aus der Anstalt entlassen werden konnten. Dennoch ist man mit diesen Medikamenten noch kaum über das Versuchsstadium hinaus.

„Es wird noch vier bis fünf Jahre dauern, bis wir in der Lage sind, definitive Aussagen über die Reserpinbehandlung zu machen", erklärte der Leiter der Forschungsabteilung des Rockland State Hospital in Orangeburg im Staat New York. „Doch die Tatsache, daß Patienten, bei denen vorher keine Behandlungsmethode Erfolg hatte, innerhalb von Wochen oder Monaten wieder geistig klar und vernünftig wurden, berechtigt zu der Annahme, daß wir im Kampf gegen die Geisteskrankheiten ein Stück weitergekommen sind."

mit derartigen sinnlosen Anschuldigungen überhäuft hatte, stürmte er aus dem Haus und ins Büro. Als er dort seine Sekretärin am Fenster stehen und sich die Lippen schminken sah, schlug er sie nieder; vermutlich, weil er die Wahnvorstellung hatte, daß sie seinem Partner ein Zeichen gebe. Dann schloß er sich in seinem Büro ein und war nicht zu bewegen, wieder herauszukommen. Schließlich mußte die Polizei die Tür aufbrechen. Man brachte ihn sofort in eine psychiatrische Klinik, und seitdem lebte er in der Anstalt.

Nachdem Doktor H. in seinem Bericht soweit gekommen war, ging er auf den Patienten zu und winkte mir, ihm zu folgen. John hatte, seitdem er uns entdeckt hatte, keinen Blick von uns gewandt. Jetzt erhob er sich in furchtbarer Erregung, mit flammenden Augen. Seine Hände bewegten sich schneller und immer schneller. „Ich weiß, wer ihr seid", schrie er unentwegt. „Ich weiß, was ihr vorhabt! Verbrecher! Räuber! Teufel!"

Die Stationsschwester näherte sich mit der Spritze, aber John fing jetzt derart zu toben an, daß es nötig wurde, dagegen einzuschreiten. Doktor H. winkte zwei Pflegern. Die beiden Männer hielten John fest, und während ich zusah, wurde ihm die erste Dosis Reserpin*) gewaltsam injiziert.

Noch beim Verlassen der Station konnte ich ihn schreien hören: „Ich weiß, wer ihr wirklich seid! Ich weiß es! Verbrecher! Mörder!"

An diese wilden Schreie dachte ich, als ich zwei Monate später in die Klinik zurückkehrte, um den Patienten wiederzusehen.

Diesmal brachte mich Doktor H. nicht zu der geschlossenen Abteilung, sondern auf eine Station, wo leichtere Fälle und Patienten, die kurz vor der Entlassung stehen, untergebracht sind. Als Doktor H. dort auf einen gesetzten, gutaussehenden Mann wies, der gemütlich seine Pfeife rauchte und sich freundlich mit einem anderen unterhielt, war ich sprachlos. Verschwunden waren die hohlen Wangen, die eingesunkenen Augen, der wilde Blick und all die anderen Krankheitsmerkmale. Sobald er uns erblickt hatte, winkte er uns zur Begrüßung zu und rief: „Hallo, Doktor, wie geht's?" Als Doktor H. uns miteinander bekannt machte, sagte John mit verlegenem Lächeln: „O ja, ich erinnere mich."

Eine der charakteristischen Eigenschaften des Reserpins ist, daß es, im Gegensatz zu den Schockbehandlungen, das Erinnerungsvermögen des Patienten nicht ausschaltet. Darum konnte mir John im Laufe des Gesprächs, das wir in den folgenden Stunden führten, viel über seine

---

*) Reserpin wird aus dem Saft der Pflanze Rauwolfia serpentina gewonnen. Rohextrakte aus dieser Pflanze werden schon seit Jahrhunderten in Indien in der Medizin verwendet. In den meisten Fällen bewirkt die Droge, daß der Patient sich allmählich beruhigt und seine Angst sich verringert, so daß er für die weitere medizinische und psychiatrische Behandlung zugänglicher wird.

Reaktion auf die Behandlung berichten. Während wir uns unterhielten, schlenderten wir durch den Krankenhausgarten, und später aßen wir zusammen im Erfrischungsraum.

Es erleichtere ihn, wenn er spreche, erklärte John. „Je mehr ich in Worte fassen kann, was in mir vorging, desto ferner rücken mir alle jene Erlebnisse. Ich hatte das Gefühl, als ob eine Wolke mich daran hinderte, die wirkliche Welt zu sehen. Jetzt ist die Wolke so gut wie verschwunden.

Erinnern Sie sich noch, wie ich schrie und brüllte und Sie Verbrecher nannte?" fragte er. „Ich war absolut überzeugt, Sie seien einer. Denn für mich war die wirkliche Welt nicht vorhanden — nur eine Unterwelt. Dort regierte ein Oberverbrecher, und jeder folgte seinen Befehlen. Der Klinikbetrieb war nur eine Tarnung, in Wirklichkeit befand sich in diesem Gebäude das Hauptquartier der Bande. Doktor H. gehörte zu den Verschwörern, und in meinen Unterredungen mit ihm war ich darum immer sehr vorsichtig und rückte kaum mit der Sprache heraus.

Ich glaubte, der Oberverbrecher habe eine Art telepathischer Beeinflussungsmethode entwickelt und versuche damit meinen Widerstand zu brechen und mich zu einem furchtbaren Verbrechen anzustiften. Aber Sie haben ja gesehen, wie ich meine Abwehrbewegungen machte — ich meine, wie ich mit beiden Händen Zeichen in Form einer Acht in der Luft beschrieb? Nun, ich war fest überzeugt, daß diese Achterzeichen — wenn ich sie nur fleißig machte — imstande wären, den bösen Einflüssen der Verbrecher entgegenzuwirken. Doch das war nicht meine einzige Waffe. Ich sprach auch unablässig gewisse Worte vor mich hin. Sie waren ebenfalls zauberkräftig und schützten mich gegen die gefährlichen Einflüsterungen."

Ich fragte John, wann er zuerst die Wirkung des Reserpins gespürt habe.

„Ich glaube, es gab drei Stadien bei dieser Kur", entgegnete er. „Etwa zwei Tage nach der ersten Injektion fühlte ich mich etwas ruhiger. Ich dachte, es liege daran, daß meine Zeichen jetzt richtig wirkten und das Gift, das mir die Verbrecher einspritzten, unschädlich machten. Doch plötzlich wurde es wieder so schlimm mit mir wie nie zuvor. Zum erstenmal seit meinem Zusammenbruch hatte ich das Gefühl, daß es dem Meisterverbrecher gelungen war, mich während des Schlafes meiner Zauberkräfte zu berauben. Die nächsten drei Wochen waren die Hölle. Ich befand mich die ganze Zeit in wahrer Panikstimmung."

Doktor H. hatte mir diese Phasen ebenfalls so geschildert. Er bestätigte, daß die Krankheit sich im zweiten Stadium der Kur heftig zu verschlimmern schien. Bei den ersten Versuchen mit Reserpin hatte diese Verschlechterung im Zustand der Patienten etliche Psychiater bewogen, die Behandlung abzubrechen. Wie Doktor H. erklärte, war es jedoch gerade notwendig, über dieses

Stadium hinwegzugelangen, wenn das Medikament in vollem Umfang zur Wirkung kommen sollte.

„Etwa vier Wochen nach der ersten Spritze", berichtete John weiter, „wurde ich von heftigem Zittern befallen. Meine Hände zitterten so, als ob ich Schüttellähmung hätte. Ich war überzeugt, daß es den Verbrechern nun endgültig gelungen war, meinen Willen in ihre Gewalt zu bekommen. Ich erinnere mich, daß ich versuchte, an die Kriminalpolizei zu schreiben und sie um Schutz zu bitten, doch ich zitterte derart, daß ich keinen Bleistift halten konnte. Schließlich geriet ich in solche Verzweiflung, daß ich sogar mit den magischen Handbewegungen und den Zauberworten aufhörte, weil ich nicht mehr glaubte, daß sie mir helfen würden.

Ich wußte das damals nicht, aber es war ein gutes Zeichen; und als auch das Zittern aufgehört hatte, ging es dann wirklich aufwärts mit mir.

Eines Morgens erwachte ich zutiefst niedergeschlagen. Als ich so auf meiner Bettkante saß, sah ich einen der Pfleger, einen jungen Mann namens Bill, auf mich zukommen. Ich dachte: Das ist das Ende. Denn, sehen Sie, ich hielt ihn für ein Mitglied der Bande, die mich verfolgte. Aber da überkam mich plötzlich, zum erstenmal, das Gefühl, daß es sinnlos sei, mich noch weiter gegen meine Feinde zu wehren. Mochten sie auch das Schlimmste vorhaben, mir war es gleichgültig. Als Bill bei mir anlangte, blickte ich in dumpfer Erwartung auf. Er blieb aber gar nicht stehen, sondern ging an mir vorbei, um irgendeine Arbeit zu verrichten. Ich starrte ihm nach, völlig fassungslos, daß er mir nichts getan hatte.

Und dann schien sich die Wolke, die auf meinem Gemüt gelastet hatte, auf einmal zu heben, und ich erkannte, daß Bill *tatsächlich* ein Pfleger und daß dieses Haus *wirklich* eine Klinik war. In diesem Augenblick wußte ich, daß alles, was ich vorher gedacht hatte, krankhafter Einbildung entsprungen war."

„Kehrten die Wahnvorstellungen dann wieder?" fragte ich.

„Ja, noch fünf Tage lang kamen und schwanden sie. Jedesmal wurde mein Glaube an die Existenz der Verbrecher ein wenig schwächer, sie kamen mir immer unwirklicher vor. Und statt wie vorher dem Arzt gegenüber äußerst zurückhaltend zu sein, hatte ich jetzt das brennende Bedürfnis, mich bei ihm auszusprechen. Mehr als alles in der Welt wünschte ich dahinterzukommen, was es mit meinen Wahnvorstellungen auf sich gehabt hatte. Das Merkwürdige dabei war, daß ich ständig bemüht war, eine logische Begründung für die Wahnwelt zu finden, die ich aufgebaut hatte, einen wirklichen Anhaltspunkt, der meine Halluzinationen gerechtfertigt hätte. Dieses Bemühen bewies, daß ich mich auf dem Wege der Besserung befand, denn nur der gesunde Verstand verlangt danach, die wahren Ursachen unerklärlicher Vorgänge

herauszufinden. Aber ich mußte schließlich zugeben, daß meine Vorstellungen jeder realen Grundlage entbehrten und daß es nur eine Erklärung dafür gab — die Krankheit.

Das einzige, was ich nicht ganz ausrotten konnte, war die verrückte Überzeugung, daß mein Geschäftspartner mich ruinieren wolle. Doch endlich rang ich mich mit Hilfe des Arztes zu der Einsicht durch, daß — wenn all die anderen Ideen bloße Hirngespinste waren — auch das ein Irrtum sein mußte. Als ich mir das klargemacht und wirklich akzeptiert hatte, war der ganze Spuk endgültig überstanden. Und seitdem gewinne ich mit jedem Tag mehr Abstand von allen meinen unheimlichen Einbildungen."

Drei Monate später, als John schon acht Wochen aus der Klinik heraus war, traf ich mich wieder mit ihm, diesmal in einem Restaurant. Er sah braungebrannt und gesund aus und hatte mindestens fünfzehn Pfund zugenommen. Niemand hätte vermutet, daß dieser gutaussehende Mann jemals anders als geistig und seelisch im Gleichgewicht und in jeder Hinsicht erfolgreich gewesen war. Seit einem Monat hatte er kein Reserpin mehr bekommen, und er fühlte sich immer noch ausgezeichnet. Er berichtete, daß das Geschäft gut gehe und wie großmütig sein Partner in seinen Forderungen bei der Abfindung gewesen sei. „Ich habe ihm zugeredet, ein bißchen mehr zu verlangen", sagte John und lächelte mich an.

Als wir uns an der Straßenecke verabschiedeten, kam es mir vor, als hätte er noch etwas auf dem Herzen. Er zögerte einen Augenblick, dann rückte er damit heraus.

„Ich möchte Sie bitten, mir einen Gefallen zu tun", sagte er. „Wenn Sie über all dies schreiben, betonen Sie doch bitte, daß mein Fall als hoffnungslos betrachtet wurde. Sehen Sie, die Tatsache, daß man mich sozusagen aufgegeben hatte und ich es dennoch, wenn auch mühsam, geschafft habe, wieder gesund zu werden, erscheint mir wie eine Botschaft — eine Botschaft an die Angehörigen anderer Geisteskranker. Vielleicht werden sie dadurch davor bewahrt, das durchzumachen, was meine Familie durchmachen mußte."

Kleine Weisheiten

Eines der Geheimnisse des Lebens: ein junger Mann, der für die Tochter bei weitem nicht gut genug war, kann dann doch der Vater des gescheitesten Enkelkindes der Welt sein.

Sobald der Erfolg einem Menschen den Kopf verdreht, steht er dicht vor dem Fiasko. N. C. B.

Besuch in der H-Bombenfabrik

Exklusivbericht eines bekannten amerikanischen Journalisten und Rundfunkkommentators, dem als erstem Außenstehenden ein Einblick in die geheimnisvollen Vorgänge gegeben wurde, die sich in der riesenhaften, von der Umwelt streng abgesperrten amerikanischen Wasserstoffbombenfabrik abspielen

Von Henry J. Taylor

Das in Amerika zur Herstellung der Wasserstoffbombe errichtete Werk übertrifft an Größe und Großartigkeit alle Fabrikanlagen, die je in Amerika gebaut worden sind. Sein gegen Unbefugte scharf gesichertes Gelände umfaßt 820 Quadratkilometer und ist damit weiträumiger als das Gebiet der Weltstadt Chikago. Es liegt in fast 45 Kilometer Länge am Savannahstrom im Staat Südkarolina. Sein Bau hat 1400 Millionen Dollar verschlungen.

Von den 280 Werkgebäuden sind viele so stabil konstruiert wie ein modernes Schlachtschiff. Fast alle sind fensterlos. Manche sind wahre Ungetüme. Schicht um Schicht streben sie düstergrau in einer noch nie dagewesenen Stahl- und Betonarchitektur himmelwärts. Einige sind völlig menschenleer. Was dort vorgeht, ist so gefährlich, daß sich die Anwesenheit von Lebewesen von selbst verbietet.

Während die einen in schmuckloser, überwältigender Majestät aufragen, ziehen sich die anderen niedrig mit weitläufigen, ineinandergeschachtelten Anbauten dahin. Wenn man sie betritt, hat man den Eindruck, durch das weitaufgesperrte Maul einer Riesenschlange zu gehen. Dann wieder gibt es mächtige Gefüge aluminiumfarbener Rohre, Gitterkonstruktionen, Retorten und Tanks. Sie müssen im Freien stehen, weil bei den in ihnen wütenden unheimlichen Prozessen giftige Dämpfe austreten, gegen die in einem geschlossenen Raum jede Ventilation machtlos wäre. Manche Dämpfe in diesem Produktionsstadium wirken unmittelbar tödlich. Man leitet sie daher in einen 120 Meter hohen Turm ab und verbrennt sie hoch oben im Luftmeer — bei Nacht ein gespenstischer Anblick, strudelnde Flammen, die in wilden Windungen emporwirbeln.

Überall sieht man Pumpwerke und Kraftwerke. Zur Kühlung der Atom-

brenner braucht man eine Wassermenge, die zur Versorgung einer Zweimillionenstadt ausreichte. Bei seiner Arbeit durchläuft das Wasser fast 140 Kilometer unterirdische Leitungen. Aufgebraucht wird nur wenig. Die Hauptmasse fließt nach ihrem Kreislauf in den Savannahstrom zurück. Zwischen den Bauten bilden 200 Kilometer Starkstromfreileitungen verbindende Netze. Der Stromverbrauch kommt der einer Industriegroßstadt gleich.

Jeder, der das Werkgelände betritt, wird fotografiert. Jedes einzelne Gebäude ist noch einmal mit einem mächtigen Stacheldrahtzaun umgeben und hat sein eigenes geheimes Sicherungssystem. An jeder Sperre stehen schwerbewaffnete Posten und Funkstreifenwagen. Selbst der Generaldirektor und die Kontrolldienstleiter, die mich führten, mußten sich bei jedem Posten und jedem Kontrollpunkt unter die Lupe nehmen lassen, auch wenn sie sich dort wenige Minuten vorher schon einmal legitimiert hatten..

Wie ist es zu dieser Anlage gekommen? Im Besitz des Geheimnisses, Elemente durch Kernspaltung künstlich umzuwandeln, hatte Amerika die Atombombe gebaut und ständig verbessert. Die bei Bikini erprobte Bombe war von unvorstellbarer Kraft: sie hob eine Wassermenge, deren Gewicht mit zehn Millionen Tonnen dem der gesamten amerikanischen Kriegsflotte entsprach, über 3000 Meter hoch in die Luft.

Nachdem Sowjetrußland im August 1949 ebenfalls eine Atombombe zur Explosion gebracht hatte, entschloß sich Amerika zur Herstellung einer noch ungleich wirksameren Bombe: der Wasserstoffbombe.

Die Wasserstoffbombe ist jedoch erst durch die Atombombe möglich geworden. Die Sprengwirkung der Atombombe beruht auf jäher Freisetzung von Kernenergie durch *Spaltung* von Atomen. Hierbei kommt es zu Temperaturen bis zu 50 Millionen Grad. Hitzegrade dieser Größenordnung aber bilden die Voraussetzung für die Wasserstoffbombe. Bei der Wasserstoffbombe beruht die Sprengwirkung, die jähe Freisetzung von Kernenergie, nicht wie bei der Atombombe auf *Spaltung*, sondern auf *Verschmelzung* von Atomen, nicht auf einem Abbau schwererer Elemente (wie Uran) zu leichteren, sondern umgekehrt auf einem Aufbau leichterer Elemente (wie Wasserstoff) zu schwereren. Es ist das, was ständig in der Sonne geschieht. Sie strahlt Energie aus, die bei dem fortgesetzten, unter der Einwirkung von 20 Millionen Grad Wärme erfolgenden Aufbau von Wasserstoffatomen zu Heliumatomen frei wird.

Mit geeigneten Substanzen, so sagte man sich, mußte man eine solche Atomverschmelzung künstlich herbeiführen können, wenn man — gleichsam als Zündkerze der Wasserstoffbombe — eine Atombombe benutzte, um die erforderliche Temperatur zu erzielen.

Am 31. Januar 1950 beschloß Prä-

sident Truman, den Bau einer Wasserstoffbombe anzuordnen. Ein titanisches Unterfangen! Die Bombe mußte mit verschmelzbarem Atommaterial geladen werden, ähnlich dem, wie es in den Sonnen des Weltalls bei Verschmelzungskettenreaktionen ungeheure Temperaturen erzeugt. Nach den ersten Berechnungen fürchtete man, daß die Herstellung eines solchen Materials über eine Million Dollar pro Pfund kosten würde, daß seine Beförderung zur Abwurfstelle nur bei einer Behältertemperatur von 200 Grad unter Null möglich wäre, die Bombe selber etwa 60 Tonnen wiegen und damit einen Lufttransport ausschließen würde.

Das heute benutzte Reaktionsmaterial ist dann in den Höhenregionen der Kernphysik ersonnen worden. Zu seiner Gewinnung aber mußte man die erwähnte Riesenanlage bauen.

Angesichts der technischen Produktionsschwierigkeiten und der gewaltigen Ausmaße der erforderlichen Bauten war man anfangs gar nicht sicher, jenes Material überhaupt herstellen zu können. Am 1. August 1950 aber unterschrieb die Firma E. I. du Pont de Nemours & Co., die schon das berühmte Plutoniumwerk Hanford im Staat Washington gebaut und in Betrieb genommen hatte, einen Vertrag mit der amerikanischen Atomenergie-Kommission.

An den Ufern der Flüsse suchte man nach einem geeigneten Gelände, weil man ja enorme Wassermengen zur Kühlung der Atombrenner brauchte. Daneben waren noch viele andere Faktoren zu berücksichtigen. So kam es, daß man nicht weniger als 114 Stellen auf ihre Eignung zu prüfen hatte.

Im November 1950 einigte sich eine gemischte Kommission auf das Gelände am stillen Savannahstrom. Sechs Ortschaften wurden hier alsbald zu Geisterstädten, so das kleine Ellenton, das zwar noch im amerikanischen Postamtsverzeichnis erscheint, aber keinen einzigen Einwohner mehr hat. Die Häuschen an diesen Orten verfallen. Gespenstisch schlägt der Wind die in den Angeln ächzenden Türen auf und zu. Nirgends ein Mensch. Fünfzehnhundert Familien mußten umgesiedelt werden, weil ihre Wohnungen innerhalb des Sperrgebiets lagen.

Unterdessen arbeitete man fieberhaft an den Bauplänen, und schließlich lagen zwei Millionen Lichtpausen vor — aneinandergelegt ein sechzig Zentimeter breites Papierband von 3500 Kilometer Länge. Mit dem bei den Ausschachtungsarbeiten bewegten Erdreich könnte man einen drei Meter hohen und fast zwei Meter breiten Damm von derselben Länge aufführen.

Im Februar 1951 begann der Bau. Die Zahl der Beschäftigten erreichte im September 1952 mit 38 500 ihren Höhepunkt. Das Durchschnittsalter der Konstrukteure und Bauleiter betrug nur vierzig Jahre. Heute verfügt die Anlage über ein Betriebspersonal von rund 8500 Köpfen. Niemand darf seine Wohnung innerhalb des Sperrgebiets haben.

Die Arbeitsschutzmaßnahmen feierten während des Baus einen einzigartigen Triumph: von sechs Millionen Arbeitsstunden ging trotz allen Gefahren keine einzige Minute durch Unfälle verloren. So etwas hatte es im Baugewerbe noch nicht gegeben.

Am 1. November 1952 wurde das erste Produkt des Werkes nahe dem Eniwetok-Atoll im Stillen Ozean erprobt: eine Wasserstoffbombe, die den Namen „Mike" trug. Für einen Abwurf aus der Luft war sie zu groß. Die Insel Elugelab, auf der sie zur Explosion gebracht wurde, besteht nur noch aus einem anderthalb Kilometer breiten Krater von über fünfzig Meter Tiefe. Darin könnten vierzehn Bauten vom Ausmaß des Pentagon in Washington verschwinden, des riesigen Gebäudekomplexes des amerikanischen Verteidigungsministeriums und der Generalstäbe.

Diese eine Bombe hatte eine größere Sprengkraft als alle im zweiten Weltkrieg auf Deutschland und Japan abgeworfenen Bomben zusammen.

Im Jahre 1954 wurde im Stillen Ozean eine zweite Wasserstoffbombe zur Explosion gebracht. Obwohl man sie auf so geringe Ausmaße durchkonstruiert hatte, daß sie ein Großbomber mitführen konnte, war die Sprengwirkung noch um ein Mehrfaches größer als bei der ersten.

Die Herstellung der Wasserstoffbombe beginnt (wie die der Atombombe) mit der Anlieferung der zehn Zentimeter langen Uranstäbe für den Atombrenner. Bei der Schwere dieses Materials ist ein Stück vom Gewicht eines Pfunds nicht größer als ein Golfball. Und doch birgt es die Sprengkraft einer TNT-Menge, deren Lagerung den Raum eines großen Stadions beanspruchen würde.

Die Uranstäbe werden im Atombrenner in mehrere Meter lange Kanäle geschoben. Das hoch radioaktive Uran soll andere, gleichfalls in Kanäle eingebrachte Substanzen beschießen und eine fortlaufende Kettenreaktion hervorrufen. Die dabei angewandte Technik beruht auf tiefsten kernphysikalischen Erkenntnissen und fällt ins Gebiet der streng gehüteten Produktionsgeheimnisse. Beschränken wir uns auf die Feststellung, daß die Stoffe, die im Reaktor aufeinander reagieren sollen, einsatzbereit sind.

Nun entstand ein schwieriges Problem. Bei den bis dahin verwendeten Reaktoren hatten sich die Reaktionsvorgänge in einem Graphitblock abgespielt. Zur Herstellung des Materials für die Wasserstoffbombe mußte man nach völlig neuen Theorien einen tankähnlichen Reaktor bauen. Er konnte aus Aluminium sein, mußte jedoch in einer Graphithülle ruhen, die zur Abschirmung der Strahlung noch eines äußeren Betonpanzers bedurfte. Der Tank diente zur Aufnahme von schwerem Wasser.

Schweres Wasser ist ein seltsamer Stoff, von dem es vor noch gar nicht langer Zeit auf der ganzen Erde nur geringfügige Mengen gab. Es sieht aus wie gewöhnliches Wasser, wiegt aber mehr. Unter 6250 Wasserstoff-

atomen gewöhnlichen Wassers ist immer eins, das doppelt so schwer ist wie die anderen. In je 200 Liter Wasser, das wir im Haushalt verbrauchen, stecken 30 Kubikzentimeter schweres Wasser. Mithin liefern drei Gewichtstonnen Wasser ganze 450 Gramm schweres Wasser — wenn man's herausbekommt. In der Wasserstoffbombenfabrik weiß man, wie man's „herausbekommt": man gewinnt es dort tausendtonnenweise.

Vom Uran ausgeschleuderte Neutronen (elektrisch neutrale Elementarteilchen) bilden sozusagen die Zündfunken für die gewaltigen Kernreaktionen, die zur Herstellung des Materials für die Wasserstoffbombe erforderlich sind. Ihre ungeheure Geschwindigkeit — über 45 Millionen Kilometer in der Stunde — ist einem wirkungsvollen Beschuß der Atomkerne, mit dem ein Element in ein anderes verwandelt werden soll, äußerst ungünstig. Man muß sie daher bremsen, und das besorgt hier das schwere Wasser. Aus diesem Grunde legt man das Beschußmaterial in dieses sonderbare Naß, das als „Reaktionsbremse" oder „Moderator" dient.

Die völlig neuartigen Reaktoren der Wasserstoffbombenfabrik, die erst durch die Riesenproduktion von schwerem Wasser möglich geworden sind, bilden die Kernstücke der Anlage. Es sind fünf gleichartige, gewaltige Schichtbauten.

Nicht, daß man zur Herstellung einer Wasserstoffbombe fünf Reaktoren benötigte. Wenn man mehr als einen gebaut hat, so deshalb, weil man die Produktionskapazität auf dem ganzen Gebiet der Atomwaffen steigern wollte. Atombomben kann man nicht einfach speichern. Sie sind vergänglich. Man muß sie immer wieder auffrischen, auffüllen, neu „laden". Darum ist es nötig, Atommaterial laufend in bestimmten Mengen weiterzuproduzieren.

In der Atombombe vollzieht sich eine unkontrollierte Kettenreaktion, im Reaktor dagegen eine kontrollierte. Die gewaltigen Energien, die in den Atomen der Brennstäbe stekken, dürfen im Reaktor nur allmählich ausgelöst werden. Das erfordert einen über menschliche Fähigkeiten weit hinausgehenden Kontrollmechanismus von beispielloser Empfindlichkeit. Der Rhythmus der Kettenreaktion muß ständig aufgezeichnet, geprüft und geregelt werden. Hierfür sorgen ungeheure, rasch arbeitende elektronische Rechenmaschinen, Alarmvorrichtungen und Getriebe, die bei geringsten Abweichungen von der Norm sofort korrigierend eingreifen. Alles steht unter einem übergeordneten Kontrollsystem, das mit unvorstellbar hochentwickelten Instrumenten arbeitet.

Dazu gehören nicht weniger als 100 000 Meßuhren. Manche dieser Geräte vermögen unsichtbare Teilchen zu wiegen, deren Gewicht nur etwa ein Tausendmilliontel Gramm beträgt. Andere messen die Geschwindigkeit von Elementarteilchen bis auf eine Tausendmilliontel Sekunde. Es gibt hier märchenhafte Krei-

selpumpen, deren Laufräder sich mit Überschallgeschwindigkeit drehen. Mächtige Tore öffnen und schließen sich in vollendeter Synchronisation. Von Feinmechanikern gebaute Mammutgeräte, zehn und mehr Tonnen schwer, arbeiten mit der Präzision eines Mikrometers.

Hochgefährlich ist die Handhabung der aus Spaltprodukten bestehenden „radioaktiven Asche". Man läßt das von Robotern machen. Um Katastrophen zu vermeiden, mußte man diese Maschinen so konstruieren, daß sie trotz ihren ungeheuer komplizierten Aufgaben ohne menschliches Zutun und ohne Reparaturpausen unbegrenzt arbeiten können. Da sieht man ferngesteuerte mechanische Hände, die mit ihrem feinen Fingerspitzengefühl fähig wären, ein einzelnes Haar auszureißen, riesige vollautomatische Derrickkräne und elektrische Förderwagen, die unter elektronischer Steuerung durch Tunnel und über Abfahrtgleise weiterrücken. Durch selbsttätige Signale ausgelöst, führen unheimliche mechanische Arbeiter die in dem großen Maschinenwald notwendig werdenden Unterhaltungs- und Reparaturarbeiten aus. Wie ein Mensch legen sie Schalthebel um, flicken leckende Rohre, wechseln schadhafte Maschinenteile aus und lassen sogar reihenweise Lämpchen aufglühen, wenn sie etwas falsch machen.

Draußen stehen Ingenieure an Teleskopen, die in die Wände eingelassen sind, und überwachen die Vorgänge im Inneren. Ich fragte, warum man die Roboter denn noch überwachen müsse. Ein Wissenschaftler sagte lächelnd: „Ja, sehen Sie, da drinnen ist es ziemlich einsam. Wir müssen aufpassen, daß sie nicht die Laune verlieren und sich verkriechen..."

Von Zeit zu Zeit werden ausgeschiedene Maschinen und Werkzeuge, die radioaktiv geworden sind, zum Atomfriedhof unten am Fluß gefahren. Sie werden samt den Lastwagen, die sie hinbringen, beerdigt.

Die Endprodukte der Kernspaltung kommen getrennt aus dem Reaktor. Das Uran wird gereinigt und für einen neuen Arbeitsgang wieder zu Stäben verarbeitet. Regelmäßig fällt eine gewisse Menge Plutonium an, das man für die Atombombe braucht. Radioaktiv gemachtes Kobalt wird in Plättchen von der Größe einer kleinen Münze als Ersatz für Radium an Krankenhäuser und neben anderen Isotopen an alle möglichen Institute verschickt, die an der Verbesserung medizinischer, industrieller und land- und forstwirtschaftlicher Methoden arbeiten. Strahlenverseuchtes Material, für das man noch keine Verwendung weiß, steckt man in riesige unterirdische Tanks, jeder so groß wie ein zehnstöckiger Wolkenkratzer — vielleicht kann man es später einmal verwerten.

Vor allem aber kommt das ganz auf seinen Zweck veredelte Material für die Wasserstoffbombe heraus, ein Material, das Tod und Verderben birgt, fertig für die Waffen, die heute den Weltfrieden schützen.

Warum Frauen anders reagieren

Aus der Monatsschrift McCall's
von Judith Churchill

Warum stellen sich die Frauen beim Ballwerfen und Laufen so ungeschickt an? Sie können nichts dafür — es liegt an ihrem Knochenbau. Daß die meisten Frauen einen Ball nicht richtig werfen können, kommt daher, daß sie im Vergleich zu den Männern X-Arme haben — bei gestrecktem Arm einen seitlichen Knick im Ellbogengelenk. Daher rührt zum Teil die steife Abwärtsbewegung beim Werfen, die die Männer immer so lächerlich finden.

Die meisten Frauen haben ja auch X-Beine, den gleichen Knick im Kniegelenk wie im Ellbogen. Männerbeine und Männerarme sind im allgemeinen viel gerader. Darum bewegen sich die Beine des Mannes beim Laufen auch meistens geradeaus und elegant; die Frauen hingegen werfen im allgemeinen die Beine in einem Bogen. Das ist auch der Grund, daß Frauen unsicherer auf den Beinen sind und leichter stürzen — die Unfallversicherungen können das bestätigen!

Warum fährt in die Frauen in gewissen Zeitabständen der Putz- und Möbelrückteufel? Der Ehemann, der beim Nachhausekommen seinen Lieblingssessel an einem andern Platz vorfindet, kann ruhig die Schilddrüse seiner Frau dafür verantwortlich machen. Ihre Schilddrüse ist nämlich größer und arbeitet stärker als die seine. Darum ist *sie* von Natur auch betriebsamer als *er*. Dazu regt sich regelmäßig alle paar Wochen ein „Nisttrieb" bei ihr, der sie zwingt, jedem Ding im Haus sein Plätzchen zu geben — und sei's ein neues.

Wie kommt es, daß Frauen den Winter in so dünnen Fähnchen überstehen? Zwei Gründe gibt es dafür: erstens sind sie besser gepolstert als die Männer. Mutter Natur hat ihre Töchter mit einer Fettschicht ausgestattet, einer erstklassigen Isolierung, die die Wärme drinnen und die Kälte draußen hält. Zweitens ist der Stoffwechsel der Frau viel anpassungsfähiger als

der des Mannes. Ihr Körper erzeugt im Winter mehr und im Sommer weniger Wärme.

Warum können Frauen so meisterhaft flunkern? In Wirklichkeit nehmen es die Männer mit der Wahrheit nicht genau — sie lügen faustdick. Die Frauen aber — und darin sind sich die Psychologen fast alle einig — sind Meisterinnen der kleinen Schwindeleien, der Täuschungsmanöver, des Sand-in-die-Augen-Streuens, der Übertreibungen und Ausflüchte. Wie ihre Fähigkeit, die Dinge gefühlsmäßig zu erfassen, sind auch diese Eigenschaften uralte Waffen des physisch — nicht biologisch! — schwächeren Geschlechts. Um ihren Mangel an Körperkraft wettzumachen, mußten sich die Frauen seit eh und je auf Taktiken und Praktiken verlassen: sie haben im Lauf der Zeit gelernt, schärfer zu beobachten, schneller aufzufassen und besser zu kombinieren. Sie haben die Erfahrung gemacht, daß sie, wenn sie in die Enge getrieben sind, klugerweise zu überlegenen Waffen greifen — zur Guerillataktik: zur Macht des Wortes und der Phantasie.

Warum wittern Frauen unablässig Brandgeruch oder hören Einbrecher? Es gibt tatsächlich Anhaltspunkte dafür, daß bei ihnen die Sinne vielleicht schärfer ausgebildet sind als bei Männern. Zwar mag eine Frau die falschen Schlüsse ziehen, aber gehört hat sie wahrscheinlich etwas, was ihrem Mann entgangen ist. Auch ihr Geschmackssinn ist schärfer, ebenso ihr Tastsinn.

Warum macht die Abenteuerlust ihrer Männer die Frauen mißtrauisch? Die Frau sieht in dieser Liebe fürs Abenteuerliche nur die Flucht vor den Pflichten. Die Frauen glauben, die Männer seien von Natur flüchtigen Sinnes und nähmen ihre Aufgaben als Ehemann und Familienvater nicht ernst genug. Sie können das bedrückende Gefühl nicht loswerden, daß sie sich in die Hand von Geschöpfen gegeben haben, auf die kein Verlaß ist.

Warum sind Frauen soviel mehr versessen auf Konzerte und „Kultur"? Nun, sie können leicht darauf „versessen" sein, denn sie haben ganz einfach ein besseres Sitzfleisch als Männer. Bei der Frau liegt der Schwerpunkt des Körpers in der Hüftgegend. So wird sie förmlich im Stuhl verankert, und das Stillsitzen macht ihr gar nichts aus. Anders beim Mann, er ist „kopflastig", sein Hauptgewicht ruht in Brustkasten und Schultern.

Warum ändern Frauen viel öfter ihre Meinung als Männer? Das tun sie gar nicht! Frauen sind unentschlossener als Männer und brauchen lange, bis sie wissen, was sie wollen. Aber wenn sie es wissen, bleiben sie meist auch dabei. In Wirklichkeit sind es die Männer, die oft ihre Meinung ändern, nicht die Frauen. Diese Tatsache ist sogar wissenschaftlich geprüft: ein Universitätsprofessor hat durch eingehende Untersuchungen bewiesen, daß die Männer zwei- bis dreimal so oft ihre Meinung ändern wie die Frauen.

Im Dritten Internationalen Geophysikalischen Jahr (1957/58) wird die Antarktis einer der Brennpunkte wissenschaftlicher Forschung und Beobachtung sein

Der Südpol ruft uns wieder

Aus der Wochenschrift The American Weekly
von Konteradmiral a. D. Richard Byrd

EINUNDDREISSIG JAHRE ist es her, daß ich meine erste Forschungsreise unternahm, und ich fahre nun zum fünftenmal nach dem großen und geheimnisvollen weißen Land am äußersten Ende der Welt, das wir Antarktis nennen. Eine neue Südpolexpedition, die offiziell unter dem Kennwort „Unternehmen Kühlschrank" läuft, soll sich in mehrjähriger Arbeit der Erforschung des riesigen sechsten Erdteils widmen und ihn mit wissenschaftlicher Gründlichkeit studieren.

Im Gegensatz zum Nordpol ist die Antarktis kein mit Packeis bedecktes Meer, sondern ein etwa 15 Millionen Quadratkilometer großes Festland — ein Erdteil, fast so groß wie Europa und die Vereinigten Staaten zusammen. Der größte Teil dieser Riesenfläche liegt unter einem Eispanzer; nur die Berge, von denen manche eine Höhe von 4500 Metern erreichen, ragen aus dem Gletschereis hervor.

An der Flanke eines solchen Berges — im Königin-Maud-Massiv, 333 Kilometer vom Pol entfernt — entdeckten wir ein gewaltiges Kohlen-

flöz, das der Kohlenversorgung der ganzen Welt aufhelfen könnte. Andere Forschungsreisende haben genau wie ich Funde gemacht, aus denen hervorgeht, daß unter dem uralten Festlandeis auch noch andere wertvolle Bodenschätze lagern, die nur darauf warten, gehoben zu werden. Ich bin aus der Antarktis noch jedesmal in der Überzeugung zurückgekehrt, daß diese scheinbar nutzlose Eiswüste in Wahrheit eine Schatzkammer voll märchenhafter Reichtümer ist.

Das „Unternehmen Kühlschrank" verdankt seinen Namen den einzigartigen klimatischen Verhältnissen der Antarktis. Die Temperaturen liegen im Durchschnitt 22 Grad unter denen der Arktis: der Vergleich mit einer überdimensionalen Tiefkühlanlage liegt nahe. Die erbarmungslose, schneidende Kälte, die den weißen Kontinent unbewohnbar macht, beschenkt ihn nämlich andererseits mit einer Reinheit, wie sie die Erde sonst nicht kennt. Am Südpol scheint die Zeit stillzustehen. Es gibt keine Fäulnis, keinen Rost, keinen Schimmel, ja, soviel wir wissen, nicht einmal Bakterien.

Diese erstaunliche Tatsache trat mir eines Tages auf einer Fahrt über das Eis besonders eindringlich vor Augen. Meine Leute stießen unversehens auf ein Lager, das vor gut siebenunddreißig Jahren von einer früheren Expedition verlassen worden war. Die Bretterwände der Hütte wirkten wie neu. Die Nägel schimmerten blank — keine Spur von Rost war zu sehen. Unweit der Hütte stand ein Hund im Schnee. Er schien so munter und lebendig zu sein wie unsere eigenen Eskimohunde — und dabei war er schon seit vielen Jahren tot. Wir hoben ein Tau auf, das unsere Vorgänger verwendet hatten; es war so straff und fest geblieben, daß wir unseren Hubschrauber damit festzurren konnten.

Die konservierende Wirkung der südpolaren Kälte wird sich vielleicht eines Tages als einer der größten Vorzüge des antarktischen Kontinents erweisen. Verderbliche Lebensmittel, ja ganze überschüssige Ernten könnte man hier im Kühlhaus der Natur einlagern. Vielleicht ließe sich auf diese Weise eine internationale Vorratskammer schaffen, aus deren Beständen allen Ländern, die von Hungersnöten und Naturkatastrophen heimgesucht werden, zu helfen wäre.

Unsere neue Expedition wird in Verbindung mit dem für 1957/58 geplanten Internationalen Geophysikalischen Jahr unternommen — ein gemeinschaftliches Unternehmen von Studiengruppen aus 39 Ländern, die auf dem ganzen Erdball gleichzeitig Naturerscheinungen wie Wetterbildung, Erdmagnetismus, Nord- und Südlicht, Vorgänge in der Ionosphäre, kosmische Strahlung, Erdbeben, Gletscherbewegung, Schwerkraft und andere erdphysikalische Gegebenheiten beobachten und registrieren sollen.

Die Expedition wird sich in zwei Teile gliedern: ein Flottenverband unter Konteradmiral George Dufek,

einem alten Südpolfahrer, übernimmt die technische Leitung; das Aufgebot der Wissenschaftler wird vom amerikanischen Nationalkomitee für das Internationale Geophysikalische Jahr, dessen Präsident der bekannte Physiker Dr. Joseph Kaplan ist, zusammengestellt.

Auf meiner ersten Südpolexpedition in den Jahren 1928 bis 1930 habe ich mit meinen Mitarbeitern Kleinamerika gegründet, den ersten amerikanischen Stützpunkt auf dem antarktischen Kontinent. Mit unseren Flugzeugen als fliegenden Beobachtungsstationen waren wir allen früheren Forschern gegenüber enorm im Vorteil. Mit unseren Luftbildkameras konnten wir in monatelanger Arbeit riesige Flächen unerforschten Landes aufnehmen — alles in allem eine größere Fläche als sämtliche Südpolexpeditionen vor uns. Und am 28. November 1929 nahm ich an der ersten Überfliegung des Südpols teil, der in einem Gebiet liegt, das weit unzugänglicher und tückischer ist als die Zone um den Nordpol.

Nach meiner ersten Expedition wußte ich, daß ich wieder und wieder zum Südpol gehen würde, denn dort wartete eine Aufgabe, die ganz einfach bewältigt werden *mußte*. Hier war das fruchtbarste Forschungsgebiet, das die Erde noch zu bieten hat. Unsere zweite Expedition dauerte von 1933 bis 1935. Wir trieben unser Erforschungs- und Erschließungsprogramm weiter voran, und zu den ausgedehnten Regionen, die wir schon früher entdeckt hatten, kamen noch viele weitere Abschnitte hinzu.

Eines der Ziele dieser Expedition war die Errichtung einer Wetterwarte im Innern des Festlandes, um erstmals genaue Erhebungen über ein eiszeitliches Kontinentalklima anzustellen. Auch eingehende Beobachtungen des Südlichts waren vorgesehen. Wir konnten auf einem so weit vorgeschobenen Posten nicht für mehr als einen Mann Vorräte anlegen, und so kam es, daß ich die ganze lange Polarnacht hindurch allein auf dieser Station hauste. Sie lag 198 Kilometer von Kleinamerika entfernt in Richtung auf den Pol. Meine Hütte stand auf einem 245 Meter dicken Eisschild. Die Temperatur fiel zeitweise auf mehr als 60 Grad unter Null. Es war ein Abenteuer, das mich fast das Leben gekostet hätte.

Obwohl sich damals schon die Wolken des Krieges zusammenzogen, richtete im Jahr 1939 Präsident Roosevelt ein Antarktiskommando der Vereinigten Staaten ein und bot mir die Leitung an. Im Herbst jenes Jahres traten wir die Reise an, ließen uns zum drittenmal in Kleinamerika nieder und bauten dort unsere dritte Siedlung.

Der Antarktisdienst mußte wegen des zweiten Weltkriegs 1941 wieder aufgegeben werden; aber nach Kriegsende rüstete die Flotte eine neue Expedition, das sogenannte „Unternehmen Hochsprung" aus, und man betraute mich mit der Führung. Wir verfügten über vier Hubschrauber

und neunzehn weitere Flugzeuge, von denen einige mit Schneekufen ausgerüstet waren, und über dreizehn Schiffe, darunter ein U-Boot und einen großen Flugzeugträger neuester Bauart. Alles in allem waren 4200 Mann beteiligt, von denen ein Teil monatelang in Kleinamerika blieb. Es war die bis dahin bei weitem umfangreichste Polarexpedition.

Wir hatten nun erstmals ein einigermaßen gutes Bild von der Gestalt des Kontinents gewonnen. Aber immer noch lag jenseits des Pols ein Gebiet von der Größe der Vereinigten Staaten, das völlig unbekannt und noch nicht vermessen war.

Auf das „Unternehmen Hochsprung" folgten drei kleine Flottenexpeditionen unter Fregattenkapitän Gerald L. Ketcham, unter dem jüngst verstorbenen Lincoln Ellsworth und unter Kapitän Finn Ronne. Diese Forschungsreisen haben unsere Kenntnis verschiedener Teilgebiete vervollständigt und erweitert.

Das Zustandekommen des „Unternehmens Kühlschrank" ist in hohem Maß dem persönlichen Interesse Präsident Eisenhowers zu verdanken.

Die Länder, die sich am Internationalen Geophysikalischen Jahr beteiligen, werden ihre Stationen so anordnen, daß sie drei Ketten bilden, die sich rings um den Äquator und von Pol zu Pol erstrecken sollen. Um in der Antarktis ein möglichst dichtes Netz solcher Stationen zu knüpfen, wollen neun Nationen (die Vereinigten Staaten, Australien, Neuseeland, Großbritannien, Frankreich, Norwegen, Argentinien, Chile und die Südafrikanische Union) auf dem oder um den Kontinent mehr als zwanzig bemannte Stationen errichten. Außer den zahlreichen Küstenstationen werden Frankreich, Australien, Norwegen und die Vereinigten Staaten kleine Stützpunkte im Innern des Festlandes aufbauen.

Der kühnste von all diesen Plänen sieht, wenn er sich überhaupt als durchführbar erweist, die Anlage einer fünfzehn Mann starken Station am Südpol selbst vor. Dr. Paul Siple, der mich auf allen unseren Expeditionen zum Südpol begleitet hat, wird dieses Projekt in die Hand nehmen. Diesen Stützpunkt aufzubauen und die Männer am Leben zu erhalten, wird unsere Findigkeit und unser technisches Können auf eine harte Probe stellen.

Der Pol liegt 3000 Meter über dem Meeresspiegel auf einem Hochplateau. Um dorthin zu gelangen, müssen unsere Flugzeuge eine Gebirgskette von 4600 Meter Höhe überwinden. In der langen Polarnacht werden die Temperaturen voraussichtlich bis auf 73 Grad unter Null sinken. Der Stützpunkt am Pol wäre jedoch von überragender Bedeutung, denn er würde den Knotenpunkt bilden: dort sollen nämlich die drei Ketten von wissenschaftlichen Stützpunkten, die den Erdball umspannen, zusammenlaufen. Überdies erfordern gewisse wichtige Beobachtungen eine lange Periode völliger Dunkelheit, wie sie nur an jenem ab-

strakten Punkt, den wir Südpol nennen, anzutreffen ist.

Die Antarktis ist ein von der Natur eingerichtetes Laboratorium voll der aufregendsten Möglichkeiten für die Förderung der Wissenschaften und damit unserer Kenntnis der Welt. Auch die politische und strategische Bedeutung des weißen Kontinents und die etwa dort vorhandenen Bodenschätze gilt es nicht aus den Augen zu verlieren. Die Kohlenlager und Mineralvorkommen, die es dort gibt, können eines Tages dem Wirtschaftsleben der ganzen Welt zugute kommen.

Es ist durchaus möglich, daß unsere Rückkehr in die Antarktis diesmal zu einer dauernden Niederlassung führt. Großbritannien, Chile, Argentinien und Australien haben bereits Stützpunkte geschaffen, die offensichtlich mehr oder weniger als Dauereinrichtungen gedacht sind. Ich bin überzeugt davon, daß solche und andere künftige Stützpunkte schließlich den Weg für eine ständige Besiedlung ebnen werden, für eine kleine, aber wichtige Kolonie im endlosen Reich der Antarktis, die dem Menschen ebenso viel verspricht, wie sie ihm abverlangt.

Nichts für Fremde

Die Speisekarte in einem Hotel in Reykjavik auf Island war englisch geschrieben. Nur am unteren Rand stand eine Zeile in isländischer Sprache. Neugierig fragte ich den Kellner, was da stehe. „Ach, das ist isländisch", meinte er und wollte davoneilen.

„Das weiß ich", erwiderte ich, „aber was heißt das?"

Widerstrebend übersetzte er: „Auf die Rechnung werden 10 Prozent für die Bedienung aufgeschlagen. Bitte kein Trinkgeld." G.T.

Weit her

Eine amerikanische Wochenzeitung erschien verspätet. Der Chefredakteur brachte auf der ersten Seite folgende Erklärung: „Unsere Zeitung erscheint in dieser Woche zu spät. Der Grund für diese Verspätung ist auf einem Kornfeld zu suchen und liegt vielleicht schon Jahre zurück. Von dort erreichte er schließlich unsere Setzmaschine. Aber der Maschine selbst ist nichts geschehen. Sehen Sie, das Korn wurde eines Tages reif, wurde gebrannt, alterte in einem Faß aus Eichenholz und kam schließlich in die Hände unseres Setzers."

Anfang und Ende

Ein Rabbi erhielt von einem jungen Mann, den er getraut hatte, folgenden Dankesbrief: „Verehrter Rabbi, ich möchte Ihnen sehr herzlich für die wundervolle Zeremonie danken, mit der Sie mein Glück zum Abschluß gebracht haben." E.W.

Ist das der Herzfeind Nummer eins?

Aus der Monatsschrift Farm Journal

von Blake Clark

An der Zunahme der Kranzgefäßkrankheiten scheint der übermäßige Fettgenuß stark beteiligt zu sein

In Amerika hat der Fünfunddreißigjährige von heute mit einem weniger langen Leben zu rechnen als sein Altersgenosse in Europa. Nach den Zahlen der Weltgesundheitsorganisation ist die Sterblichkeit bei den Jahrgängen, die das gefährliche Kindheitsalter überstanden haben, in Amerika trotz kurzer Arbeitszeit, kräfteschonender Mechanisierung, guter Gesundheitsfürsorge und langem Urlaub unverhältnismäßig hoch. Das liegt daran, daß in Amerika die Herzkrankheiten außerordentlich verbreitet sind, stärker als in anderen Ländern. Nach dem gegenwärtigen Stand der Todesursachen werden von je drei heute über fünfundfünfzig Jahre alten Amerikanern zwei an einer Herzkrankheit sterben. Schon im vergangenen Jahr war der Anteil der Herzkrankheiten und der mit ihnen verwandten Kreislaufstörungen an der Gesamtheit der Todesursachen in Amerika höher als der aller übrigen Todesursachen zusammen. Er betrug 52 Prozent.

Unter Führung des Physiologen Dr. Keys und unter Mitwirkung des Vorsitzenden der Internationalen Gesellschaft für Herzforschung, Dr. Paul Dudley White, haben amerikanische Ärzte in fünfjähriger Arbeit aus zahlreichen Ländern ein umfassendes Material über Kranzgefäßkrankheiten zusammengetragen. Die von ihnen bearbeiteten Statistiken von Ämtern, Versicherungen und Krankenhäusern zeigen, daß die Häufigkeit dieser Krankheiten bei den verschiedenen Völkern stark differiert und offenbar mit der Ernährungsweise zusammenhängt.

Die Herzmuskeln werden durch ein eigenes Arteriensystem mit Blut versorgt: die Kranz- oder Koronargefäße. Seit langem wissen wir, daß es für das Herz sehr gefährlich ist, wenn sich in diesen Arterien zuviel Cholesterin anlagert, eine fettartige Substanz, die in der Leber aufgebaut wird und sich in fast allen Geweben findet. Der Organismus braucht diese Substanz dringend, scheint sie aber — eine Möglichkeit, der die Wissenschaft nun nachgeht — gelegentlich im Übermaß herzustellen oder nicht genügend auszuscheiden. Dabei kommt es vor, daß Cholesterin sich auch in den Kranzgefäßen ansetzt, sie verengt und den Blutdurchfluß behindert. Damit wird die Gefahr einer Schädigung der Arterienzellen heraufbeschworen. Hält der Prozeß an, so können sich die Arterien leicht einmal durch ein Blutgerinnsel verstopfen, und da der Herzmuskel ohne Zufuhr von Blut und Sauerstoff nicht arbeiten kann, wird das Herz dann immer schwächer und schwächer und hört schließlich infolge der fortgesetzten Unterernährung ganz auf zu schlagen.

Die hier beschriebene Veränderung in den Kranzgefäßen nennt man Arteriosklerose. Wodurch eigentlich ein Herzanfall unmittelbar verursacht wird, weiß man nicht genau, doch weiß man, daß er meist nur auftritt, wenn die Herzarterien durch verhärtende Einlagerungen geschädigt sind.

Dr. Keys ging die Befunde von dreihundert höheren Angestellten mittleren Alters durch, bei denen regelmäßig Blutuntersuchungen vorgenommen worden waren, und fand, daß bei ihnen der Cholesteringehalt des Bluts höher war als bei einer zum Vergleich herangezogenen Gruppe jüngerer Leute. Woran lag das?

Waren die Älteren vielleicht zu dick? Nein. Zwischen Dicken und Dünnen fand er kaum einen Unterschied an Blutcholesterin. Als aber einige der Dicken eine Entfettungsdiät einhielten, sank bei ihnen auch häufig der Cholesteringehalt des Bluts ab. Keys sah sich ihre Diätvorschriften näher an. Wenig Fett! Sollte der Cholesteringehalt des Blutes von der *Art* der Ernährung abhängen?

Gespannt verfolgte Keys die Statistiken des amerikanischen Landwirtschaftsministeriums zurück bis 1910. Tatsächlich: in der Volksernährung war der Anteil der Fette ständig gestiegen! In vier Jahrzehnten eine Steigerung des Fettanteils am Kalorienwert der Nahrung von 30 auf 40 Prozent! War übermäßiger Fettgenuß daran schuld, wenn das Blut einen zu hohen Cholesterinspiegel aufwies?

Dann bekam Keys einen neuen Patienten, Arnold Heth. Der Sechsundvierzigjährige litt an einer durch Cholesterinüberschuß verursachten Krankheit. Überall in seinem Körper hatte die Fettsubstanz Knötchen gebildet. Im Knie waren sie so groß und schmerzhaft, daß er kaum zu knien vermochte. Sein Blut wies den höchsten Cholesteringehalt auf, den man

in Keys' Laboratorium je gemessen hatte. Während andere Patienten seines Alters auf 100 Kubikzentimeter Blut durchschnittlich 250 Milligramm Cholesterin hatten, waren es bei ihm nicht weniger als 1000 Milligramm.

Hier bot sich die beste Gelegenheit zu einem wissenschaftlich kontrollierten Versuch. An einem Dienstag setzte man Heth auf fettarme Diät. Schon am Mittwoch sank der Cholesteringehalt auf 970 Milligramm, am Donnerstag auf 940, am Freitag auf 900 und so fort, täglich um etwa 30 Milligramm. Doch stieg er sofort wieder an, sobald man die Kost fettreicher machte.

Schließlich entließ man Heth mit strenger Diätvorschrift: täglich nicht mehr als 50 Gramm Fett, ein Drittel seines früheren Verbrauchs. Bei einer Kontrolle nach sechzehn Monaten enthielt sein Blut nur noch halb soviel Cholesterin wie vor der Behandlung, und die Knötchen waren im Schwinden begriffen. Dabei hatte er überhaupt nicht abgenommen.

Um die Vermutung nachzuprüfen, daß gewisse Kranzgefäßkrankheiten mit der Fettaufnahme zusammenhängen, setzte Keys 1951 seine Arbeiten in Europa fort, zunächst in Italien. Die italienische Kost enthält nur halb soviel Fettkalorien wie die der Amerikaner. Wenn viele Italiener dennoch Übergewicht haben, liegt das hauptsächlich an den Kohlehydraten, die sie sich mit Brot und Spaghetti reichlich zuführen. Degenerative Herzkrankheiten als Todesursache sind in Amerika dreimal so häufig wie in Italien. Für Keys Forschungen war Italien also wie geschaffen.

Mit Unterstützung der italienischen Gesundheitsbehörden untersuchte er in Neapel zweihundert Männer über vierzig und fand, daß sie viel weniger Blutcholesterin hatten als seine von ihm untersuchten Landsleute. Studien in England und Spanien schlossen sich an. Auch in diesen Ländern stellte er fest, daß die Menge des Blutcholesterins und das Auftreten von Kranzgefäßkrankheiten in direktem Verhältnis zum Fettgehalt der Nahrung standen.

Der schwedische Arzt Malmros, Leiter der Universitätsklinik in Lund, unterstützte Keys' Theorie mit der Angabe, daß in Skandinavien die Häufigkeitskurve der Kranzgefäßkrankheiten während des Krieges annähernd mit der Kurve der Fettrationen parallelgelaufen sei. Im besetzten Norwegen sei sie mit der Fettration abgesunken, im Gegensatz zum unbesetzten Schweden, wo die Fettversorgung nicht so stark beschnitten gewesen sei.

Zwei Johannesburger Ärzte machten Cholesterinmessungen bei mehreren südafrikanischen Negerstämmen. Sie fanden, daß die Bantuneger, die nur 15 Prozent ihrer Kalorien aus Fett beziehen, sehr wenig Cholesterin im Blut haben, und wiesen mit Autopsien nach, daß von 224 Männern zwischen 50 und 70 Jahren nur ein einziger an einer Kranzgefäßerkrankung gestorben war.

Dann hörte man von den Japanern. Die Kost dieser Reis- und Fischesser ist eine der fettärmsten der Welt. Bedeutet dies, daß sie besonders gesunde Herzen haben? Ein japanischer Mediziner prüfte die Berichte über 10000 Leichenöffnungen und nahm Herzuntersuchungen bei mehr als 1000 Personen vor. Nach seinem Zahlenmaterial kommen in Japan schwere Kranzgefäßkrankheiten zehnmal weniger häufig vor als in Amerika.

Bei der zweiten Welttagung für Herz- und Kreislaufforschung im vergangenen Jahr berichteten alle diese Mediziner über ihre Erfahrungen. Ihr Beweismaterial war so schwerwiegend, daß alsbald weitere Forschungen einsetzten. Heute liegt bereits neues Material aus Schweden, Italien (besonders Sardinien), Südafrika, den Niederlanden und Guatemala vor. Überall das gleiche: bei starkem Fettverbrauch hoher Cholesterinspiegel und viele Kranzgefäßerkrankungen.

Dennoch darf man nun nicht einfach folgern, man könne sich gegen Kranzgefäßstörungen schützen, indem man weniger Fett ißt. Dabei spielt auch manches andere eine Rolle. Die Wissenschaft hat noch nach vielen Richtungen zu forschen.

Vorstoß in Neuland

WIR MACHEN heute vor allem in der Diagnose, aber auch in der Behandlung der Kranzgefäßkrankheiten große Fortschritte. Nur ihrer Vorbeugung und ihren Ursachen schenken wir noch zuwenig Beachtung. Einstweilen können wir nur den Einflüssen von Primärfaktoren unsere besondere Aufmerksamkeit zuwenden, die kaum oder gar nicht zu ändern sind: die ererbte *Konstitution*, wobei der untersetzte, „mesomorphe" Typus und der sehr hohe Blutfettspiegel bei manchen Jugendlichen eine Rolle spielt, sowie *Geschlecht* und *Alter* — Männer werden leichter befallen als Frauen, Ältere mehr als Jüngere. Die Sekundärfaktoren, die Umweltfaktoren, die sich eher ändern lassen, sind noch viel zuwenig erforscht. Dazu gehören *Diätfehler*, *Nikotinmißbrauch*, *Mangel an Bewegung*, *Überarbeitung*, *Aufregung*, *Klima* und *landschaftlich bedingte Lebensgewohnheiten*. Eine international durchgeführte Ursachenforschung wird uns zweifellos viele wertvolle Aufschlüsse geben. Blake Clarks Artikel macht uns mit bedeutsamen Vorstößen in dieses Neuland bekannt, die — wenn sich ihre Ergebnisse bestätigen — zu großen Hoffnungen berechtigen.

DR. PAUL DUDLEY WHITE, Vorsitzender der Internationalen Gesellschaft für Kardiologie

Von Wichtigkeit ist vielleicht körperliche Bewegung — da stehen die Amerikaner ja weit hinter anderen Völkern zurück. Und welche Bedeutung mag hier das Geschlecht haben? Welche Bedeutung die individuelle Erbanlage? Welche Bedeutung ein gestörter Körperhaushalt, bei dem vielleicht übermäßig Cholesterin gespeichert wird, ganz gleich, was man

ißt? Auch bei normalem Gewicht und normalem Cholesterinspiegel sterben Menschen an Kranzgefäßthrombose — manche sogar nach jahrelanger fettarmer Diät.

An seinem Alter, seinem Geschlecht, seinen Erbanlagen, seiner Konstitution kann man nichts ändern. Wohl aber an seiner Kost. Sollte man das nicht sicherheitshalber auf jeden Fall tun?

Doch hier ist eine Warnung am Platz. Viele Autoritäten sagen, man dürfe die gewohnte Fettmenge nicht einfach radikal herabsetzen, dazu sei Fett zu wichtig für den Körper. Wohl aber könne es niemandem schaden, wenn er seinen Fettverbrauch einschränke. Das sei vielleicht doch eine recht gute Herzversicherung.

Hier ein paar Winke. Essen Sie lieber mehr gekochtes oder gegrilltes Fleisch und weniger Pfannengerichte wie Schnitzel und Kotelett, bei denen große Fettmengen in das Fleisch einziehen. Salz- oder Pellkartoffeln haben bis zu 65 Fettkalorien weniger als sechs bis acht Stückchen Pommes frites.

Ist Ihr Fettkonsum zu hoch, so schneiden Sie von Ihrem Fleischgericht alles sichtbare Fett ab und nehmen sich weniger Soße. Verzichten Sie auf fette Torten und Blätterteig. Essen Sie Ihren Salat ohne Öl und Mayonnaise. Wenn Sie täglich statt eines halben Liters Vollmilch einen Liter Magermilch trinken, vermeiden Sie 150 Fettkalorien und gewinnen 18 Gramm reines Protein. Marmelade oder Honig zum Brot ist bei fettarmer Diät besser als Butter.

Ein hervorragender Eiweißlieferant ist Weißkäse. Er enthält fast gar kein Fett. Auch die meisten Seefische sind fettarm und eiweißreich. Eine ordentliche Portion gekochter Schellfisch, etwa 200 Gramm, enthält noch kein halbes Gramm Fett, dagegen reichlich Eiweiß, rund 35 Gramm — das ist schon die Hälfte der Proteinmenge, die der Erwachsene täglich zu sich nehmen soll. Kabeljau hat ebenfalls wenig Fett, wogegen manche andere Fischgerichte, zum Beispiel Thunfisch in Dosen, äußerst fettreich sind.

Beträchtliche Unterschiede haben wir beim Fleisch. Wer sich mit Wurst aus Schweinefleisch 35 Gramm Eiweiß zuführen will, muß dabei 1320 Fettkalorien in Kauf nehmen, bei Lammkotelett aber nur 730 und bei Kalbsleber, die von den Ernährungsphysiologen so hoch geschätzt wird, sogar nur 104 Fettkalorien.

Wer sich an diese Tatsachen hält, vermindert nicht nur sein Gewicht, sondern beeinflußt wahrscheinlich auch seinen Cholesterinhaushalt günstig. Die Wissenschaftler sind fest davon überzeugt, daß sie in absehbarer Zeit noch genau herausbekommen werden, welche Rolle das Fett und andere Faktoren bei den Kranzgefäßen und ihren Krankheiten spielen, die ein so beunruhigendes Ausmaß angenommen haben.

Geht Singapur zum zweitenmal verloren?

Aus der Wochenschrift U. S. News & World Report

Wie Rotchina systematisch eines der letzten Bollwerke der Freiheit in Südostasien sturmreif macht

Noch im Frühjahr letzten Jahres erschien Singapur, einer der lebhaftesten Häfen der Welt und einer der wichtigsten dem Westen in Asien verbliebenen Stützpunkte, sicher und ruhig. Die Engländer hatten der Stadt gerade weitgehende Selbstverwaltung gewährt, die Menschen dort waren friedlich und zufrieden. Bis auf ein paar Politiker schien niemand an einem Umschwung Interesse zu haben.

All das hat sich innerhalb weniger Monate radikal geändert, nachdem im Mai plötzlich Unruhen ausgebrochen waren, bei denen vier Menschen getötet wurden, darunter ein Korrespondent der *United Press*. Die Europäer fühlen sich heute auf den Straßen nicht mehr sicher. Und es ist nichts Ungewöhnliches, daß chinesische Schulkinder dem weißen Mann die gemeinsten Schimpfworte nachrufen. Von heute auf morgen ist Singapur eine Stadt voll gefährlicher Spannungen geworden — wie Schanghai im Jahre 1948 oder Saigon 1953.

Bis vor ein paar Monaten meinten sogar Pessimisten, die Briten würden diese Kronkolonie wohl noch mindestens fünf Jahre halten. Jetzt sagen sogar Optimisten, Großbritannien könne sich gezwungen sehen, Singapur schon in ein oder zwei Jahren volle Selbstverwaltung einzuräumen, wenn nicht gar völlige Unabhängigkeit. Geschieht das, dann werden die Kommunisten — das ist so gut wie sicher — die Macht an sich reißen: dann wird auch aus Singapur ein

Satellit Rotchinas, ein kommunistischer Brückenkopf tief im Herzen des freien Asiens. Das würde sehr wahrscheinlich das Ende der britischen Herrschaft über ganz Malaya, würde den Verlust seiner entscheidend wichtigen Kautschuk- und Zinnreserven bedeuten.

Warum Singapur dem Kommunismus in einem derartigen Tempo zutreibt, liegt auf der Hand. Von den 1 200 000 Einwohnern der Insel, zu denen auch noch Malaien, Inder, Pakistani und Eurasier zählen, sind über 900 000 Chinesen — und nur 17 000 Europäer. Bis vor kurzem verhielten sich diese Chinesen abwartend, um zu sehen, ob sich im Land ihrer Väter die Macht der Roten festigen würde und ob die USA mit ihren Verbündeten in der Lage wären, die Verteidigung Südostasiens zu gewährleisten. Nun scheint die Zeit des Abwartens vorüber zu sein. „Man kann hier", meinte einer der wohlhabendsten chinesischen Großkaufleute, „als Chinese zwar immer noch Nichtkommunist sein, aber man kann es sich nicht länger leisten, Antikommunist zu sein."

Während die Kommunisten in anderen Teilen der Welt von Frieden und Versöhnung redeten, gingen sie daran, Singapurs chinesische Bevölkerung systematisch zu bearbeiten. Das Resultat ist ein Musterbeispiel dafür, wie die Roten auf ihr Ziel losgehen.

Als erstes organisierten sie die chinesischen Studenten und Schüler. Dann unterwanderten sie die bereits bestehenden Gewerkschaften und gründeten neue, in denen sie Tausende von chinesischen Industriearbeitern zusammenfaßten. Anschließend rissen sie in der seit November 1954 bestehenden linksgerichteten Volksaktionspartei praktisch die Führung an sich. Die offizielle Kommunistische Partei ist zwar seit 1948 verboten, doch dafür hat sich diese neue Partei, die heute nichts anderes als ein Werkzeug der Kommunisten ist, zur dynamischsten politischen Kraft der Stadt entwickelt. Im vergangenen April hat sie zwar nur drei von den 25 zu wählenden Sitzen in der ersten Gesetzgebenden Versammlung Singapurs bekommen, aber nach neuesten britischen Schätzungen könnte sie es jetzt ohne weiteres auf neun oder zehn Sitze bringen.

In diesem Kampf um die Macht spielen die chinesischen Schüler und Studenten — viele noch keine sechzehn Jahre alt — eine große Rolle. Fast die Hälfte von ihnen besucht Privatschulen und -institute, die von Singapurs chinesischer Gemeinde finanziert und geleitet werden. Diese nicht den Behörden unterstellten Lehranstalten stehen der kommunistischen Wühlarbeit offen, und die Roten gingen sofort daran, sie zu Brutstätten für linientreue Parteigänger Rotchinas zu machen. Eine Zelle von nur zehn bis zwanzig aktiven Kommunisten in jeder der sieben höheren Privatschulen hat genügt, insgesamt 10 000 Schüler und Studenten zu organisieren. Wo man mit Überredung nichts erreicht, er-

zwingt man es durch Terror. Erst kürzlich haben die Roten einen Studenten ermordet, der als „politisch unzuverlässig" galt.

Die kommunistischen Anführer berufen nach Belieben Studentenversammlungen ein, gründen politische Studiengruppen und beordern die Studenten auf die Straße, damit sie für streikende Arbeiter oder einen prokommunistischen politischen Kandidaten demonstrieren. Sie können tun, was sie wollen, ohne Maßregelungen befürchten zu müssen. Als der Rektor einer Lehranstalt von einem Besucher gefragt wurde, warum er denn nicht dagegen einschreite, antwortete er zitternd: „Wir sind unseres Lebens nicht mehr sicher. Neulich erst hat man der Leiterin einer Mädchenschule Säure ins Gesicht geschüttet." Weder die britischen Kolonialbeamten noch die kürzlich gewählten einheimischen Verwaltungsbeamten wagen, gegen diese rote Diktatur in den Schulen vorzugehen, weil sie befürchten, damit schlimme Ausschreitungen heraufzubeschwören.

Was diese Entwicklung für Singapurs Zukunft bedeutet, zeigt allein die Tatsache, daß mindestens die Hälfte der 30 000 Jugendlichen, die alljährlich wahlberechtigt werden, ausgiebig mit Rotchinas glorreichen Errungenschaften vertraut gemacht worden ist. Ein ausländischer Diplomat meint dazu: „Wenn die Kommunisten ganz auf Nummer Sicher gehen wollen, brauchen sie bloß in aller Ruhe abzuwarten. In wenigen Jahren wird eine klare Mehrheit der Wähler für sie stimmen."

Auch die Führung der Gewerkschaften Singapurs haben die Kommunisten in knapp einem halben Jahr an sich gerissen. Sie beherrschen schon fast alle 15 000 Transportarbeiter und kommen ihrem Ziel, sämtliche 75 000 organisierten Werktätigen der Stadt unter ihre Fuchtel zu bringen, Tag für Tag näher. Die Mitgliederzahl der übrigen Gewerkschaftsgruppen ist seit März von 2000 auf 20 000 hinaufgeschnellt.

Sogar die chinesischen Geschäftsleute mit ihrer traditionell konservativen Haltung werden durch den Terror in eine passive oder aktive Zusammenarbeit mit den Kommunisten gedrängt. Es gibt zum Beispiel unter den millionenschweren Kautschukmagnaten und -großhändlern nicht einen, der sich offen gegen den Kommunismus ausspräche. Die einflußreiche chinesische Handelskammer ist zu einem — wenn auch widerstrebenden — Werkzeug der Kommunisten geworden. Auch fast alle führenden chinesischsprachigen Zeitungen sind mehr oder weniger rot. Ein Blatt, das einmal eine Studentendemonstration zu kritisieren wagte, wurde sofort boykottiert; die Redakteure besserten sich schleunigst.

Und auf kommunistischen Druck hin mußten die Kaufmannskreise den hervorragenden Philosophen und Kommunistengegner Lin Yutang fallen lassen, den sie zum Rektor einer neuen chinesischen Universität in

Singapur ausersehen hatten. Dr. Lin mußte auf dieses Amt verzichten.

Der „General" dieser unwahrscheinlich rasch vorangetriebenen roten Eroberungskampagne ist ein zweiundzwanzigjähriger junger Mann namens Lim Ching-siong, ein verschlagener, rücksichtsloser Hetzer und einer der drei Abgeordneten der Volksaktionspartei in der Gesetzgebenden Versammlung. Er war es, der in seiner Eigenschaft als Sekretär einer der maßgebenden Industriegewerkschaften die Streikwelle auslöste, die die Kronkolonie monatelang in Unruhe hielt. Nach Ansicht der Polizei folgt Lim, falls er nicht überhaupt überzeugter Kommunist ist, offensichtlich ganz bestimmten Direktiven; hinsichtlich seiner Hintermänner tappt man allerdings im dunkeln. Obwohl kinderlos und nicht einmal verheiratet, ist er Vorsitzender einer Vereinigung chinesischer Eltern und Lehrer. Er holt sich Geld, wo er es bekommt: sei es von reichen Chinesen, die ihm hohe Summen zahlen müssen, sei es von Omnibusfahrern, die einen Teil der Fahrgelder unterschlagen.

Hand in Hand mit den kommunistischen Erfolgen geht ein alarmierendes Anschwellen antikolonialer Ressentiments. Eine kleine Meinungsverschiedenheit zwischen Singapurs jüngst gewähltem Ersten Minister David Marshall und den britischen Behörden über die Zahl der von ihm zu ernennenden Stellvertreter entbrannte plötzlich zu einer großen öffentlichen Streitfrage. Während noch vor wenigen Monaten nur die Kommunisten nebst ihren Verbündeten die volle und sofortige Selbstverwaltung verlangten, sehen sich jetzt auch die meisten Konservativen gezwungen, diese Forderung zu unterstützen.

Für die freie Welt ist diese ganze Entwicklung in Singapur und Malaya voll böser Vorzeichen. Die Strategen des Westens müssen bereits ihre Verteidigungspläne für dieses Gebiet umarbeiten. Sämtliche Planungen, die mit Singapur als sicherem Bollwerk des Westens rechnen, sind überholt. Statt dessen werden die Militärs durchaus die Möglichkeit einzukalkulieren haben, daß diese alte britische Bastion — das „Gibraltar des Ostens" — ein kommunistischer Brückenkopf wird, der die noch verbleibenden Stützpunkte in Südostasien bedroht.

Shakespeare im Straßenverkehr

Wie! Dehnt die Reih' sich bis zum Jüngsten Tag? (Macbeth) . . . Hörner können einen rasend machen. (Die lustigen Weiber von Windsor) . . . Oh, laß ihn vorbei (König Lear) . . . Da ich zu Hause war, war ich an einem bessern Ort. (Wie es euch gefällt)

Vater wünschte sich als Weihnachtsessen ein gebratenes Ferkel

Das Ferkel Rosi

Aus dem Buch „The Country Kitchen"

von Della T. Lutes

Ich war noch ein Kind, als sich auf unserem Hof zu Hause eines der Mutterschweine — vielleicht aus jugendlichem Überschwang — in der Paarungszeit irrte und im Spätherbst einen Wurf von dreizehn Ferkelchen zur Welt brachte. Alle außer einem waren kräftig. Das zuletzt geborene wurde, da es schwächlich war, immer von den anderen von den Zitzen der Mutter weggedrängt. Mein Vater brachte das magere Geschöpf, das auf seinen dürren Beinchen nicht stehen konnte, ins Haus und legte es Mutter in den Schoß.

„Ein Kümmerling", sagte mein Vater kurz. „Am besten legst du es in eine Kiste und päppelst es hoch."

Mutter breitete eine alte Schürze auf einen Stuhl und legte das kleine Wutzelchen darauf. Dann wärmte sie etwas Milch, steckte den Finger hinein und ließ das Tierchen daran saugen. Es sog, bis es satt und durchwärmt einschlief.

Bald wurde der Finger durch eine Saugflasche ersetzt, und nach einer Woche war das Wutzelchen, das wir Rosi tauften, auf dem besten Wege, ein gesundes, normales Ferkel zu werden. Es wurde in einer Kiste neben der Küchentür untergebracht, und ich mußte für das Tierchen sorgen.

„Mäste es gut", sagte mein Vater und blickte Rosi nachdenklich an, „dann gibt es zu Weihnachten gebratenes Ferkel." So wurde Rosi mit süßer Milch, frischem Maismehl und Grünzeug gemästet und wuchs zu einer ansehnlichen Ferkelschönheit heran.

Rosi lief hinter Mutters Rock her, wenn sie die Eier einsammelte und die Hühner fütterte, beschnüffelte alles auf ihrem Weg und drückte ihre Zufriedenheit mit dem Dasein durch munteres Grunzen oder — zur Zeit der Fütterung — durch schrilles, bettelndes Quieken aus. Sie

ließ es sich gefallen, daß ich sie schrubbte, bis ihre Haut rosig war und ihrem Namen alle Ehre machte, und sie hatte nichts gegen das noch rosigere Seidenband einzuwenden, das ich ihr um den Hals knüpfte. Mit ihrem runden, lustigen Rüssel, ihren kleinen, hellen, wachsamen Augen und dem winzigen, nichtgeringelten Schwänzchen war Rosi ein Ferkel, das die Liebe der Familie zu Recht besaß.

Vater, von jeher ein Feinschmekker, verfolgte ihr Gedeihen mit Genugtuung.

„Wenn sie am 25. in der Bratpfanne schmort, wird sie sich ganz gut ausnehmen", bemerkte er Anfang Dezember, als er auf der Hintertreppe saß und zusah, wie Rosi mit dem Rüssel die Katzen von der ihnen rechtmäßig gehörenden Milchschüssel wegjagte.

Mutter gab keine Antwort. Ich sah Vater an. Wie konnte er nur so gefühllos sein! Arme kleine Rosi! Ich nahm sie rasch auf den Schoß und blickte Vater dabei finster an.

Ein paar Tage später sagte Vater zu Mutter: „Hast du schon angefangen, trockenes Brot aufzuheben, um die Farce zu machen?"

„Du meine Güte!" rief Mutter gereizt aus, „glaubst du denn, das Ferkel wird ein Elefant?"

Nicht lange danach fing Rosi an, meinem Vater überallhin nachzulaufen. Sie folgte ihm auf den Fersen und steckte neugierig ihren Rüssel in die Miete, die ihr Herr für das Wintergemüse grub — und in jede andere Arbeit, die mein Vater gerade verrichtete.

Weihnachten kam näher, und Vater machte immer öfter Anspielungen auf das saftige Gericht, auf das er sich freute. Er fragte meine Mutter, ob sie wohl einen reifen Apfel in Rosis Schnauze stecken werde. Dann setzte er hinzu: „Wirst du außer dem Ferkel sonst noch ein Fleischgericht auftischen? Ich meine — ich weiß nicht recht, ob das Ferkel reichen wird."

„Nun", sagte meine Mutter, „ich dachte daran, noch einen Truthahn zu braten. Old Tom ist stattlich und fett."

Vater nickte. „Mir soll's recht sein", erwiderte er.

An den nun folgenden Tagen erhöhte er Rosis Tagesrationen an Schrotmehl und Milch und gab ihr Körnerfutter und kleingeschnittenen Kürbis. Mutter preßte die Lippen zusammen und blickte finster drein. Ich trauerte um Rosi und ging meinem Vater aus dem Weg.

Zwei Tage vor Weihnachten schlug Vater Old Tom den Kopf ab, füllte den großen Messingkessel mit kochendem Wasser, brühte ihn ab und rupfte ihn. „Da hast du deinen Truthahn", sagte er zu Mutter. „Das Ferkel bring' ich dir heut abend. Stephen Oberg wird es für mich schlachten."

Nach dem Abendessen ging er mit Rosi fort, die in ihrer Kiste rumorte und protestierte. Mutter und ich saßen abends bei der Lampe und spitzten die Ohren. Wir bildeten uns

ein, den schrillen Angst- und Schmerzensschrei zu hören, obwohl Oberg anderthalb Kilometer entfernt wohnte. Vor unserem geistigen Auge sahen wir blutrote Flecken im Schnee.

Gegen neun Uhr kam Vater zurück. Er brachte das Pferd in den Stall und kam dann zur hinteren Küchentür heraufgestapft. „Wo soll ich es hintun?" fragte er.

„In den Keller", erwiderte Mutter kühl.

Am Weihnachtstag wurde gleich nach dem Frühstück das tote Ferkel heraufgeholt. Bei seinem Anblick brach ich in Tränen aus und rannte aus der Küche.

Dann kamen Onkel Frank, Tante Katherine und andere Verwandte. Um zwei Uhr saßen wir alle um den Tisch herum. Vor meiner Mutter stand der Truthahn und vor meinem Vater das rosigbraune Ferkel. In seiner Schnauze steckte ein roter Apfel.

Nacheinander füllte mein Vater die großen Teller — eine Scheibe glänzend weißes Schweinefleisch, ein wenig knusprig braune Kruste, einen Löffel Kartoffelbrei, der mit Sahne und Butter schaumig geschlagen war, und einen Löffel Farce.

Als Vater allen anderen vorgelegt hatte, sah er Mutter an und sagte: „Jetzt werde ich *dir* ein saftiges Stück abschneiden."

Mutter, die sich alle Mühe gab, sich zu beherrschen, platzte heraus: „Ich möchte nichts davon, danke", und brach in Tränen aus. Wir wandten uns alle nach ihr um. Die Gäste waren verblüfft. Mir liefen die Tränen übers Gesicht, und ich schluchzte vor mich hin. Vater stand vom Tisch auf und ging zum Zimmer hinaus.

Da wischte sich Mutter die Augen und sagte mit zitternder Stimme: „Es war unsere Rosi. Ich habe sie mit der Flasche großgezogen — sie lief uns überallhin nach."

Doch dann wurde ihre tränenreiche Entschuldigung durch das schrille, abgerissene Quieken eines Ferkels und Vaters liebevoll scheltende Stimme unterbrochen: „Willst du wohl die Schnauze halten, du kleines Mistvieh?" Herein kam Vater, und das rosige, in seinen Armen zappelnde Geschöpf war — Rosi.

Alles schob die Stühle zurück. Auf den Tellern wurde das Essen kalt. Ich stürzte hin, um Rosi zu begrüßen, und nahm sie auf den Schoß.

„Herrje!" schrie Mutter und schnappte nach Luft. „Was — wo —"

„Schau her", sagte Vater und strahlte, zufrieden über seine Heldentat, „als ich merkte, daß du unbedingt ein Ferkel zum Essen haben wolltest, sagte ich mir, ich müßte etwas unternehmen, um Rosi das Leben zu retten ... Und so habe ich eben eins von den andern Ferkeln zu Oberg gebracht."

„Er war doch schon immer ein sentimentaler alter Narr", sagte Onkel Frank. Mutter trocknete sich die Augen.

Und soweit ich mich entsinnen kann, wurde aus Rosi ein fettes, hochbetagtes Schwein, das in seinem Koben eines friedlichen Todes starb.

Ein Mitglied des „Rates der Zwölf Apostel" beantwortet die häufigsten Fragen über die „Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage"

Was ist ein Mormone?

Aus der Wochenschrift Look

von Richard L. Evans

Streng genommen gibt es gar keine „Mormonen". Der Name ist nämlich ein Spottname. Man hat ihn den Anhängern der „Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage" beigelegt, deren Weltorganisation 3300 Gemeinden mit rund fünfviertel Millionen Mitgliedern umfaßt.

Die „Heiligen der Letzten Tage" sind überzeugt, daß das Evangelium Christi im Himmel verkündet worden ist, ehe die Welt noch bestand. Sie glauben, daß die ältesten Menschen (Adam und andere) dieses Evangelium gekannt haben, daß sich die Menschheit dann aber wiederholt von ihm abgewandt hat (wie in den Tagen Noahs) und daß es daher „wiederhergestellt" werden mußte (durch Abraham, Moses und andere). Sie glauben, daß die letzte derartige „Wiederherstellung" in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts erfolgt ist.

1820, in einer Zeit religiöser Unruhe und neu erwachenden religiösen Eifers, ging der noch nicht fünfzehnjährige Joseph Smith von der elterlichen Farm bei Palmyra, im Westen des Staates New York, in einen nahe gelegenen Wald, um Gott im Gebet anzurufen. Was er dort sah und erlebte, ist in einer weitverbreiteten Schrift (*Joseph Smith schildert seine Erlebnisse*) festgehalten. Wir lesen hier, wie ihm „zwei Gestalten" erschienen, „deren Glanz und Herrlichkeit jeder Beschreibung spotteten". „Eine von ihnen sprach zu mir und sagte, auf die andere deutend: ‚Dies ist mein geliebter Sohn, höre Ihn!' " Die Eröffnungen, die folgten, wiesen Smith darauf hin, daß es das Evangelium Jesu Christi abermals „wiederherzustellen" gelte.

Für die Mormonen ist Joseph Smith ein Prophet Gottes, und zwar in genau dem gleichen Sinn wie andere Propheten des Alten und Neuen Testaments. Ebenso werden seine Nachfolger — von Brigham

Young bis zu David McKay, dem heutigen Präsidenten der Kirche — als Propheten anerkannt.

Die „wiederhergestellte Kirche" wurde am 6. April 1830 in Fayette im Staate New York formell begründet. Ihre Mitgliederzahl wuchs rasch an, aber auch Widerstand und Verfolgung griffen um sich. Der Hauptteil der Gläubigen zog daher zuerst nach Ohio, dann nach Missouri, dann nach Illinois. Hier, in der Stadt Carthage, starb Joseph Smith 1844 unter den Kugeln eines rohen Volkshaufens den Märtyrertod. Unter der Führung des Ältesten im Rat der Zwölf Apostel, Brigham Young, zogen die Heiligen der Letzten Tage nun nach Westen in das Tal des Großen Salzsees. Bei jeder dieser Wanderungen ließen sie blühende Farmen und Heimstätten zurück.

Im Lauf der nächsten beiden Jahrzehnte treckten 80000 Pioniere mormonischen Glaubens vom Missouri zum „Großen Becken", jener abflußlosen Hochfläche im Westen der Vereinigten Staaten, die sich über 550000 Quadratkilometer erstreckt. 1600 Kilometer weit führte sie ihr Weg durch die Steppen und über das Felsengebirge. Einige hatten Fuhrwerke; andere schoben ihre ganze Habe auf Karren vor sich her, und mehr als 6000 starben unterwegs.

Wäre ihr Glaube nicht wirklich fest gegründet gewesen, sie hätten gewiß nicht getan, was sie taten, und sich wieder und wieder von allem getrennt, was sie zurücklassen mußten!

Was ist das Buch Mormon? Die Mormonen glauben „an die Bibel als an Gottes Wort, soweit sie richtig übersetzt ist". Das Buch Mormon ist ein ergänzendes Werk, das die Mormonen als Heilige Schrift anerkennen.

Die Mormonen glauben nicht, daß sich Gott nur den alten Israeliten offenbart und daß ein liebender Vater nur zu einem Teil seiner Familie und nur einmal im Lauf der Geschichte gesprochen haben sollte. Das Buch Mormon ist ein Auszug aus der Geschichte der Propheten und Völker, die als Ahnen der späteren Indianer von etwa 600 v. Chr. bis 421 n. Chr. in Amerika lebten. Diese Völker waren asiatischen Ursprungs. Sie entstammten dem „Haus Israel", verließen Jerusalem in der Zeit König Zedekias und gelangten schließlich über das Meer auf die westliche Halbkugel, wo sie große Städte und Zivilisationen begründeten. Zuletzt rotteten sie einander in Bruderkriegen nahezu aus.

Diese Völker hatten gewisse Berichte des Alten Testamentes mitgebracht. Über wichtige Ereignisse ihrer eigenen Geschichte führten ihre Chronisten, Staatsmänner und Propheten Aufzeichnungen, die zum Teil auf goldenen Tafeln eingraviert wurden. Von solchen „durch die Gabe und Macht Gottes erhalten gebliebenen" Tafeln übersetzte Joseph Smith das Buch Mormon. 1830 erschien es im Druck.

Benannt wurde das Buch nach einem Mann namens Mormon. Dieser

gehörte zu den späteren Propheten der tausendjährigen Periode und lebte auf dem amerikanischen Kontinent. Dem Buch Mormon zufolge hat Christus die Bewohner dieses Kontinents nach seiner Himmelfahrt besucht.

Was besagt der Mormonenglaube über die Unsterblichkeit des Menschen? Energie, Materie und Geist sind unzerstörbar. Der Mensch selbst wird mit seiner ganzen Persönlichkeit in die Ewigkeit eingehen. Nach der Verwandlung, die wir Tod nennen, wird er zu einer festgesetzten Stunde in unvergänglicher Einheit von Geist und Körper wiederauferstehen.

Glauben die Mormonen an Himmel und Hölle? Sie glauben an eine allgemeine „Erlösung", sind aber überzeugt, daß es verschiedene Stufen der Herrlichkeit gibt, wie Paulus das andeutet (1. Kor. 15, 40—42). Während die „Erlösung" allgemein ist, muß die „Erhöhung", die die erhabensten Möglichkeiten der Fortentwicklung eröffnet, durch Gehorsam gegen die Gesetze und Gebote Gottes verdient sein.

Der Himmel, dem die Mormonen entgegensehen, ist ein wirklicher Ort, an dem sich der Mensch in nicht endender Gemeinschaft mit seinen Lieben und Freunden ewig weiterentwickelt. Wer die ihm im irdischen Leben gebotenen Entwicklungsmöglichkeiten vorsätzlich ungenutzt läßt, kann das höchstmögliche Glück freilich nicht erreichen, und das Wissen darum wird einen Teil der jenseitigen Höllenstrafe ausmachen. Die Mormonen legen großen Wert auf Bildung, denn sie sind überzeugt, daß die „Erkenntnisse", die ein Mensch erlangt, ihn in die Ewigkeit begleiten. So gilt es als unausweich-

Die Missionen in deutschsprachigen Ländern

Seit 1851 gibt es in Deutschland, Österreich und der Schweiz Gemeinden der Mormonen. Unzählige ihrer Mitglieder sind seitdem nach den Vereinigten Staaten und Kanada ausgewandert, um dort in größeren Mormonengemeinschaften zu leben. So zählt die Hauptgemeinde in Salt Lake City heute 15000 deutschsprachige Menschen zu ihren Mitgliedern.

Eine westdeutsche Mission mit dem Sitz in Frankfurt, Bettinastraße 55, betreut etwa 5500 Mormonen in Süd-, Mittel- und Westdeutschland, die Ostdeutsche Mission in Berlin etwa 10000 Mitglieder in der sowjetischen Besatzungszone, Berlin und Norddeutschland. Rund 4000 Mitglieder sind in der Schweizerisch-Österreichischen Mission in Basel zusammengeschlossen.

Neue Gemeindehäuser in Stuttgart und München und ein fast fertiger Bau in Nürnberg zeugen von der rastlosen Tätigkeit der größtenteils aus den Vereinigten Staaten kommenden Missionare in Deutschland.

liche Verpflichtung, allzeit nach Wissen und Wahrheit zu streben.

Treiben die Mormonen Vielweiberei? Nein, doch gab es eine Zeit, in der ein Teil der Mormonen mehrere Frauen hatte. In den Vereinigten Staaten wurden gegen die Mehrehe gerichtete Gesetze von der Kirche als Eingriff in die Religionsfreiheit betrachtet und nicht anerkannt. Als das Oberste Bundesgericht diese Gesetze 1890 bestätigte, verurteilte die Kirchenleitung jedoch in einem Erlaß die weitere Ausübung der Vielweiberei.

Welche Vorstellungen haben die Mormonen von der Ehe? Ein Mormone, der sich an die Lehren seiner Kirche hält, schließt den Ehebund nicht, „bis der Tod uns scheidet", sondern „für Zeit und Ewigkeit". Solche Ehen werden in den Tempeln der Mormonen geschlossen. Nur vor dem Standesamt geschlossene Ehen gelten nicht als über den Tod hinaus bindend. Eheschließungen mit Nichtmormonen sind verpönt; sie werden nicht in den Tempeln vollzogen.

Geburtenkontrolle widerspricht den Lehren der Kirche. Scheidungen werden bedauert und mißbilligt.

Welchem Zweck dienen die Mormonentempel? Bei den Gottesdiensten in Kapellen und Versammlungshäusern, wie die Mormonen sie in der ganzen Welt unterhalten, ist jedermann willkommen. In den Mormonentempeln dagegen finden keine öffentlichen Gottesdienste statt. Die Tempel — zur Zeit sind neun in Benutzung — dienen dem Vollzug von Trauungen und anderen heiligen Handlungen.

Haben die Mormonen Geistliche? Es gibt kein Berufspriestertum. Vielmehr bietet die Kirche jedem einzelnen die Möglichkeit, mitzuwirken und Verantwortung zu übernehmen. An jeden würdigen Mann kann der Ruf ergehen, als Bischof zu amtieren oder ein anderes geistliches Amt zu übernehmen, und zwar auf unbestimmte Zeit und ohne finanzielle Entschädigung.

Schon acht- bis zehnjährige Knaben und Mädchen können die Kanzel besteigen, um kurze Ansprachen zu halten. Jungen von zwölf Jahren an werden bereits zu einem priesterlichen Amt ordiniert. Die Kirche gibt allen Männern, Frauen und Kindern, gleich welchen Alters, Gelegenheit, sich zu bilden, nützliche Aufgaben zu erfüllen und sich auf den Gebieten der Kultur, der Unterhaltung und des Sports zu betätigen. Von jedem Gemeindeglied wird erwartet, daß es sich beteiligt und die eine oder andere Pflicht übernimmt.

Der Mormone ist stolz auf seine „praktische" Religion, die auf die „Ganzheit" des Menschen Bedacht nimmt und lehrt, daß der Mensch zur Freude geschaffen ist.

Wie wird die Kirche finanziert? Im wesentlichen dadurch, daß jedes Mitglied den zehnten Teil seines Einkommens opfert, also den „Zehnten" der Heiligen Schrift entrichtet. Die Kirche erzieht ihre Mitglieder zu Arbeit, Sparsamkeit und Fleiß als

den besten Mitteln gegen Not. Almosen des Staates oder andere „nicht verdiente" öffentliche Beihilfen anzunehmen gilt als verwerflich. Dafür, daß niemand in Bedrängnis gerät, sorgt ein Wohlfahrtswerk, zu dem Männer aller Berufszweige durch freiwillige Dienstleistungen in ihrer Freizeit beitragen.

Was verstehen die Mormonen unter Freiheit? Als Joseph Smith gefragt wurde, wie er seine Anhänger regiere, erwiderte er: „... lehrt sie die richtigen Grundsätze und laßt sie sich selbst regieren!" Die Mormonen sind überzeugt, daß das Evangelium Christi keine wichtigere Grundwahrheit kennt als den gottgegebenen freien Willen des Menschen. Sie sehen in dem Recht, sich frei zu entscheiden, eine unerläßliche Voraussetzung für das Heil ihrer Seele.

„Wir glauben daran, ehrlich, getreu, keusch, wohltätig und tugendhaft zu sein und allen Menschen Gutes zu tun. Wo etwas Tugendhaftes, Liebenswürdiges oder von gutem Rufe oder Lobenswertes ist, trachten wir nach diesen Dingen."

Von diesen Überzeugungen getragen, schickt sich der Mormone willig darein, alle Dinge und alle Menschen den Händen eines gerechten Richters und liebenden Vaters anheimgegeben zu wissen.

Silhouetten und Profile

Auf die Frage, welches seiner Meinung nach der größte Nachteil des Reichtums sei, meinte Henry Ford nachdenklich: „Bei mir jedenfalls, daß meine Frau nicht mehr selber kocht." D.W.

Wenn die Leute, die bei dem amerikanischen Dichter Henry Thoreau zu Gast waren, durchaus nicht spazierengehen wollten, wußte er einfach nicht, was er mit ihnen anfangen sollte. „Da sitzen sie herum", beklagte er sich in seinen Tagebüchern, „ruinieren die Stühle und nutzen das Haus ab." K.M.

Lord Ponsonby, ein englischer Diplomat des vorigen Jahrhunderts, war bekannt für seine unerschütterliche Ruhe, seinen Takt und seinen schlagfertigen Witz. Eines Tages fand der türkische Sultan, bei dem er akkreditiert war, das diplomatische Korps lasse es in seiner königlichen Gegenwart an Ehrerbietung fehlen. Er ließ im Thronsaal eine Tür einbauen, die so niedrig war, daß die Diplomaten sie nur kriechend passieren konnten. Lord Ponsonby zeigte sich der Situation jedoch gewachsen. Als er vor die neue Tür kam, drehte er sich herum und kroch rückwärts hindurch — so daß der wartende Sultan als erstes eine breite Kehrseite in weißem Satin zu sehen bekam. TIME

Menschen wie du und ich

Der Besitzer eines kleinen Landgasthauses saß eines Nachmittags mit einem Freund gemütlich vor der Haustür, als ein großes, schrecklich feines Auto vorfuhr. Heraus stieg eine ebenfalls schrecklich feine ältere Dame, gefolgt von einem sehr viel weniger eindrucksvollen Ehemann. Mit schriller Stimme erkundigte sich die Dame, ob Zimmer zu haben seien. Auf den Bescheid, Zimmer seien zu haben, wollte sie sie sehen.

Aber schon kurze Zeit darauf kam das Paar die Treppe heruntergerauscht, eilte zum Wagen und fuhr davon. Der Gastwirt setzte sich wieder zu seinem Freund.

„Wollen sie nicht bleiben?" fragte der Freund.

„Nein, sie wollen nicht. Als ich der Dame die Zimmer zeigte, die ihr anscheinend gefielen, fragte sie, ob wir auch jeden Tag die Wäsche wechselten. Ich sagte, das täten wir. Dann wollte sie wissen, ob wir Ungeziefer hätten. Ich sagte, wir hätten keines. Und dann habe ich *ihr* dieselben Fragen gestellt." s.c.h.

Als Studentin der Soziologie sollte ich eigenes Material darüber beschaffen, wie Nachbarn miteinander leben und auskommen. Ich ging also von Haus zu Haus und interviewte die Leute. Einen Mann fragte ich: „Was gefällt Ihnen an dem Viertel, in dem Sie wohnen, am besten?"

Der Mann ließ sich mit seiner Antwort Zeit. „Die Leute sind nett und freundlich", sagte er. „Immerzu kommt jemand zu Besuch, und wir besuchen die anderen. Und dann gibt's hier so viele Kinder."

„Und was gefällt Ihnen denn am wenigsten?" fragte ich weiter.

Der Mann bedachte sich einen Augenblick und meinte dann: „Dieselben Sachen, denke ich." i. h.

Dass wir Familienväter zu wenig Zeit für unsere Familien erübrigen, ging mir eines Abends unerwartet und in überzeugender Weise auf.

Ich war aus der Bank zum Essen nach Hause gestürzt und kündigte gleich an, daß ich sofort wieder zurück zu einer Sitzung müsse. Als meine Frau eine appetitliche Platte auf den Tisch setzte, wollte sich einer unserer drei Jungen als erster bedienen. Aber er kam nicht dazu, denn unser Jüngster überraschte ihn — wie auch uns — mit der Bemerkung: „Gib Pappi zuerst — er ist unser Gast!" g. n.

Einer unserer Freunde, der bei der Straßenpolizei ist, erzählte uns, wie ihm einmal ein Wagen aufgefallen sei, der trotz aller Verbotstafeln „Nicht anhalten, ausgenommen für Reparaturen" geparkt habe. Er hielt seinen Wagen an, und nachdem er sich vergewissert hatte, daß sich die junge Dame am Steuer keineswegs in Schwierigkeiten befand, wies er sie auf die Verbotszeichen hin.

„Aber!" protestierte sie, „ich bin doch beim Reparieren!" Damit steckte sie Lippenstift und Puderdose weg und fuhr weiter. g. k.

Mein Vierzehnjähriger beherrscht das Morsealphabet und die griechischen Buchstaben. Er kann einen Radioapparat zusammenbasteln und kennt die meisten größeren Sterne. Nur eines kann er *nicht:* einen Fußball dahin stoßen, wohin er ihn haben will. Ich konnte reden, soviel ich wollte; er war überzeugt, daß seine geringen Körperkräfte ihm den Weg zu Ansehen und Ruhm verschlössen. „Keiner gilt etwas in der Schule, wenn er nicht anständig Fußball spielen kann", klagte er.

Dann verlor er eines Tages auf dem Heimweg sein Schulzeugnis. Er bekam es mit einem Brief der Verkehrsgesellschaft wieder zurück.

„Du hast Dein Zeugnisheft im Omnibus liegenlassen", schrieb der Direktor persönlich. „Da ich es mir ansehen mußte, um es Dir zurückzuschicken, konnte ich zugleich feststellen, was für ausgezeichnete Zeugnisse Du hast. Ich sende Dir darum beiliegend als kleine Anerkennung mit herzlichen Grüßen ein Jahresabonnement. Nur weiter so!"

Mein Sohn war glücklich. Endlich war die Weltordnung für ihn wieder hergestellt. „Ich glaube, ich werde doch lieber viel Geld verdienen, wenn ich groß bin", sagte er, „und auf den Ruhm verzichten." H. D. A.

Als ich noch in Texas wohnte, nahe der mexikanischen Grenze, geschah es eines Morgens, daß mein Nachbar García, ein Mexikaner, eigenhändig seinen Rasen mähte. Ich traute meinen Augen nicht. García war ein sehr wohlhabender Mann und hatte, wie ich wußte, einen Gärtner namens José, der die Blumen nur freundlich anzulächeln brauchte, um sie zu üppigem Blühen zu bringen.

„*Buenos días*", sagte ich in meinem etwas stockenden Spanisch. „Weshalb schneiden Sie denn Ihr Gras heute selbst? Ist vielleicht eine Fiesta?"

„*Compadre*", entgegnete García und benutzte die kleine Unterbrechung, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen. „Wir leben wirklich in einer sonderbaren Zeit. Ich schneide den Rasen, damit José das Geschirr abwaschen kann, damit meine Frau an einem Zeltlager teilnehmen kann, wo sie lernt, wie man unter freiem Himmel lebt wie der ärmste Peon in Mexiko." V. C.

In einem Kaufhaus beobachtete ich eine sehr hübsche junge Frau vor einem Tisch mit herabgesetzten Herrenhemden. Sie wählte eines aus und gab es einem älteren Verkäufer, der sie bediente. „Machen Sie den Preis bitte nicht ab", sagte sie. „Ich will ihn meinem Mann zeigen. Er behauptet immer, ihm sei es noch nie gelungen, etwas wirklich günstig zu bekommen."

Der Verkäufer nahm das Hemd und sah sie einen Augenblick nachdenklich an. Dann sagte er leise: „Denkt er denn nicht mehr an seine Hochzeit?" A.J.M.

Ich hatte mir den Fuß gebrochen und stapfte auf meinem Gipsverband mühsam die Straße entlang. An jeder Kreuzung blieb ich zögernd stehen, weil ich nicht sicher war, ob ich noch bei grünem Licht hinüberkommen würde. Da faßte mich jemand leicht am Arm. Eine gebrechliche alte Dame fragte mich, ob sie mir behilflich sein könne. Wir gingen miteinander weiter, und sie erzählte, das sei ihr täglicher Weg. Als ich mich verabschiedete, wies sie jeden Dank zurück.

„Nein, nein. Ich habe Ihnen zu danken, für die Gelegenheit, jemandem behilflich zu sein", sagte sie. „Das kommt selten vor. Ich bin nämlich blind." G.S.

Schlangen, wie sie wirklich sind

Aus der Monatsschrift Nature Magazine

von Alan Devoe

Die eigenartigsten und am wenigsten verstandenen Wesen, mit denen wir das Abenteuer des Lebens teilen

UNTER den unendlich vielen Geschöpfen, die mit uns die Welt bevölkern, gibt es rund 2500 Schlangenarten. Wer sich mit dem Leben der Schlangen näher befaßt, stößt auf einige der erstaunlichsten Beispiele für Anpassung und spezialisierte Organe im Reich der Natur.

Eine Schlange schließt nie die Augen, denn sie hat keine Lider. Sie kann Beutetiere verschlingen, die weit größer sind als ihr Maul. Riesenschlangen, wie die asiatischen Pythonschlangen, können ein ganzes Reh hinabwürgen. Der Biß einiger Giftschlangen — der afrikanischen Mamba zum Beispiel — vermag einen Menschen in weniger als einer Minute zu töten. Und die harmlosen Schlangen in Feldern und Gärten haben so seltsame Organe mitbekommen wie eine gelbe Augenlinse, die durch Ausfiltern der ultravioletten Strahlen die Sehschärfe erhöht, und einen Magen, der sogar Knochen verdaut.

Es ist nicht verwunderlich, daß über diese seltsam-fremdartigen Wesen mehr Ammenmärchen und irrige Ansichten verbreitet sind als über alle anderen Geschöpfe unter der Sonne — beziehungsweise unterm Mond, denn viele Schlangen sind ausgesprochene Nachttiere.

Zum Beispiel ist es nicht wahr, daß Schlangen „schleimig" sind. Ihre Haut ist im Gegenteil trocken und ungewöhnlich sauber. Keine Schlange hat einen Giftstachel im Schwanz, keine rollt sich wie ein Reifen vorwärts oder hypnotisiert Vögel. Ihre züngelnde, „böse aussehende" Zunge ist ganz harmlos. Es stimmt nicht, daß eine Schlange den Mörder ihres Gefährten sucht, um Rache zu nehmen, oder daß eine tödlich verwundete Schlange noch bis zum Sonnenuntergang am Leben bleibt. Neun Zehntel aller Schlangenarten sind ungefährlich. Nur ganz wenige grei-

fen den Menschen an. Sie saugen auch nicht Kühen die Milch aus. Und kein Schlangenbeschwörer vermag sie mit seiner Musik zu betören — Schlangen sind nämlich taub.

Doch wie Schlangen wirklich sind, das ist weit interessanter als alles, was über sie zusammengefabelt wird. Ihr gesamtes Dasein wird von der Tatsache bestimmt, daß sie weder Arme noch Beine haben. Doch sie sind keine primitiven Wesen wie die Würmer (mit denen sie nicht verwandt sind), sondern hochentwikkelte, komplizierte Geschöpfe. Sie atmen durch eine Lunge, haben ein Herz mit drei Kammern; darüber hinaus umfaßt ihr absolut nicht einfaches System innerer Organe noch Leber, Gallenblase und Nieren. Und eine Schlange muß ihre Beute erjagen, muß Angreifer abwehren oder Feinden entkommen können, muß sich fortpflanzen — eingezwängt in ihre futteralartige Haut wie ein in einer Zwangsjacke steckender Mensch, dem auch noch die Füße gefesselt sind. Zur Bewältigung dieses einzigartigen Problems hat ihr die Natur Spezialorgane und besondere Fähigkeiten mitgegeben.

Schlangen leben in einer Welt des Schweigens. Da sie keine Ohren haben, „erlauschen" sie mit ihrer sensitiven Unterseite das Vibrieren des Bodens. Sie können ihre Augen auf kurze Entfernungen haarscharf und in feinster Justierung einstellen wie ein Mikroskop. Bei Nacht jagende Schlangen haben Augen wie Katzen, mit senkrechten Pupillen.

Die Zunge einer Schlange dient ihr nicht nur als höchstempfindliche „Hand", mit der sie alles Fremde, dem sie begegnet, vorsichtig berührt und befühlt, sondern auch als hochentwickeltes Geruchsorgan. Die in zwei feine Spitzen gespaltene Zunge nimmt mikroskopisch kleine Partikel aus Luft, Erde und Wasser auf. Zieht die Schlange die Zunge ein, legt sie die Spitzen in zwei winzige Scheiden im Gaumendach. Diese Scheiden sind mit intensiv reagierenden Sinneszellen besetzt, die der Schlange genau den Geruch und das Gefühl für ihre unmittelbare Umgebung vermitteln.

Von der Nasenspitze bis zur Schwanzspitze ist der Leib der Schlange durch konvexe, übereinandergreifende Schuppen geschützt. Und diese feste, durchgehende Decke ist so lükkenlos, daß sie — an dieser Stelle durchsichtig — auch über den Augen liegt. Der Bau des Rückgrats erlaubt eine unglaubliche Geschmeidigkeit. Die Rückenwirbel sind durch richtige Kugelgelenke miteinander verbunden. An jedem Wirbel sitzt ein Rippenpaar (einige Schlangenarten haben über 300). Das Brustbein fehlt; statt dessen ist jede Rippe durch Knorpel und kräftige Muskeln mit einem der Bauchschilde der Schlange verbunden. Darin liegt das Geheimnis ihrer Gleitfähigkeit: sie schiebt die Rippen nach vorne, hakt die an ihnen hängenden Bauchschilde in den Boden ein und stößt dann die Rippen kräftig nach hinten. Ganz von innen heraus geschieht dieses weich

fließende Gleiten, das wie ein wunderbar harmonischer Gleichschritt unendlich vieler Füße wirkt.

Will die Schlange schneller vorwärts kommen, schlängelt sie sich zusätzlich noch wellenförmig hin und her, um jede Unebenheit des Terrains auszunutzen. Wo dies für sie nicht günstig ist, schnellt sie auch manchmal den Kopf nach vorn, preßt ihn fest an den Boden und zieht den Körper nach.

Manche Schlangen entwickeln außerordentliche akrobatische Fähigkeiten. Kletter- oder Steignattern können genau so schnell oben auf Gestrüpp laufen wie unten auf der Erde. Ich habe einmal eine Fichtennatter beobachtet, die senkrecht an einem Baumstamm emporglitt, wobei sie lediglich ihre Unterseite gegen die rauhe Rinde preßte.

Schlangen werden gewöhnlich im zweiten oder dritten Lebensjahr geschlechtsreif. Nur ganz wenigen Zoologen ist es bisher vergönnt gewesen, ihr Liebesspiel zu beobachten. Die Männchen der Wasser- und Thamnophisschlangen umwerben ihre Auserwählte, indem sie in mehrmals wiederholter, aufwärtsgleitender Liebkosung sanft ihr Kinn auf deren Rücken reiben. Bei Kletternattern und Schlanknattern führt das Paar einen Hochzeitstanz auf. Kopf an Kopf fast wiegen sich die beiden halbaufgerichtet hin und her, tauchen auf und nieder, bäumen sich wild empor und wirbeln wieder auseinander in immer neuen Arabesken von Aufforderung und Erwiderung, bis sie in ein aufloderndes Krescendo höchster Erregung gepeitscht werden.

Ungefähr dreiviertel aller Schlangenarten vermehren sich durch Eier. Die übrigen bringen lebende Junge zur Welt, manchmal in großen Mengen. Es ist der Fall einer Thamnophis bekannt, die in einem Wurf 78 Junge geboren hat. Die Zahl der Eier, die eine Schlangenmutter an geschützte Stellen — etwa in einen alten

Unsere einheimischen Schlangen

Im Vergleich zu den Giftschlangen anderer Erdteile sind unsere Kreuzottern geradezu harmlose Tiere. Tatsächlich wird ihre Gefährlichkeit auch oft sehr übertrieben. Wenn ein Kreuzotternbiß mit Schlangenserum behandelt werden kann, ist er verhältnismäßig ungefährlich. Steht das Serum nicht gleich zur Verfügung, so helfen auch kreislaufanregende Mittel, die Giftwirkung zu überwinden. Todesfälle sind äußerst selten.

Unsere zweite einheimische Giftschlange ist die Aspisviper, die aber nur ganz vereinzelt im südlichen Schwarzwald gefunden wird. Glattnattern beißen zwar und lassen oft die gebissene Stelle lange nicht los, sind aber nicht giftig. Alle anderen einheimischen Schlangen — die Äskulapnatter, die bis zu 1,80 Meter lang wird, die Ringelnatter und die Würfelnatter — sind wirklich harmlose Tiere.

Baumstumpf — legt oder im Sand vergräbt, schwankt zwischen einigen wenigen und über siebzig.

Ein Schlangenei ist nicht zerbrechlich wie ein Vogelei, sondern pergamentartig und leicht dehnbar. Es kann — eine ganz außergewöhnliche Eigenschaft — noch wachsen, nachdem es gelegt worden ist, kann noch um über ein Drittel größer werden, bevor die Jungen ausschlüpfen. Die Zeit bis zum Schlüpfen beträgt bei einigen Eiern nur vier Tage, bei anderen bis zu drei Monaten. In gemäßigten Zonen legen die meisten Schlangen ihre Eier im Frühsommer, und die Jungen kriechen im August oder September aus. Wie Forschungen der letzten Zeit ergeben haben, kann eine Mutterschlange befruchtete Eier legen, auch wenn sie sich einige Jahre nicht mehr gepaart hat.

Wie ein Küken arbeitet sich das Schlangenjunge mit Hilfe eines Eizahns, der später wieder abgeworfen wird, aus seinem Ei heraus. Vom Augenblick des Ausschlüpfens an ist das Kleine gewappnet, es mit seiner Welt aufzunehmen. Junge Giftschlangen sind sofort nach dem Schlüpfen bereits giftig und wissen instinktiv diese Waffe zu gebrauchen.

Während ihres ersten Lebensjahres wächst eine Schlange auf mehr als das Doppelte ihrer Länge und kann sie im zweiten Jahr sogar verdreifachen. Dann verlangsamt sich das Wachstum, hört aber während ihres ganzen Lebens nie völlig auf.

Schlangen können ein ziemlich hohes Alter erreichen. Eine Wasserotter ist zwanzig Jahre alt geworden, eine Boa constrictor dreiundzwanzig.

Da eine Schlange ständig wächst, muß sie ihre nicht mitwachsende Haut, die ihr zu eng wird und sie behindert, durchschnittlich alle sechs Wochen wechseln (ausgenommen während des Winterschlafs in nördlichen Regionen). Unter der alten Haut bildet sich eine neue. Wenn die alte sich lockert und lose wird, scheuert die Schlange ihren Kopf so lange gegen einen Zweig oder scharfkantigen Stein, bis ein Loch in der Haut entstanden ist, durch das sie sich mit dem Kopf hinausarbeitet. Dann streift sie durch rhythmisches Zusammenziehen der Muskeln, durch Stoßen, Zerren und Sich-gegen-den-Boden-Werfen die Haut wie einen umgestülpten Handschuh nach hinten ab — schlüpft im Glanz der frischen Farben ihres neuen Kleides heraus, geschmeidig wie zuvor.

Schlangen kann es passieren, daß sie nur in sehr unregelmäßigen Abständen Beute finden. Deshalb hat die Natur dafür gesorgt, daß sie sehr große Portionen hinabwürgen können, die sie auch eine Fastenzeit von über einem Jahr überstehen lassen. Eine Schlange hat sechs Reihen Zähne: zwei im Unterkiefer, zwei im Oberkiefer und zwei weitere im Gaumenbein. Sie wachsen ständig und werden ständig erneuert. Alle nadelscharf und nach hinten gekrümmt, machen sie jedem kleineren Tier, das sie gepackt haben, das Entkommen so gut wie unmöglich.

Sämtliche beweglichen Knochen

des Schädels sind nur lose miteinander verbunden. Die Knochen des Unterkiefers können von denen des Oberkiefers ziemlich weit entfernt werden. Und jede Seite des Kiefers kann für sich bewegt werden, da beide Hälften bloß durch elastische Bänder aneinander hängen. Dadurch ist es den Schlangen möglich, weit größere Beutetiere zu verschlingen, als die Maulöffnung es zu gestatten scheint. Einige Schlangenarten können große Vogeleier hinabwürgen, ohne sie dabei zu zerbrechen. Eine schlanke Thamnophis hat nachweislich einmal dreißig Laubfrösche hintereinander gefressen. Um solche Riesenportionen, die sie unzerkaut verschlingen, verdauen zu können, haben die Schlangen besonders wirksame Magensäfte mitbekommen, die mit Federn und Fell, ja sogar mit Zähnen fertig werden.

Bei den Giftschlangen sind ein oder zwei Zahnpaare verlängert, gefurcht oder hohl und mit den überm Oberkiefer liegenden Giftdrüsen verbunden. Im Moment des Zubeißens drückt die Schlange kräftig auf diese Reservoire und spritzt ihrem Opfer einen Giftstrahl ins Blut. Das blitzartige Vorschnellen, Zubeißen, Gifteinspritzen und Zurückzucken in die Normalstellung — alles fast gleichzeitig! — gehört zu den verblüffendsten Beispielen kraftvoller Geschmeidigkeit, die die Natur kennt.

Das Gift ist der Schlange, die ja keine Arme und Beine hat, eine große Hilfe bei der Jagd auf Beute, denn sie kann damit kleinere Tiere rasch lähmen, die ihr sonst vielleicht entwischten. Gegen große Tiere oder Menschen wenden die Giftschlangen ihre Waffe nur selten an, meist nur in der Verteidigung. Die Klapperschlange, die sich auf einem Felsvorsprung sonnt, oder die Kreuzotter, die wohlig ausgestreckt auf dem feuchtwarmen Heideweg liegt, hat nur den einen Wunsch, in Frieden gelassen zu werden.

Todesfälle durch Schlangenbisse könnten fast ganz vermieden werden, wenn jeder die folgenden einfachen Regeln kennen und beachten würde:

Ist man gebissen worden, unbedingt Ruhe bewahren. Nicht rennen. Keinen Alkohol trinken. Schlangengift verbreitet sich verhältnismäßig langsam im Körper — Aufregung, rasches Laufen oder Alkoholgenuß beschleunigen die Wirkung.

Am häufigsten wird man ins Bein oder in die Hand gebissen. Oberhalb der Wunde eine Aderpresse anlegen; aber nicht zu fest (man soll noch einen Finger drunterschieben können). Alle zehn Minuten die Presse ein paar Sekunden lang lockern.

Mit einem Messer oder einer Rasierklinge — in einer Streichholzflamme sterilisiert, wenn nichts anderes zur Hand ist — einen kreuzförmigen (X), etwa sechs Millimeter tiefen Einschnitt über jeder Zahnwunde machen. Dann die Wunde aussaugen, um die Blutung zu verstärken und möglichst viel von dem Gift herauszuholen.

Auf schnellstem Wege einen Arzt aufsuchen, *aber ohne zu hasten.*

Die Zeit der Reife

Aus der Wochenschrift Look

von Peter Blos

BALD nach dem Eintritt in das zweite Lebensjahrzehnt beginnt für jeden Jungen und jedes Mädchen ein neuer Abschnitt: die Pubertät. Die Veränderungen, die der Körper in diesem Stadium durchmacht, haben zugleich eine tiefgreifende Wirkung auf die gesamte Persönlichkeit, ihr Gefühls-, Verstandes- und Seelenleben.

In dieser Zeit des Reifens werden die Bindungen und Lebensgewohnheiten der Kindheit, zum großen Teil für immer, abgestreift. Dabei können Konflikte und Störungen des seelischen Gleichgewichts nicht ausbleiben, Niedergeschlagenheit, Einsamkeit, innere Unsicherheit. Der Heranwachsende muß sich nun über sich selbst Gewißheit verschaffen und sucht seine innere Haltung zur Arbeit, zur Gemeinschaft, zu seiner geistigen und sittlichen Verantwortung zu finden. Er muß die Geheimnisse des Liebens und Geliebtwerdens erfahren und sich so auf seine zukünftige Rolle als Gatte oder Gattin, als Vater oder Mutter vorbereiten. Jahre vergehen, bis dieser Übergang in die Welt der Erwachsenen zu einem gewissen Abschluß gekommen ist.

Keinem bleiben die Entwicklungsjahre erspart, doch für jede Generation sind sie eine neue Erfahrung

Die Entwicklung vom Kind zum Erwachsenen vollzieht sich in Etappen. Schon zwischen dem neunten und dem zwölften Lebensjahr verliert das Kind einiges von seiner ursprünglichen Anmut und Anschmiegsamkeit; es beginnt, sich gegen die gewohnte häusliche Ordnung auf-

zulehnen, sich gegen Gebote und Verbote zu stemmen und die Autorität der Erwachsenen anzuzweifeln. Seine Ausdrucksweise und sein Benehmen werden salopp. Seine Aufmerksamkeit und Konzentrationsfähigkeit lassen nach; Schularbeiten werden zur Qual. Kinder in diesem Stadium und Erwachsene gehen einander in jeder Beziehung gründlich auf die Nerven.

In diesem Alter liegen die Kinder in einem ständigen Kampf mit der Zeit. Nichts wird rechtzeitig begonnen, Hilfe bei der Tageseinteilung aber wird abgelehnt. Die Jungen kommen jetzt in das „Horden"-Alter; abenteuerliche Spiele und immer neue Einfälle beschäftigen sie, und alles, was sie außerhalb des Hauses erleben, wird verschwiegen. Sie spielen am liebsten für sich und gehen den Mädchen aus dem Wege. Die Mädchen wiederum sind entweder wilde Rangen oder aber „kleine Frauenzimmer", die das andere Geschlecht ständig reizen und necken müssen. In diese hektische Unrast des „Erwachsenwerdens" sollen nun die Jahre des Reifens Sinn und Ordnung bringen.

Die eigentliche Pubertät, die Zeit, die allmählich zur Geschlechtsreife führt, beginnt mit hormonalen Veränderungen in den Fortpflanzungsorganen, die ihrerseits sekundäre Veränderungen bewirken. Dem Jungen wachsen die Barthaare, und die Stimme mutiert. Bei den Mädchen runden sich die Hüften, und die Brüste entwickeln sich. Die Mädchen werden ein bis drei Jahre früher geschlechtsreif als die Jungen.

Der Heranwachsende schwankt schnell und unvermittelt zwischen Selbständigkeit und Unselbständigkeit hin und her. An einem Tag unsicher und verzagt, ist er am nächsten übertrieben selbstbewußt. Er ist Stimmungen unterworfen, überempfindlich, nie ganz sicher, was er will, weil er sich anscheinend zu gleicher Zeit ganz entgegengesetzte und unvereinbare Dinge wünscht.

Mit vierzehn oder fünfzehn tritt dann eine neue Veränderung ein. Zwar ist das Kind noch immer unausgeglichen, in ständigem Kampf mit der Autorität der Erwachsenen und mit sich selbst — in vieler Hinsicht aber doch bedeutend erwachsener. Sein Interesse für das andere Geschlecht ist nun erwacht und wird auch offen gezeigt.

In diesem Stadium ist das heranwachsende Kind häufig peinlich auf sein Äußeres und seine Manieren bedacht, Dinge, denen es noch wenige Jahre zuvor überhaupt keine Beachtung geschenkt hat; es ist jetzt bedeutend zuverlässiger und kann sich mit neuem Eifer und ungewohnter Energie in die Arbeit stürzen. Trotzdem ist es auch jetzt noch häufig in Selbstbetrachtungen versunken und wendet, um mit seinen Problemen fertig zu werden, durchaus kindliche Methoden an: renommieren, aufschneiden, trotzen; gleichzeitig bemüht es sich aber doch, seiner Schwierigkeiten auf überlegenere Art Herr zu werden.

Da der junge Mensch mit seiner ganzen Persönlichkeit danach strebt, sich innerlich von seinen Eltern loszulösen, wird ihre Hilfe eher abgewiesen als gesucht. Oft wird ihm ein Lehrer oder sonst ein Erwachsener zum Vorbild. Das Liebesbedürfnis des jungen Menschen wendet sich mit dem Eintritt der Geschlechtsreife von der Familie weg auf außerhalb stehende Personen des anderen Geschlechts. Der Heranwachsende entzieht also gerade den Menschen seine Liebe, die ihm am nächsten stehen, und das macht ihn einsam und ichbezogen.

In dieser Periode sucht das erwachende Geschlechtsbewußtsein nach Ausdruck. Küsse und Zärtlichkeiten sind nichts Ungewöhnliches. Gleichzeitig werden mit Angehörigen des gleichen Geschlechts enge Freundschaften geschlossen, was man keinesfalls etwa als Anzeichen für Homosexualität mißverstehen darf.

Im Laufe dieser ersten Liebesversuche wird sich der junge Mensch seiner Anlagen und Gefühle bewußt; er lernt seine eigenen Kräfte, Neigungen und Sehnsüchte kennen. Nach und nach bilden sich bestimmte Grundsätze für sein Benehmen und sein sittliches Verhalten heraus. Eigenartig ist dabei, daß der Charakter, wie er sich am Ende der Jugendjahre herausbildet, häufig entscheidende Züge seiner allerersten Vorbilder, der Eltern, annimmt, die der Jugendliche doch so entschlossen abgeschüttelt und verleugnet hatte.

Junge Menschen leben in der Erwartung, Utopia zu entdecken, eine Welt, die besser ist als die, die ihnen ihre Vorfahren hinterlassen haben. Wenn sie diese neue Welt dann nicht erschaffen, ihre Ideale und Erwartungen nicht verwirklichen können, dann versuchen sie wohl, von der älteren Generation die Vorrechte zu ertrotzen, die erst dem Erwachsenen zustehen. Sie stürmen vorwärts, ohne auf Hindernisse zu achten, um dann angesichts der gewaltigen Anstrengungen, die dieser Kampf um die Reife von ihnen fordert, sehr rasch wieder zu verzagen. Himmelstürmender Optimismus und abgrundtiefer Pessimismus wechseln ständig, und aus diesem Hin und Her der Stimmungen entspringt ein übertrieben zur Schau getragenes Selbstbewußtsein, angeblicher Zynismus, Opportunismus oder Verachtung jeden Gefühls. Nur ein Erwachsener mit viel Verständnis wird dem jungen Menschen diesen Weg, der aus der Kindheit herausführt, erleichtern können.

Jeder liebende Vater und jede liebende Mutter hat den Wunsch, dem Kind die Schmerzen und Irrtümer der eigenen Jugend zu ersparen. Aber wie wenig können sie tun! Niemand vermag seine Kinder vor den Konflikten ihres Daseins und ihres Reifwerdens zu bewahren. Jede neue Generation muß ihr Leben von neuem beginnen und die Lektionen des Lebens auf ihre Weise und durch eigene Erfahrungen neu lernen. Der junge Mensch muß viele Fehler machen, um an ihnen zu reifen. Darf er

das bei weniger wichtigen Entscheidungen tun (welche Kleidung er in der Schule trägt, wann er für seine Mutter Kohlen aus dem Keller holt), dann wird sich manche Revolte in entscheidenderen Dingen vermeiden lassen.

Aber selbst bei größter Sorgsamkeit sind Zusammenstöße zwischen den Generationen unausbleiblich. Der Auflehnung der Jungen gegen die elterliche Autorität können die Erwachsenen nur begegnen, wenn sie abweichende Meinungen ernst nehmen und zu Kompromissen bereit sind. Die Jahre des Reifens sind für beide Teile, Eltern wie Kinder, eine Zeit tiefgreifender Erfahrungen und Erkenntnisse. Vor allem sollten Eltern stets daran denken, daß sich seit ihrer eigenen Jugend vieles geändert hat, die Formen des Umgangs zwischen Jungen und Mädchen, die Art, sich zu kleiden, der Stil der Geselligkeit und der Erholung, und auch der Umgangston.

Mag sich der junge Mensch noch so unabhängig geben, seine Eltern braucht er darum doch. Was er vor allem nötig hat, ist das Bewußtsein, *daß seine Eltern an das Gute in ihm glauben.* Und in diesem Punkt sind die Eltern auch noch für ihr heranwachsendes Kind verantwortlich.

Was es nicht alles gibt!

Schallgrenze. In Chikago wurden in einer Fabrik für Elektronengeräte zwei Einbrecher durch eine Stimme aufgeschreckt, die sagte: „Guten Abend, meine Herren. Wir möchten Sie darauf hinweisen, daß dieses Gebäude elektronisch bewacht wird. Wir raten Ihnen, sich schleunigst zu empfehlen." Die beiden machten sich mit leeren Händen aus dem Staub, während überall im Haus Lautsprecher zu brüllen begannen: „Einbrecher! Einbrecher! Polizei! Polizei!"

Des Meeres Wellen. Eine Frau verklagte ein New Yorker Warenhaus auf 20000 Dollar Schadenersatz wegen „seelischer Verletzung". Man hatte ihr einen Badeanzug verkauft, der beim ersten Untertauchen ins Meer völlig durchsichtig geworden war.

Wie einfach. Das Parlament des amerikanischen Staates Illinois beschloß, „zur Vereinfachung der Verwaltung" den Ausschuß für Verwaltungsvereinfachung aufzulösen.

Ein Lagebericht des amerikanischen Landwirtschaftsministeriums sagte im vorigen Herbst voraus: „Das kommende Jahr wird besonders für diejenigen Farmer eine Besserung bringen, die 1955 besonders unter Trockenheit zu leiden hatten — vorausgesetzt, daß sich die Niederschläge in diesen Gebieten erhöhen."

Wer bei der Verkehrsfliegerei bleiben will, muß immer wieder strengste Prüfungen bestehen

Kein Wunder, dass Verkehrspiloten tüchtig sind!

Aus der Monatsschrift Air Facts von Wolfgang Langewiesche

„Wie soll ich wissen, ob unser Pilot etwas taugt?“ fragt sich vielleicht mancher Fluggast, wenn er beim Start den Sitzgurt anschnallt. Er kann unbesorgt sein; diese Frage haben sich schon andere reiflich überlegt, und man hat schwierige Prüfungen ausgearbeitet, um die Tüchtigkeit der Piloten festzustellen.

Zu diesen Prüfungen gehören seltsame psychologische Tests, die mit jedem, der sich um eine Anstellung als Verkehrsflieger bewirbt, vorgenommen werden. Ich habe mich von mehreren Luftfahrtpsychologen auf meine geistigen Fähigkeiten untersuchen lassen, und ich muß sagen, daß es mir Eindruck gemacht hat.

Die KLM, die holländische Luftverkehrsgesellschaft, schickte mich wie jeden ihrer Bewerber zu Professor van Lennep von der Niederländischen Gesellschaft für Betriebspsychologie. Bei einem der Tests, die dort durchgeführt werden, legt man mit verbundenen Augen einen vorgeschriebenen Weg kreuz und quer durch einen Raum zurück (von diesem Fenster zu jenem Stuhl und dann zu dieser Tür und so weiter). Manche Prüflinge verirren sich, andere verlieren den Kopf, und wieder andere

Wolfgang Langewiesche fliegt seit einundzwanzig Jahren in den Vereinigten Staaten, Europa, Afrika, Indien und Australien und schreibt gleichzeitig über die Fliegerei. Im zweiten Weltkrieg war er Einflieger für die Firmen Chance Vought und Cessna Aircraft. In deutscher Sprache sind von ihm erschienen *Hallo — Amerika!* und *Himmel, Erde und Piloten.*

rühren sich kaum von der Stelle. Ich machte meine Sache großartig! Nur vergaß ich eine Anweisung und schlug vom Fenster den kürzesten Weg zur Tür ein. Das wurde mir übel vermerkt: es bewies, daß ich schon unter geringem Druck einfache Anweisungen vergaß. Mir selbst kam es, sagen wir — aufschlußreich vor. Kurz zuvor hatte ich einen Teil meiner Flugsicherungs-Freigabe vergessen und auf ähnliche Weise meinen Flugweg abgekürzt. Es war mein bedenklichstes fliegerisches Versehen seit Jahren gewesen, und der holländische Psychologe hatte meine Schwäche in knapp einer Stunde entlarvt!

In den Vereinigten Staaten stellte der Psychologe einer Luftverkehrsgesellschaft alle möglichen Intelligenz- und Charaktertests mit mir an. Bei einem trug er mir auf, eine menschliche Figur zu zeichnen. Da ich nicht zeichnen kann, fiel das Bild recht kindlich aus. Mir kam diese Aufgabe töricht vor, und ich sagte das auch offen. Als der Prüfer meine Zeichnung gesehen hatte, meinte er: „Sie könnten schon besser zeichnen, aber Sie haben sich keine Mühe gegeben. Sie gehören zu denen, die sich um Situationen drücken, in denen sie schlecht abschneiden."

Es ist schon so, sie durchschauen einen tatsächlich.

Der Berater des Scandinavian Airlines System, des SAS, ist Professor Arne Trankell von der Universität Göteborg. Trankell und zwei Assistenten beschäftigen sich zwei volle Tage mit jedem Bewerber — sie testen ihn, unterhalten sich mit ihm und beobachten seine Reaktionen. Schließlich fassen sie ein Gutachten über ihn ab. Nichts Ungewöhnliches darf darin ungeklärt bleiben. Als Sechzehnjähriger wurde der Prüfling von einem Auto angefahren. Warum hatte er nicht aufgepaßt? Wo hatte er seine Gedanken gehabt? Alles, was sie von ihm wissen, muß als Ausfluß seiner Persönlichkeit erklärt werden.

Beim SAS hält man viel von dem sogenannten Reaktionskoordinierungs-Test, bei dem geprüft wird, wie lange es dauert, bis man den Kopf verliert. Trankell legte mir einen Bogen Papier vor, auf dem sich rechts und links zwei senkrechte Reihen von Kreisen befanden, die mit Strichen zu einer Kette verbunden waren. Ich bekam einen Bleistift in jede Hand und mußte erst die Spitze meines linken Bleistiftes in den obersten linken Kreis setzen, dann mit dem rechten Bleistift das gleiche mit dem rechten obersten Kreis tun, darauf das gleiche wieder links mit dem nächsttieferen Kreis, dann rechts den anschließenden Kreis punktieren — und so weiter abwechselnd die beiden Reihen hinunter. Dazu gab Trankell durch Klopfen auf den Tisch das Tempo an.

Ein Weilchen kam ich ganz gut mit, dann ließ ich ein paar Kreise aus. Trankell beschleunigte das Tempo, und wieder übersprang ich welche. „Genau so geht es einem in der Führerkabine, wenn man plötzlich schlechtes Wetter vor sich sieht", mußte ich denken. Ich sagte mir gerade: Du

mußt dich zusammenreißen", als Trankell wieder das Zeitmaß beschleunigte und fragte: „Wieviel Stunden hat eine Woche?" „Keine Ahnung!" antwortete ich.

Trankell klopfte noch schneller und sagte: „Aber Sie können doch rechnen, nicht wahr?" (Das war jetzt tatsächlich genau wie beim Fliegen: man ist vollauf mit den Blindfluginstrumenten beschäftigt, hat gerade ein Funkfeuer verfehlt, und die Flugsicherung fragt an, wann man voraussichtlich das nächste überfliegen wird. Alles wächst einem über den Kopf...) Ich antwortete Trankell: „Ich glaube schon", und nahm mir vor, sieben mal vierundzwanzig auszurechnen, sobald ich mich wieder konzentrieren konnte.

Ich kam nicht mehr dazu. Trankell fragte: „Warum sind Sie nicht verheiratet?" „Ich *bin* verheiratet, verflixt noch mal!" Jetzt war ich erst richtig verwirrt und tippte beinahe planlos mit meinen Bleistiften weiter. Trankell klopfte noch schneller und fragte: „Also wieviel Stunden hat nun die Woche?" Kurz danach gab ich es auf, ich warf die Bleistifte hin und fing an zu lachen. *Ich* wollte ja nicht für das SAS fliegen!

Jeder versagt früher oder später bei diesem Test. Aber manche halten ziemlich lange durch.

Trankell hat in der Pilotenauswahl für das SAS ausgezeichnete Erfolge gehabt. Kein Mann, den er hoch eingestuft hat, ist je ein Versager gewesen; umgekehrt waren die, die sich nicht bewährt haben, am schlechtesten von ihm beurteilt worden. Einmal hat die Gesellschaft gegen seinen Rat fünf Leute eingestellt. Sämtliche fünf versagten.

Bei der Verkehrsfliegerei bleibt sich vieles immer wieder gleich, aber es ist ähnlich wie beim Bridgespielen — die gleichen Spielkarten, die gleichen Spielregeln, und doch jedesmal eine andere Kartenkombination. Heute herrscht nur klares Wetter auf der Strecke; morgen türmen sich Wolkenberge auf, in denen es blitzt und donnert; übermorgen fliegt man durch ein totenstilles Nebelmeer. Dazu gesellen sich noch kleine Pannen und unvorhergesehene Zwischenfälle. Allmählich sind diese Dinge allein durch die Häufung von Erfahrungen nichts Neues mehr. Typische Situationen wiederholen sich. „Jawohl, das ist genau so wie damals über Ohio, als der Peilkompaß verrückt wurde. Ich weiß, was ich in *dieser* Lage zu tun habe." Je leichter das routinemäßige Fliegen wird, um so freier wird der Kopf des Piloten für das Außergewöhnliche, für Gefahrenzeichen.

Wenn ein Durchschnittspilot in schlechtes Wetter kommt, beansprucht die Aufgabe, die Strecke im Blindflug zu durchfliegen, seine volle Aufmerksamkeit. Ein Flugkapitän aber überlegt sich in derselben Situation folgendes: „Wir sind fünfzehn Minuten später als vorausgesehen in das Schlechtwettergebiet gekommen. Das heißt also, es wandert nicht so schnell, wie die Wetterfrösche erwartet haben. Wie werden Wolkenuntergrenze und Sicht in

Gander sein? Wird Gander mir Landeerlaubnis geben?" Dieses Schweben über der Situation — „Dem Flugzeug vorausdenken" — ist das Kennzeichen des guten Verkehrsfliegers.

Neulich habe ich Flugkapitän Robert Buck von den TWA vor dem Start zu einem Transatlantikflug beobachtet. Er überprüfte die Wetterkarte und die Flugvorbereitung von Idlewild ohne Zwischenlandung nach Irland, die er von der Flugabfertigung bekommen hatte. Zehn Stunden dreizehn Minuten waren für den Flug geschätzt. Buck überflog die Zahlenreihe auf dem Flugplan und setzte schon seinen Bleistift zur Unterschrift an, als er zögerte. Er warf noch einmal einen langen Blick aus den Augenwinkeln auf die Wetterkarte. Schließlich unterschrieb er, machte aber die Randbemerkung zu mir: „Das ist reichlich optimistisch kalkuliert. Wir werden etwa zwanzig Minuten länger brauchen." Und richtig, wir brauchten sogar zweiundzwanzig Minuten länger.

Wie bringen sie das fertig? Durch Erfahrung. Doch Erfahrung kann man sich nur als Zweiter Pilot auf dem rechten Sitz in der Kanzel einer Verkehrsmaschine aneignen. Die Beförderungsaussichten hängen vom Dienstalter ab, aber die Beförderung selbst nur von der Leistung. Die Stufenleiter führt immer nur hinauf — oder hinaus.

Nach zwei, drei oder fünf Jahren kommt ein Zweiter Pilot auf einen Kapitänslehrgang. Hier werden erheblich größere Anforderungen an seine Leistungen gestellt, und Verantwortlichkeit und Schwierigkeiten werden enorm erhöht. Die Ausbildung zum Flugkapitän endet mit einer ganzen Reihe von Streckenprüfungen.

Diese Prüfungen sind regelrechte Passagierflüge, bei denen der Prüfpilot der Gesellschaft als Zweiter Flugzeugführer mitfliegt. Er beobachtet dabei jede kleinste Tätigkeit des Flugkapitäns. Kennt er sich mit dem Wetter aus? Befolgt er die Flugsicherungsvorschriften? Kann er sich reibungslos mit ausländischen Kontrolltürmen verständigen? Und vor allen Dingen: denkt er „dem Flugzeug voraus?" Flugkapitän Ormond Gove, der für die Trans World Airlines die Flugkapitäne für den Transatlantikdienst prüft, erklärt: „Ein guter Pilot läßt sich *nie* überraschen."

Ein neuer Flugkapitän des SAS startete bei seiner letzten Streckenprüfung von Lissabon und stieg auf seinen Kurs. Ein Hügel lag vor ihm. Er überflog ihn in ausreichender Höhe und hatte damit den portugiesischen Vorschriften Genüge getan. Aber die Vorschriften des SAS verlangen in diesem besonderen Fall, daß die Maschine noch einmal zurückkreist, um mehr Höhe zu gewinnen. Das hatte er vergessen. Sein Versehen warf ihn um ein Jahr zurück!

Kein Flugkapitän zweifelt an seiner Fähigkeit, mit den üblichen Zwischenfällen fertig zu werden — wenn etwa ein Motor ausfällt, das Fahrwerk nicht ausgefahren werden

kann oder das Wetter sich unerwartet ändert. Er macht sich höchstens Kopfzerbrechen über eine Situation, in der sich alles gegen ihn verschworen hat und aus der es keinen Ausweg gibt. Die Sicherheitsvorschriften der Verkehrsfliegerei und die Vervollkommnung des Flugzeugbaus haben solche Zwischenfälle fast unmöglich gemacht. Aber trotzdem kann es einem von zehn Piloten einmal im Leben passieren. Was dann?

Flugkapitän Haakon Gulbransen von den Pan American World Airways befand sich über dem Atlantik, als einer der vier Motoren ausfiel und die Luftschraube, statt zu ziehen, nur wild mitdrehte. Nun kann zwar jede Verkehrsmaschine mit einem ausgefallenen Motor weiterfliegen, wenn der betreffende Propeller auf Segelstellung gebracht wird, aber in diesem Fall funktionierte die Luftschraubenverstellung nicht, und die sich drehende Luftschraube übte eine starke Bremswirkung auf die Maschine aus und zog sie ständig tiefer.

Als allerletzte Rettung hätte der Flugkapitän die vorgeschriebenen Maßnahmen für eine Notwasserung ergreifen können: seine Position funken, eine Bauchlandung auf See machen, Passagiere und Besatzung in Rettungsflöße bugsieren und das übrige dem Seenotdienst überlassen. Das wäre in Ordnung gewesen. Oder er hätte kämpfend niedergehen können, in dem Versuch, die Luftschraube wieder zur Räson zu bringen, indem er dieselben Knöpfe und Hebel immer heftiger betätigte. Das wäre falsch gewesen, wenn auch begreiflich. Denn die meisten Menschen reagieren so, wenn die Steuer einer Maschine nicht die gewohnten Bewegungen zur Folge haben.

Gulbransen reagierte ganz anders. Er erinnerte sich an einen Fall in der Militärfliegerei, wo so ein wildgewordener Propeller abgebrochen war, als die Maschine unbeabsichtigt eine bestimmte Flugbewegung machte. Er machte solch ein Manöver. Der Propeller brach weg. Und die Maschine vollendete ihren Flug sicher mit drei Motoren.

Jeder Verkehrsflieger hofft, im Notfall so zu reagieren. Aber wie kann man sicher sein, daß er es auch tut? Durch Training natürlich. Durch *noch mehr* Training.

Die Trainingstheorie des SAS lautet: Übermaß an Leistungsfähigkeit. Der Pilot wird eines Tages in eine Situation kommen, in der er Angst hat, überlastet ist, alle Hände voll zu tun hat. Das wird seine Leistungsfähigkeit beeinträchtigen. Deshalb muß er so ausgezeichnet fliegen können, daß er imstande ist, eine Notlage sogar noch mit halber Leistungsfähigkeit zu meistern!

Die halbjährliche fliegerische Überprüfung beim SAS ist ein unerbittliches Sondieren auf verborgene Schwächen. Die schwierigsten Notlagen werden vorgetäuscht: so etwa ein Motorausfall im allerungünstigsten Augenblick — wenn die Maschine sich noch über dem Flugplatz

befindet, zu spät, den Start abzubrechen, aber zu früh, genügend Geschwindigkeit, Höhe und Motorleistung zu haben. Und die Piloten müssen auf die meisten dieser Gefahrenzustände bei verhängter Kabine nur nach Instrumenten reagieren.

Manche Flugverkehrsgesellschaften sind in diesem Punkte anderer Ansicht. Ein vorgetäuschter Notfall, behaupten sie, sei überhaupt kein Notfall; es fehle dabei das Angst- und Überraschungsmoment. Außerdem riskiere man, wenn man mit einem ausgefallenen Motor zu lange so tief herumfliege, den sicheren Absturz. Je größer und komplizierter die Verkehrsflugzeuge werden, um so gefährlicher wird es, sie vorsätzlich in kritische Situationen zu bringen.

Beide Auffassungen haben viel für sich. Eine Lösung des Dilemmas bietet der Curtiss-Wright-Flugsimulator, eine genaue Nachbildung der Führerkanzel, in der der Prüfling alle Steuerorgane und Instrumente betätigen kann. Dieses Lehrgerät reagiert wirklichkeitsgetreu auf jeden Steuerausschlag und ist bis ins kleinste Detail nach dem Flugzeugtyp, den die Gesellschaft in Betrieb hat, eingerichtet.

Wie manche Stellen in einem Buch einen zu Tränen zu rühren vermögen, kann ein Instrumentenbrett unter Umständen einem Piloten die Haare zu Berge stehen lassen! So kann dieses Übungsgerät einen Piloten unter Druck setzen — und zwar ohne Lebensgefahr.

Die psychologischen Tests bieten eine weitere Möglichkeit, den Prüfling unter Druck zu setzen und seine Reaktionskoordinierung zu prüfen. Bei der KLM gab man mir einen Kasten und einen Deckel. Testaufgabe: den Deckel auf den Kasten setzen. An dem Deckel befand sich eine Art Schloß, das das Einfügen blockierte. Es war so beschaffen, daß man versucht war, an die zwanzig verschiedene Möglichkeiten auszuprobieren: Gewalt, hier drehen, dort drücken, methodisches Untersuchen. Es war auch ein Schlüssel mit zwei Bärten vorhanden, aber keiner paßte so, wie man es erwartete. Bei diesem Test kommt es nicht so sehr darauf an, ob und wie schnell man den Deckel auf den Kasten bekommt, sondern wie man sich in einer schwierigen Situation unter Druck benimmt.

Aber der Pilot, der getestet wird, weiß das nicht. Seine Fliegerlaufbahn steht auf dem Spiel; er braucht zu lange; er schafft es nicht. Die meisten versuchen es zuerst mit Gewalt. Manche kommen nicht darüber hinaus, versuchen es immer wieder mit Kraftanwendung und klammern sich verbissen an diese eine Möglichkeit. Das ist schlecht. Das ist so, als wenn Kapitän Gulbransen beim vergeblichen Kampf mit der Verstellvorrichtung ins Meer gestürzt wäre.

Die Pilotenausbildung wird in allen Ländern ziemlich ähnlich gehandhabt. Fluggäste aller Nationen, die in einer ausländischen Maschine fliegen wollen, fragen manchmal:

„Können diese ‚Ausländer' so gut fliegen wie unsere Leute?" Die Antwort lautet ja. Heutzutage fliegt der Pilot als Teilchen in einem weltumspannenden System, in dem überall die englische Sprache gilt. Er muß dieses System und seine Anwendung beherrschen. Die Männer, die es erst einmal bis zum Flugkapitän gebracht haben, ganz gleich, welcher Nation sie angehören, sind in ihren Reaktionen und ihrem Können ziemlich gleich — sie alle sind unbedingt zuverlässig.

Piloten lieben die Fliegerei. Das ist der tiefste Grund, daß sie tüchtig sind. Kein Pilot betrachtet die Fliegerei nur als Broterwerb. Sie fliegen, weil sie eine Art unheilbarer Krankheit haben. Sie müssen fliegen, wie der gewöhnliche Sterbliche atmen oder lieben muß.

Zurück zur Natur!

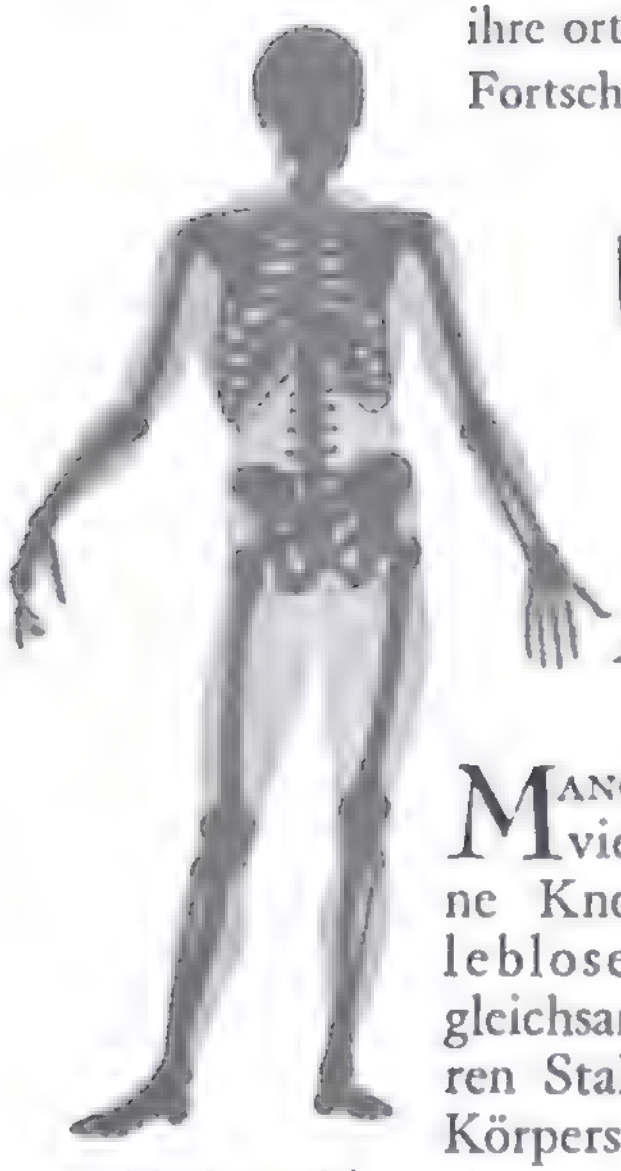
Er hat wirklich etwas Herzerfrischendes, der Bericht von Dr. Margaret Mead über ihren Besuch auf den Manua-Inseln im südlichen Pazifik. Die bekannte Anthropologin kam, nachdem sie die Manuas zuletzt Ende der zwanziger Jahre besucht hatte, im vorigen Jahr wieder dorthin, um die Veränderungen zu studieren, die der Kontakt mit amerikanischen Soldaten während des zweiten Weltkrieges in der Kultur der Eingeborenen hinterlassen hatte.

Seit wir denken können, haben Geschichten dieser Art stets die gleiche wohlbekannte Handlung, die uns immer wieder das Herz schwer macht. Wir sehen, wenn sich der Vorhang zum ersten Akt hebt, eine paradiesische Landschaft, mit gesunden, glücklichen und schönen Eingeborenen, die mit einem Lied auf den Lippen den wenigen Verrichtungen nachgehen, die notwendig sind, damit sie gut ernährt und behaust und reizend unbekleidet bleiben. Das Wetter ist mild, die Götter wohlgesonnen,und der Stammeskönig regiert mit liebender Strenge. Dann aber, o Jammer, kommt der weiße Mann, ein ungebetener Bote der mörderischen Zivilisation, und jeder weiß, was nun geschieht.

Nun aber erzählt uns Margaret Mead, daß das Leben auf den Manuas vor fünfundzwanzig Jahren keineswegs der erwarteten Idylle glich. Die Menschen waren streitsüchtige, von Tabus beherrschte Wilde, die ihr Leben vor allem damit zubrachten, Hundezähne zu sammeln, die als Geld dienten,und Menschen zu fangen,um sie an Kannibalen zu verkaufen.

Das alles ist seit dem Kriege anders geworden. An die Stelle der Hundezähne sind australische Münzen getreten. In den meisten Dingen entscheidet die Mehrheit, und Meinungsverschiedenheiten werden durch eingeborene Gerichtshöfe geschlichtet, nicht mehr durch brutale Gewalt. Sie zanken sich seltener und singen Choräle. Und vor allem, sie haben mit dem alten Tabu aufgeräumt, ein Mann dürfe auf keinen Fall mit seiner Schwiegermutter ein Wort sprechen. Wenn das nicht Demokratie reinsten Wassers ist, was soll man dann darunter verstehen? T. S. E. P.

Es sind wunderbare Stoffwechsel- und Speicheranlagen, und ihre orthopädische Behandlung hat unglaubliche Fortschritte gemacht



Unsere unermüdlichen Knochen

Aus der Monatsschrift Today's Health von J. D. Ratcliff

Mancher meint vielleicht, seine Knochen seien leblose Gebilde, gleichsam die starren Stahlträger des Körpers. In Wirklichkeit zählen sie zu unseren betriebsamsten Organen. Sie sind leistungsfähige chemische Fabriken, die ununterbrochen, vierundzwanzig Stunden am Tag, rote und weiße Blutkörperchen herstellen. Jede Minute sterben in unserem Organismus etwa 180 Millionen Blutkörperchen ab, und würden unsere Knochen sie nicht durch gesunde junge Zellen ersetzen, so müßten wir bald an Blutarmut sterben. Wenn man uns einen halben Liter Blut entzieht, hat unser Knochenmark sechs bis acht Wochen damit zu tun, den Verlust an roten Blutkörperchen auszugleichen.

Die Knochen haben aber noch andere wichtige Aufgaben: sie produzieren die weißen Blutkörperchen, die Infektionen abwehren, und sie bilden einen der großen Nährstoffspeicher des Körpers. In ihrem Mark hamstern sie Fette und Eiweißstoffe für Zeiten der Not. Zudem enthalten sie fast allen Phosphor und Kalk, den wir brauchen. Kalk ist unentbehrlich für die Blutgerinnung, für das Schlagen des Herzens, für die Zusammenziehung der Muskeln und für das Arbeiten des Nervensystems. Ein kompliziertes Selbstreglersystem sorgt dafür, daß der Kalk aus der Milch, die wir heute trinken, in den Knochen abgelagert und dafür der in der vorigen Woche oder auch schon im vergangenen Jahr gespeicherte Kalk abgebaut wird.

Versuche mit radioaktiven Isotopen haben auf diese pausenlose Tätigkeit, die sich innerhalb unserer Knochen abspielt, ein ganz neues Licht geworfen.

Der Mensch hat normalerweise 206 Knochen. Die Zahl schwankt etwas. Ein Kind hat gewöhnlich 33 Rückgratswirbel; später aber ver-

wachsen die unteren Wirbel zum Kreuzbein und zum Steißbein, so daß nur 26 übrigbleiben. Auch die Zahl der Rippen schwankt. In der Regel haben wir 12 Paar, bei vielen Menschen aber finden sich nur 11 und bei manchen 13 Paar.

Unser Knochengerüst ist ein bautechnisches Meisterwerk. Jeder Teil ist auf eine bestimmte Aufgabe zugeschnitten. Der Schädel, der unser Gehirn schützt, ist an exponierten Stellen — so an der Decke — von besonders harter und dichter Struktur. Die Rückenwirbel schirmen ein hochempfindliches, lebenswichtiges Nervenzentrum ab: das Rückenmark. Das Rückgrat hat sogar regelrechte „Stoßdämpfer" zwischen den Wirbeln, die aus federnden Knorpeln bestehenden Bandscheiben.

Die Schenkelknochen sind hohl — in Übereinstimmung mit dem technischen Lehrsatz, daß eine hohle Säule stärker ist als eine massive gleichen Gewichts. Auch ist Knochen stärker als Stahl gleichen Gewichts. Strukturell ist er mit Stahlbeton vergleichbar.

Es gibt zweierlei Knochensubstanz: die „schwammartige" und die „kompakte". In jedem Knochen — etwa in einer Rippe — finden sich beide Arten. Der kompakte Knochen bildet eine harte Rinde. Innen liegt der schwammige Knochen, der die zarten Gewebe des Knochenmarks, der Nerven und der Blutgefäße beherbergt.

Der Knochen wächst durch Anlagerung neuer Substanz an die alte. Ist er gebrochen, so beginnen die Bruchenden zu wachsen. Geheimnisvoll suchen sie einander, greifen nacheinander. „Als würfen sie Seilbrücken über einen Abgrund", sagt ein Arzt. Die verbindenden Gewebezellen erhärten durch Anhäufung von Kalksalzen und verwandeln sich schließlich in richtige Knochensubstanz.

Verletzungen des Knochens waren früher fast immer lebensgefährlich. Manchem älteren Menschen wurde der Gipsverband zum Gipssarg, und Kinder, die wegen eines Knochenbruchs lange das Bett hüten mußten, trugen nicht selten seelische Schäden davon. Nach den neuesten Fortschritten sieht das Bild freundlicher aus.

Eine der ersten orthopädischen Neuerungen war die „Verschraubung": über der Bruchstelle befestigte man mit Schrauben aus Rindsknochen eine Platte aus dem gleichen Material, das der Körper mit der Zeit resorbiert. Die Sache blieb jedoch unvollkommen. Zwar taten die Rindsknochen bei leichteren Fällen gute Dienste, bei Beinbrüchen aber waren sie zu schwach. Ein Aufstehen und Umhergehen ließen sie nicht zu.

Man brauchte bessere Materialien. Sie mußten die erforderliche Stärke haben und gegen Gewebsflüssigkeiten unempfindlich sein. Auch durften sie sich nicht unangenehm bemerkbar machen. Befriedigende Ergebnisse erzielte man mit Speziallegierungen, darunter einigen rostfreien Stählen. Sie sind so stark, daß sie

dem Patienten fast sofort den Gebrauch des gebrochenen Gliedes erlauben, und vielfach kann man sie ruhig längere Zeit im Körper lassen.

Eine umwälzende Methode fand im zweiten Weltkrieg der deutsche Chirurg Professor Gerhard Küntscher: die „Marknagelung". Ihre Erfolge grenzen ans Wunderbare, namentlich bei Oberschenkelbrüchen. Früher erforderten solche Brüche gewöhnlich ein sechsmonatiges Liegen in Gips und Streckverband, wodurch es oft zu Gelenkversteifung und Muskelschwund in so schwerer Form kam, daß der Kranke dauernd verkrüppelt blieb. Bei der Marknagelung öffnet man den Oberschenkelknochen am oberen Ende, bohrt den Markraum an und treibt einen Metallstab von passender Länge, Stärke und Krümmung ein, den sogenannten Küntschernagel. Nach wenigen Wochen kann der Patient aufstehen und umhergehen. Man hat die Methode seither erfolgreich auch bei Unterschenkel-, Unterarm- und sogar bei Hand- und Fingerknochen angewandt.

Einen weiteren Fortschritt können wir in der Behandlung gebrochener oder durch Krankheit zerstörter Hüftgelenke verbuchen. Vor einem Jahrzehnt noch war ein Hüftgelenkbruch bei älteren Leuten oft so gut wie ein Todesurteil. Der Patient mußte monatelang oder gar jahrelang liegen. Dadurch wurde der Wachstumsprozeß an der Bruchstelle gehemmt, die alten Knochen wurden dünn und brüchig und be-

Die grossen Vorteile des Marknagels haben seinen Anwendungsbereich auch über die eigentliche Knochenbruchbehandlung hinaus erweitert, so daß er in vielen Gebieten der Knochenchirurgie an Stelle des Gipsverbandes benutzt wird. Manche Operationen sind erst durch die Marknagelung zu einem einfachen und vor allem sicheren Eingriff geworden, wie die in diesem Artikel erwähnte Verkürzung und Verlängerung von Gliedmaßen. Sehr viel wird die Marknagelung zur Korrektur von in schlechter Stellung geheilten Brüchen und zur Beseitigung anderer Fehlstellungen, zur künstlichen Versteifung von Gelenken, zur Behandlung von Falschgelenken, bei Knochengeschwülsten und so weiter verwendet. Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß das Verfahren auch Schwierigkeiten hat und daß ihm vor allem auch Grenzen gesetzt sind.

Professor Gerhard Küntscher,
Schleswig

reiteten häufig einer Lungenentzündung oder anderen lebensgefährlichen Krankheiten den Weg.

Der amerikanische Chirurg Smith-Petersen sann auf Abhilfe. Bei Hüftbrüchen geht der Bruch oft durch den Schenkelhals, so daß der Gelenkkopf abgetrennt ist. Smith-Petersen verband nun die beiden Teile mittels eines langen geflanschten Nagels aus rostfreiem Stahl, und innerhalb weniger Wochen konnten die Patienten — wenn auch an Stöcken oder Krücken — wieder umhergehen.

Später machte Smith-Petersen für verletzte Gelenkköpfe genau passende Kappen aus rostfreiem Stahl und anderen Legierungen. Dann kamen zwei französische Chirurgen, Jean und Charles Judet, auf den Gedanken, gebrochene Gelenkköpfe durch gleichgeformte Plastikköpfe zu ersetzen, die mit einem Stiel in den Oberschenkelknochen getrieben werden. Die beiden Judets berichten, daß 80 Prozent ihrer Hüftgelenkpatienten jetzt wieder arbeitsfähig sind.

Bemerkenswert sind auch die modernen Verfahren, das Knochenwachstum zu beeinflussen. Bei manchen Krankheiten — namentlich bei Kinderlähmung — ist das Knochenwachstum in einem Bein gehemmt. Man hat sinnreiche Eingriffe erdacht, mit denen sich bei Kindern das verkürzte Bein um nicht weniger als zweieinhalb Zentimeter längen läßt. Das ist jedoch langwierig und schmerzhaft und gelingt nicht immer. Deshalb gingen einige Ärzte der Idee nach, das Knochenwachstum des gesunden Beins entsprechend zu hemmen. Einer zerstörte zu diesem Zweck einen Teil der Wachstumsfläche und überpflanzte dorthin ein Stück Knochen. Ein anderer suchte sein Ziel durch Anlegen einer Drahtschlinge zu erreichen. Ein amerikanischer Chirurg trieb Klammern aus rostfreiem Stahl durch die weiche Wachstumsschicht. Das dadurch aufgehaltene Wachstum des Knochens setzt nach Entfernung der Klammern wieder ein.

Mehr und mehr spielen die Knochen die entscheidende Rolle, wenn einem Kranken bei akuter Lebensgefahr Blut oder eine andere Flüssigkeit zugeführt werden muß. Die Venen sind für solche Transfusionen manchmal nicht zu gebrauchen. Bei kränklichen Neugeborenen sind sie oft so dünn, daß man sie mit der Nadel überhaupt nicht findet; bei schweren Verbrennungen sind sie häufig selber stark in Mitleidenschaft gezogen; und bei schweren Schockzuständen kollabieren sie. In solchen Fällen kann man den Patienten dann oft nur durch eine Transfusion in das feine Blutgefäßnetz des Knochenmarks retten.

Bei diesem Verfahren gab es manchmal Schwierigkeiten, weil sich die in den Knochen eingeführte Transfusionsnadel mit Knochensplitterchen verstopfte und an der Einstichstelle leicht Abszesse entstanden. Der amerikanische Chirurg Turkel löste das Problem mit einer sinnreich konstruierten Spezialnadel. Im Inneren einer Hohlnadel befindet sich eine kleinere, rotierende Bohrschneidenadel, die beim Ansetzen ein kreisrundes Knochenplättchen herausfräst, worauf die größere Nadel ungehindert in den Markraum eindringt und die Transfusion beginnen kann. Die ganze Sache dauert nur wenige Minuten. In Detroit hat man bei 125 Transfusionen dieser Art nur einen einzigen Mißerfolg gehabt. In Dänemark sind bei nur fünf von 1000 Fällen nachträglich Komplikationen eingetreten.

Auch zur Beseitigung von Knochenmißbildungen hat man neue Methoden gefunden. In manchen Fällen — wie bei Klumpfuß — braucht man jetzt nicht einmal zu operieren. Rückgratsverkrümmung, Lähmung, Knochenmarkkrankheiten, Knochentumoren und viele orthopädische Probleme kommen einer Lösung immer näher, je mehr man die Geheimnisse des Knochens entschleiert und erkennt, daß man es bei ihm keineswegs — wie man früher gemeint hatte — mit einer trockenen, uninteressanten, nur für den Anatomen fesselnden Materie zu tun hat, sondern mit lebenswichtigen Substanzen.

Wie die in der Knochenforschung tätigen Ärzte erklären, sind die bisher auf diesem Gebiet gemachten Entdeckungen nur erst Ansätze, die aber schon erkennen lassen, daß man vor neuen Erfolgen der Medizin steht.

Die meisten Eltern stehen den Kenntnissen ihrer Sprößlinge über Raketen, Elektronen, Fernsehen, Weltraum und dergleichen mehr einigermaßen fassungslos gegenüber. Ein weltkundiger Vater jedoch meinte, seinen Atomzeit-Kindern könne eine kleine Reise in die Vergangenheit nicht schaden. Er verwandelte ein Zimmer im Keller seines Vorstadthauses in eine alte Stadtwohnung mit allerlei altem Hausgerät.

Er erinnerte sich aber außerdem noch mit Zärtlichkeit an das Pianola, das mechanische Klavier, das die größte Freude seiner Bubenjahre gewesen war, und fand auch nach wochenlangem Suchen ein stattliches Wrack mit verrostetem Eingeweide. Er ließ es herrichten, beschaffte Notenrollen und stellte es in das Museumszimmer. Die Töchter — neun, dreizehn und vierzehn — klimperten ein bißchen auf den Tasten herum; sie hatten aber keine Ahnung, daß es ein mechanisches Klavier war. Nach dem Abendessen sagte der Vater: „Ich gehe jetzt hinunter und versuche, ob ich noch Klavier spielen kann. Ihr bleibt hier bei Mutti. Ich mag nicht, wenn man mir beim Spielen über die Schulter sieht."

Mit einer heimlich hinuntergeschmuggelten Notenrolle „Valencia", einem Schlager von vor dreißig Jahren, verschwand er im Erdgeschoß und konnte gleich darauf mit Befriedigung seine Kinder vor Vergnügen kreischen hören. Er spielte das Stück noch ein zweites Mal, dann brachte die Mutter die Mädchen hinunter und verriet ihnen das Geheimnis. Sie sperrten vor Staunen Mund und Nase auf und spielten „Valencia", bis sie ins Bett geschickt wurden.

Am nächsten Tag schleppten die Kinder Schulkameraden und Nachbarn ins Haus, um ihnen das Wunder vorzuführen. Fernsehen und Radio interessierte sie nicht mehr. Alle wünschten sich ein Pianola.

Und das älteste Mädchen fiel, von ihrem so plötzlich gestiegenen Ansehen bei den anderen Kindern überwältigt, ihrem Vater um den Hals und rief: „Ach, Vati, ist das herrlich. Was wird man nächstens noch alles erfinden!"

NEW YORK TIMES

Ein Mensch, den man nicht vergisst

Von Frank Dufresne

In den Jahren meiner Forschertätigkeit in Alaska habe ich von keinem Führer soviel gelernt wie von Natunik, einem primitiven, stets zu Scherzen aufgelegten Eskimo. In der Natur seiner Heimat war ihm fast nichts unbekannt. Neben seiner Wißbegier zeichnete ihn ein unübertreffliches Sehvermögen aus. Er hatte pechschwarze Augen und den scharfen Blick des arktischen Gerfalken, das Gehör eines Fuchses und die Witterung eines Eisbären. Beinahe jedes Geschöpf der Tundra konnte er nachahmen, und ich habe nie wieder einen Menschen getroffen, der die Bedeutung der Tierrufe so genau verstand wie er.

Als ich Anfang der zwanziger Jahre im Auftrag der amerikanischen Regierung eine Reihe von Erkundungsfahrten unternahm und auf meinem Hundeschlitten auch in das damals noch wenig bekannte, weite Gebiet zwischen den Mündungen des Yukon und des Kuskokwim gelangte, trieb mich mitten in der öden, sturmgepeitschten Marschlandschaft eines Tages ein glücklicher Zufall diesem unge-

---

Bis 1950 hat Frank Dufresne für die amerikanische Jagd- und Fischereibehörde jahrelang Forschungsarbeit in Alaska geleistet. Heute ist er Redakteur einer Jagdzeitschrift.

wöhnlichen Eskimo in die Arme. Zwei Wochen lang war ich von Nome aus dem Schneepfad gefolgt, der sich allmählich im Heulen des Sturmes spurlos unter den weißen Wellen dieser Einöde verloren hatte. Endlich erspähte ich die einsame Gestalt eines Mannes; er schirmte die Augen gegen die sinkende rote Sonne des späten April, während er beobachtete, wie ich näher kam.

Als ich die Schlittenhunde neben ihm zum Stehen brachte, zog er seine braune Hand aus einem Wolfsfellhandschuh und streckte sie mir entgegen. Er war in meinem Alter — etwa fünfundzwanzig. Wie die meisten Eskimo hatte er einen tonnenförmigen Brustkorb und kurze O-Beine. Seine Kleidung bestand nur aus Fellen und Federn; seine knielange Parka war aus Bälgen der Alaskagans zusammengenäht und endete in einer Kapuze, die mit Vielfraßpelz besetzt war, um das Gesicht vor Kälte zu schützen. Abgesehen von dem grinsenden, kupferroten Gesicht mit den schwarzen, glänzenden Eichhörnchenaugen sah er einem Bären ähnlicher als einem Menschen.

Das war Natunik, der mir ein Freund fürs Leben werden sollte. Hier wohnte er; zu seinen in Robbenfellen steckenden Füßen lagen, vom Triebschnee bedeckt, ein Dutzend aus Torf und Treibholz errichtete Iglus; hier, am Ende der Welt, sollte ich monatelang bleiben. Als ich ihm klargemacht hatte, daß ich Unterkunft und einen guten Führer suchte, grinste er und machte sich sofort an die Arbeit. Im Nu hatte er mit einem Schneeschuh den Tunneleingang zu einem leeren Iglu freigeschaufelt, der neben seinem eigenen lag. Bevor die anderen Eskimo erfahren hatten, daß ein Kabluna — ein Weißer — angekommen war, hatte er schon meine Vorräte und Utensilien, Gewehre und Fotoapparate untergebracht und in einer Grube mitten im Iglu Feuer gemacht. Dann ernannte er sich zu meinem Führer.

Schon ein paar Tage darauf erkannte ich, daß ich in Tier- und Pflanzenkunde diesem Analphabeten niemals das Wasser würde reichen können. Eben kündete die Schneeschmelze an, daß die Wasservögel zurückkehren mußten, und zum Studium dieser großen Wanderung war ich nach Alaska gekommen. Als wir uns einen Weg durch das küstennahe Sumpfgebiet bahnten, blieb Natunik plötzlich stehen und lauschte. Unzählige Scharen gefiederter Sänger, die gerade aus dem Süden zurückkamen, erkannten die vertrauten Nistplätze und jubelten sich das Herz aus dem Leibe. Er aber schien durch das Getriller hindurch auf etwas unter dem gefrorenen Tundraboden zu lauschen. Mit einem Pst! legte er den Finger auf die dicken Lippen und winkte mich an den Eingang einer Höhle unter einer nahen Zwergweide.

Als wir eine Weile mäuschenstill dort gesessen hatten, brachte er tief in der Kehle einen seltsamen, bellenden Laut hervor. Im nächsten Au-

genblick kamen aus der Höhlenöffnung wie Wollknäuel die neun Jungen einer Polarfüchsin hervorgekrochen. Zitternd und mit wackelnden Stummelschwänzchen zuckelten sie auf uns zu. Fast schon berührte eine furchtsame feuchte Nase seine Fingerspitze. Auf einmal ertönte ein heller Laut des Entsetzens: die besorgte Fuchsmama hatte sich hinter uns herangeschlichen, und die Jungen verschwanden in dem Loch, als hätte ein Staubsauger sie aufgeschluckt.

Für Natunik waren die Geschöpfe der Wildnis Menschen, die mit Fellen, Federn oder Fischschuppen bekleidet waren. Nach dem Volksglauben besaßen sie eine Sprache, die genau so verständlich war wie seine eigene und genau so häusliche Sorgen und Freuden ausdrückte. Er konnte buchstäblich Vögel vom Himmel herabrufen.

Die Männer der Siedlung — etwa ein Dutzend an der Zahl — kamen häufig im Kasim, dem Beratungshaus, zusammen, um Erlebnisse auszutauschen, endlose Volkssagen zu erzählen und sich in der Nachahmung von Tier- und Vogelstimmen zu üben. Darin übertraf Natunik sie alle. Er machte den Lockruf eines Schneehuhns nach, daß seine Kameraden vor Bewunderung strahlten. Wenn er wie ein angreifender Raubvogel kreischte, stand die Angst in ihren Augen, so intensiv erlebten sie seine Vorführung mit.

Obwohl mein Führer nach unseren Begriffen bettelarm war, sprudelte er doch stets über von guter Laune. In dieser Einöde beschränkte sich sein ganzer Besitz auf ein paar ewig hungrige Schlittenhunde, ein Kajak, einen Speer, ein Messer und eine rostige Flinte. Der Essensvorrat reichte nur selten für den ganzen Tag, und so schien kaum Grund zur Zufriedenheit vorhanden. Trotzdem war er einer der glücklichsten Menschen, die mir je begegnet sind.

Am stärksten fielen immer wieder seine Fröhlichkeit und seine Geduld auf. Niemals zeigte er auch nur die Spur einer üblen Laune. Wenn er in das eiskalte Wasser fiel, nahm er das Bad ohne Murren hin. Wenn sein Kajak leck wurde, machte er sich ruhig ans Ausbessern. Wenn seine Schlittenhunde einander bissen, trennte er sie ohne ein böses Wort.

Am Anfang unserer Bekanntschaft explodierte ich gelegentlich vor Ärger, wenn etwas schiefging. Natunik blickte mich nur verwundert an und grinste dann. Und schon sah ich selbst, daß alles halb so schlimm war. Er machte mich zu einem besseren Menschen, und was ich von ihm lernte, hat mir in meinem ganzen weiteren Leben geholfen.

Er lachte in der Gefahr. Einmal schaute er im Juni während einer Seehundjagd regungslos lächelnd auf die schmelzenden Eisberge, die rings um unsere Robbenfellkajaks wie Saphire auf dem grünen Samt der Meeresfläche schimmerten, als er plötzlich in das Durcheinander der Tierlaute — das Blasen der Wale, das Krächzen der Eiderenten und das

Gezwitscher der Strandläuferscharen — hineinhorchte. Nach einer Weile hielt er sein Paddel hoch und drehte es so, daß die nasse Fläche in der Sonne blinkte.

„Besser fahren an Land", schrie er über das Wasser. „Bald großer Sturm."

Kein Windhauch regte sich. Obwohl das Meer spiegelglatt zwischen den Eisschollen dalag, tauchte er das Paddel energisch ins Wasser und hielt direkt auf seine Siedlung zu. Ich war über seine Ängstlichkeit verblüfft, folgte ihm jedoch.

Bald merkte ich, wie sich der Himmel seltsam verdunkelte. Die Eisschollen hoben und senkten sich, rieben aneinander und knarrten und stöhnten wie die Dachsparren einer alten Scheune.

Ich war noch 30 Meter vom Ufer entfernt, als uns ein Windstoß traf. Durch einen wehenden Wasserschleier sah ich Natunik; eine schäumende Sturzwelle trug sein Kajak weit den Strand hinauf, und behend stieg er aus, ehe der nächste Brecher auf dem Sand versprühte. Dann wirbelte eine mächtige Welle mein gebrechliches Fahrzeug quer zur Brandung, zerrte es unter einen Wogenkamm und begrub mich im eiskalten Wasser. In meinem kieloben treibenden Kajak wurde ich landwärts geworfen und fühlte mich dem Ertrinken nahe, als eine starke Faust mich am Rockkragen packte.

In der Wärme seines Iglus fragte ich ihn, immer noch zitternd, wie er das vorher gewußt habe, und er erklärte, das warnende Vorzeichen seien die Schreie des Rothalstauchers gewesen. Seine kreischenden Warnrufe „Kuk-rau-h! Kuk-rau-h!" hätten ihm nicht nur das Unwetter gemeldet; die Lautstärke hätte ihm auch die Heftigkeit des Sturms angezeigt.

Während seine drei Söhne — sie mochten vier bis sieben Jahre alt sein — mit weit aufgerissenen Augen stumm an der fellbehängten Wand des Iglus hockten, bemühte sich Nulik, Natuniks rundliche Frau, unsere trocknenden steifen Kleidungsstücke wieder zurechtzukneten. Ihre mandelförmigen Augen waren sorgfältig von unseren nackten Körpern abgewandt. Da das kalte Bad durch das seemännische Ungeschick des weißen Mannes verursacht worden war, erwähnte Natunik den Vorfall mit keiner Silbe.

Irgendwie aber ahnten sie es. Ich merkte, wie sie ihre Lachlust angesichts eines Kabluna, der seiner Kleidung und damit aller Würde entblößt war, mühsam unterdrückten. Auf einmal brachen die drei Jungen in ein Gekicher aus, und als ich daraufhin einen strengen Blick mimte, legten sie schnell die Hand auf den Mund und die prallen roten Backen, um nicht loszuprusten. Nulik drehte sich um und verbarg ihre platte Nase in ihrer Parka.

Bei diesem Verstoß gegen die guten Sitten der Gastfreundschaft versuchte Natunik, eine ernste Miene aufzusetzen, mußte aber unwillkürlich selbst grinsen. Plötzlich brachen sie alle in schallendes Gelächter aus,

und nun brüllten wir aus vollem Halse, bis uns die Tränen die Backen hinunterliefen.

Voller Respekt gegenüber älteren Leuten und den Sagen, die im Kasim bei den Zusammenkünften erzählt wurden, hielt Natunik allen Volksglauben für reine Wahrheit. Er war zum Beispiel überzeugt, daß kein Geschöpf wirklich sterbe, sondern daß seine Seele immer wieder in einen anderen Körper schlüpfe. Solch eine Seele weilte sogar im allernächsten Umkreis: der Geist eines verstorbenen Verwandten war offenbar in einen seiner Schlittenhunde gefahren. Dieser Hund wurde eines Tages von einem tollen Rotfuchs gebissen und bekam die Tollwut. Wir beobachteten ihn, wie er mit Schaum an den Lefzen sich von dem Pfahl, an den er angebunden war, loszureißen versuchte. Natunik meinte betrübt: „Mein Onkel — serr krank."

Natunik war am glücklichsten, wenn er seine Söhne anlernen konnte. Eines Tages nahm er seinen ältesten Knaben, Ogitkon, auf eine Wanderung über die Tundra mit. Das sollte, wie sich bald herausstellte, eine wertvolle Unterweisung in der Kunst werden, sich ganz ohne Waffen, also nur mit Hilfe der Hände, am Leben zu erhalten. Mein Führer zeigte mir, daß die Tundra durchaus nicht unfruchtbar, sondern eine riesige Speisekammer ist. Von eßbarem Beerenobst pflückte er gelbe Brombeeren, herb-säuerliche Preißelbeeren und rote, bittersüße Moosbeeren. Sein scharfes Auge erspähte zahlreiche Nester mit Eiern. Aus den seichten Gewässern der Tundra schöpfte er mit der Hand glitzernde kleine Fische, die an Ort und Stelle verzehrt wurden. Wir lebten gut.

Mein Eskimofreund hatte kein Verständnis für das Jagdrecht der Weißen, das Schonzeiten festsetzt und die Zahl der zu erlegenden Tiere beschränkt. Er tötete, wenn er hungrig war, und setzte alles daran, so viel zu töten, daß jeder Magen in der kleinen Siedlung gefüllt werden konnte. Die Furcht vor dem Hungertod hing wie eine dunkle Wolke über seinem Volk. Er selber hatte dreimal gesehen, wie nur die Stärksten den langen, sonnenlosen Winter bis zum neuen Frühling, der die Vögel und Fische zurückbrachte, überlebten.

Wenn die Gelegenheit günstig war, tötete er sogar so viel, daß die Beute hoch aufgehäuft vor dem Eingang zu seinem Iglu lag. Die Nachbarn kamen dann und holten sich ihren Anteil, und gewöhnlich blieb nur ein kümmerlicher Rest zum Räuchern übrig. So war es bei seinem Volke Brauch. Vielleicht war nächste Woche er selber es, der eine Seite Seehundsspeck vom Fang eines andern Jägers heimschleppte. Sie waren wie eine große Familie und stopften sich voll bis an den Hals, wenn etwas da war — oder schnallten alle den Riemen enger.

Natuniks höchstes Ziel, seine Familie ständig mit Fleisch zu versorgen, hätte ihn nach meiner Abreise im Herbst beinahe das Leben gekostet. Zur Zeit der Äquinoktialstürme

hatte es wenig Wild gegeben, und so hatte seine Familie den kostbaren Wintervorrat an getrocknetem Lachs vorzeitig angreifen müssen. Am ersten Morgen, als die neue Eisdecke vor der Küste hielt, trabte er zehn Kilometer weit bis an einen Spalt im Eis, hockte sich dort in seinem weißen Fellanzug nieder und wartete geduldig auf einen Seehund. Am frühen Nachmittag riß die neue Eisfläche, ohne daß er es merkte, von der Küste ab und trieb aufs Meer hinaus. Bei einbrechender Dunkelheit war seine Siedlung schon fast hinter dem Horizont verschwunden, und er merkte, daß die Eismasse in der Dünung der offenen See auseinanderzubrechen begann.

Als sein Eisfloß am dritten Tage nur noch etwa hundert Meter lang und fünfzig Meter breit war, konnte er endlich einen Seehund schießen. Er verzehrte die warme Leber und Stücke vom Seehundsspeck. Frisch gestärkt ging er die ganze Nacht auf seiner Insel auf und ab. Am nächsten Morgen aß er die Eingeweide, und am fünften Tage nagte er an dem gefrorenen Fleisch. Im Laufe der Nacht setzte ein Schneetreiben ein, und da er wußte, daß solche Stürme immer zum Lande hin wehen, wagte er zum erstenmal wieder Hoffnung zu schöpfen.

Unentwegt knabberte er im Schneesturm weiter an dem steinharten Fleisch und machte dauernd seine Runde auf dem Eisfloß, weil er auf der größeren Scholle sein wollte, wenn es wieder auseinanderbrach. Er stampfte mit den erstarrenden Füßen auf das Eis und bekämpfte den Schlaf, denn er wußte, daß es daraus kein Erwachen mehr gäbe.

Es war noch dunkel, als das Floß gegen etwas Festes stieß. Er fiel, raffte sich auf und gelangte an den Strand.

Im Morgengrauen dieses sechsten Tages kam Nulik gerade aus dem Eingang ihres Iglus, um wie an den Tagen zuvor ihren Wachtposten zu beziehen, als sich die gedrungene Gestalt ihres Mannes näherte. Bei ihr angekommen, wies er erschöpft auf die mitgebrachten Überreste des Seehunds. „Es tut mir leid, daß es nicht mehr ist", sagte er.

Als ich im Frühling gerade vor den Zugvögeln zurückkam, saß Natunik auf dem Dach seines Iglus und hielt Ausschau. Bald war ich wieder in meinem alten Quartier zwischen den Torfwänden untergebracht. Dann schleppte ich einen vollen Sack durch den Tunnel in seine Schneehütte.

Alles war unverändert — nur daß jetzt ein neues Söhnchen an Nuliks Brust lag. Aus meinem Sack kamen die Nähnadeln, um die sie gebeten hatte, und bunte Glasperlen — genug, den Neid der Nachbarinnen zu erregen; natürlich gab sie dann jeder einen Teil ab. Die Jungen bekamen Kaugummi und das Baby eine Klapper. Meinem Freund hatte ich Munition für sein Gewehr mitgebracht.

Wir hockten alle auf dem fellbedeckten Boden und strahlten uns an. Natunik blinzelte vor Glück. „Ich innen lachen", sagte er.

UMGANG MIT DEM CHEF

Aus der Monatsschrift
Changing Times

Mit dem Chef gut auskommen heißt mehr als über seine Witze lachen (was die Höflichkeit gebietet) oder pflichtgetreu arbeiten (was sich von selbst versteht) oder sich bei ihm lieb Kind machen (was der falsche Weg ist). Sich mit dem Chef verstehen heißt am selben Strang ziehen wie er, mit der eigenen Arbeitskraft die seine unterstützen — er profitiert davon soviel wie man selbst.

Hier folgen sieben Regeln, Ratschläge, die uns Männer in leitender Position gegeben haben:

1. *Respektieren Sie seine Autorität.* Stellen Sie nie sein Recht in Frage, Ihnen zu sagen, was Sie zu tun haben, oder Kritik zu üben an dem, was Sie getan haben. Das ist die Aufgabe eines Vorgesetzten. Machen Sie Einwendungen geltend, soviel Sie wollen, *ehe* eine Entscheidung getroffen ist, aber nicht mehr danach. Denken Sie stets daran, daß er die geschäftlichen Zusammenhänge besser übersieht als Sie und andern gegenüber für Sie und Ihre Tätigkeit verantwortlich ist.

2. *Sie müssen selbst herausfinden, wie Sie am besten Kontakt mit ihm halten.* Bei manchem Chef darf und soll man zwanglos und zu jeder Zeit ins Zimmer kommen; ein anderer wiederum wünscht telefonisch oder schriftlich informiert zu werden. Vor allem müssen Sie wissen, bei welchen Dingen er gefragt sein will und welche Sie selbständig erledigen sollen. Wählen Sie den rechten Augenblick, wenn Sie ein Anliegen haben — eine ruhige Stunde, wo er aufnahmefähig ist.

3. *Vergessen Sie nie, daß er auch nur ein Mensch ist* — ein Mensch, der Fehler macht und seine Schwächen hat, der seine Liebhabereien und Abneigungen hat und nicht allwissend ist.

4. *Denken Sie stets daran, daß Sie im Geschäft sind.* Ob der Ton mehr oder weniger formell ist, hat allein Ihr Chef zu bestimmen. Lassen Sie Ihr Verhältnis zu ihm aber andererseits nicht durch Furcht oder Nervosität beeinträchtigen, sowenig wie durch Vergötterung seiner Person. Und mit privaten Angelegenheiten behelligen Sie ihn bitte nur im Notfall.

5. *Halten Sie ihn auf dem laufenden.* Viele würden dies als wichtigste Regel an den Anfang stellen. Um Pläne zu fassen und Entscheidungen zu

treffen, ist Ihr Chef auf vollständige, genaue und prompte Informationen angewiesen. Sorgen Sie dafür, daß er sie erhält. Wenn Sie schlechte Nachrichten für ihn haben, warten Sie einen günstigen Zeitpunkt ab. Sie ihm vorzuenthalten, ihn damit „verschonen" zu wollen, ist falsch. Vergessen Sie aber auch nicht, ihm die erfreulichen Dinge mitzuteilen!

6. *Übertreiben Sie nicht Ihre Bemühungen, sein Wohlgefallen zu erregen.* Es besteht sonst die Gefahr, daß Sie es auf Kosten Ihrer Kollegen tun. Auch mit den Mitarbeitern muß man gut auskommen.

7. *Erfüllen Sie Ihre Pflichten gewissenhaft.* Im Grunde ist dies natürlich das A und O, die Voraussetzung dafür, daß er mit Ihnen zufrieden ist. Denn Ihre Erfolge sind seine Erfolge. Und je mehr Sie leisten, desto mehr Freude wird Ihnen die Arbeit machen. Ihre Fähigkeit, zu seinen Erfolgen beizutragen, kann eines Tages dazu führen, daß sich andere den Kopf darüber zerbrechen müssen, wie man mit Ihnen am besten auskommt.

Es sagte . . .

. . . eine Frau zu ihrem Mann, der über den verbrannten Toast knurrte: „Warum kannst du nicht auch wie andere Männer beim Frühstück die Zeitung lesen, statt darauf zu achten, was du ißt?"

. . . ein Hausvater über den Abrechnungen: „Was ist das bloß für ein System! Wir geben Geld, das wir nicht haben, für Dinge aus, die wir nicht brauchen, nur um damit Leuten zu imponieren, die wir nicht leiden können!"

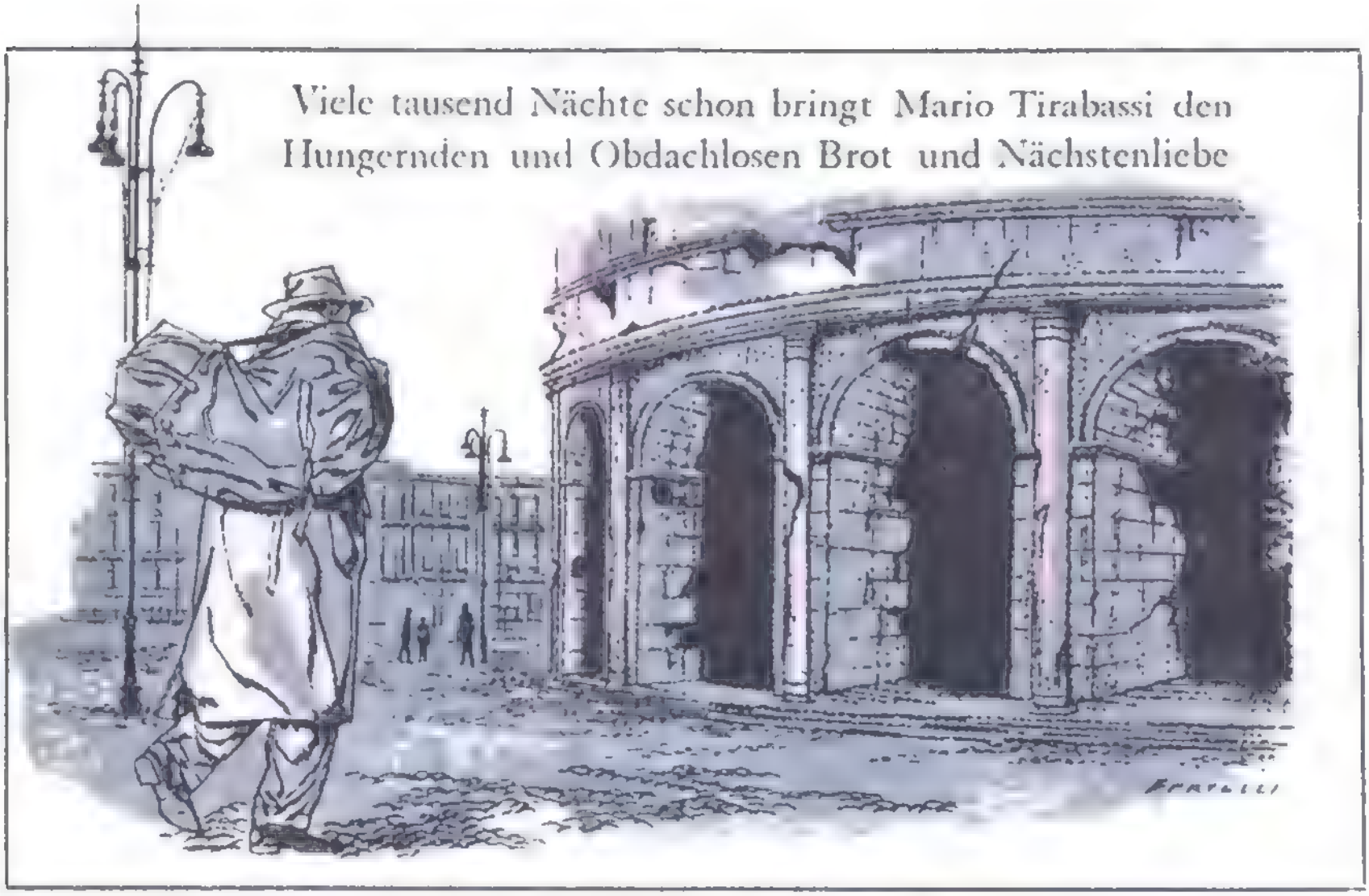
. . . ein Autoverkäufer zum Kunden: „Und wenn Sie auf diesen Knopf drücken, erscheint auf der Skala in Rot das Datum ihrer nächsten Ratenzahlung."

. . . eine Frau, die vom Arzt kam, zu ihrer Bekannten: „Es ist zwar nicht die Krankheit, die ich gemeint hatte, aber sie tut es auch."

. . . der Vater eines Studenten zu seiner Frau: „Du brauchst mir nicht den ganzen Brief vorzulesen. Nur den Absatz, der mit ‚Übrigens, Vati' anfängt."

. . . eine gewitzte junge Dame zum Personalchef: „Wenn Sie es partout wissen müssen, mein letzter Chef hat mich wegen eines Fehlers entlassen, den ich nicht machen wollte!"

. . . eine Mutter beim Abspülen zu ihrer Freundin: „Meine Tochter soll ruhig studieren. Dann kann sie wenigstens an etwas Vernünftiges denken, während sie ihre Hausarbeit macht."



Samariter im nächtlichen Rom

Aus der Monatsschrift Jubilee

von Robert Littell

IM ZWEITEN WELTKRIEG hatte Mario Tirabassi eine Vision, die sein ganzes Dasein in eine neue Bahn lenkte. Er war der Sohn eines wohlhabenden Grundbesitzers in den Abruzzen und arbeitete als Staatsbeamter bei einer Behörde in Rom — bis die Stadt von Flüchtlingen überschwemmt wurde. Ihr Elend ging ihm so zu Herzen, daß er seinen Posten aufgab und sich als Pfleger in einem Krankenhaus meldete. Eines Nachts lehnte er am offenen Fenster, um frische Luft zu schöpfen, als er in der Dunkelheit ein Ächzen hörte. Er eilte hinunter und fand draußen einen zerlumpten alten Mann, der mit schwacher Stimme erzählte, er sei zu Fuß von Cassino gekommen, wo er seine Angehörigen bei einem Luftangriff verloren habe. Tirabassi lud den Greis auf den Rükken und trug ihn ins Krankenhaus hinein.

Dabei wurde es, wie Tirabassi sagt, plötzlich strahlend hell um ihn. Eine weißgekleidete Mädchengestalt schwebte auf ihn zu und hieß ihn keine Furcht haben — denn er sei auserwählt, den Verlassenen, Heimatlosen und Entwurzelten Hilfe zu bringen. Dieser Aufgabe solle er fortan sein Leben widmen.

Er war damals noch keine dreißig Jahre alt. Seitdem sind an die fünftausend Nächte vergangen; in jeder

Nacht aber ist Mario Tirabassi hinausgezogen in das steinerne Schweigen des nachtdunklen Roms, mit Paketen und Bündeln beladen, die mit Brot, Käse, Schinken, Kleidern, Schuhen, Strümpfen und Decken gefüllt waren: für all die Verlorenen, um deren Schicksal sich sonst niemand kümmerte. Tagsüber ist er unterwegs, um Arbeit für sie zu suchen, ihre Aufnahme in Krankenhäuser, Familien oder Altersheime zu erwirken, ihnen die Rückkehr in ihre fernen Dörfer zu ermöglichen — oder um die Behörden davon zu überzeugen, daß man niemand einfach aus dem Buche der Menschheit streichen darf, nur weil er keinen festen Wohnsitz, vielleicht nicht einmal ein Dach über dem Kopf hat.

Tirabassi gehört nicht etwa einem geistlichen Orden an; er hat seinen Auftrag aus sich selbst. Manche der von ihm Betreuten haben winzige Renten, die bestenfalls fürs Essen ausreichen, nicht aber für eine richtige Wohnung. So suchen sie sich in den Ruinen der einstigen Pracht des antiken Roms einen kostenlosen Unterschlupf. Zum Teil sind es alte Männer, Einsiedler aus Neigung und Gewohnheit. Feste Arbeit oder eine staatliche Unterstützung ist den meisten versagt, weil sie keine Papiere haben. In der bürokratischen Welt von heute muß sogar das nackte Elend seinen Paß haben.

Schon vor Morgengrauen sind die Obdachlosen auf und haben sich über die ganze Stadt verteilt, finden zuweilen eine kümmerlich bezahlte Aushilfsarbeit, waschen ihre Lumpen im Tiber, lesen Zigarettenstummel auf, durchwühlen die Abfalleimer oder sitzen in der Sonne. Ein paar Stunden später kommen die Touristen in Scharen aus ihren bequemen Hotels, um die Marmortrümmer anzustaunen und ihre Filme zu verknipsen. Niemand sagt ihnen, wie viele dieser antiken Ruinenhaufen Hunderte armer Teufel beherbergen, die bei Nacht, wenn keiner sie beobachtet, auf ihr hartes Lager hinter uraltem Gemäuer kriechen.

Später aber noch als sie macht sich Tirabassi auf den Weg. Anfangs lag die ganze Last buchstäblich auf seinen Schultern — und er ging zu Fuß. Oft genug wurde *l'uomo del sacco* (der Mann mit dem Sack) mit seiner schweren Bürde in den leeren Straßen von der Polizei angehalten und verhört. Schon nach kurzer Zeit mußte er allnächtlich drei-, vier- oder fünfmal die neu gefüllten Säcke schleppen.

Und dann sammelten sich nach jahrhundertealtem Vorbild einige Jünger um ihn. Vier Freunde nahmen nun an seinen Gängen teil: ein römischer Fürst, ein Student, ein Geschäftsmann aus Neapel und ein pensionierter Admiral. Sie stolperten, jeder mit seinen eigenen Paketen und Bündeln beladen, hinter Tirabassi ins Dunkel hinaus und bekamen dabei Winkel ihrer Stadt zu sehen, von denen sie bis dahin nichts geahnt hatten — und Menschen, die in einem grausig trostlosen Nie-

mandsland zwischen Diesseits und Jenseits zu leben schienen.

Jahrelang verbrauchte Tirabassi den größten Teil des kleinen Einkommens, das er von seiner Familie erhielt, für seine Wohltätigkeit. Allmählich erfuhr man in Rom davon, und er erhielt Unterstützung, oft von Ungenannten, stets jedoch unverlangt; voller Stolz sagt er: „Ich habe niemals jemanden um etwas gebeten." Lebensmittel, Kleider und Decken werden ihm vor die Tür gelegt; er bekommt Geld von Fremden, die ihn unterwegs anhalten, oder von Leuten, denen er einmal geholfen hat und die nun wieder Arbeit haben. Ein Obdachloser, dem Tirabassi einen Anzug von einem unbekannten Spender brachte, fand in den Taschen Geldscheine; er gab sie Tirabassi zurück und sagte: „Andere haben sie nötiger als ich."

Im Laufe der Zeit sprach sich Tirabassis selbstloses Helfertum so weit herum, daß er mit seinen Freunden jede Nacht den Inhalt von etwa siebzig Paketen und eine kleinere Summe bares Geld verteilen konnte. Und im vorigen Jahr trug ihnen ihre Mühe einen ungewöhnlichen Erfolg ein: der Papst stiftete ein Auto, um ihnen ihre mitternächtlichen Runden zu erleichtern.

Was Tirabassis Gefährten am stärksten beeindruckt, ist der tief religiöse, unkomplizierte und urchristliche Geist, in dem er seinen inneren Auftrag erfüllt. Wenn er etwas schenkt — und sei es auch nur ein halbes Pfund Käse oder ein Paar Socken —, so tut er es nicht nur aus einem Gefühl der Pflicht; es ist vielmehr, als wollte er damit sagen: „Ich danke dir von ganzem Herzen für die Freude, die ich dabei empfinde." Und oft, als Zeichen und Siegel brüderlichen Tausches, beugt er sich zu seinem notleidenden Nächsten und küßt ihn.

Die Nacht, in der ich Tirabassi begleiten durfte, ist mir unvergeßlich. Wir trafen lange nach Mitternacht zusammen, als Rom verlassen wie ein geschlossenes Museum dalag. Als erster kam, auf einem Fahrrad, der Admiral. Dann Tirabassi — dunkel, schmächtig, schemenhaft; der ins Gesicht gezogene Hut beschattete tiefliegende, ruhelose Augen; ein aufflackerndes Lächeln verlosch ebenso rasch, wie es gekommen war; Nachtwinde hatten die scharfen Linien seines Profils geprägt: das wache, asketische Antlitz eines Menschen, den etwas umtreibt und zugleich erhebt.

Wir luden die vollen Säcke und Bündel auf. Bei der Abfahrt bekreuzigte sich Tirabassi rasch und entschlossen, wie ein Ritter das Schwert lockert, ehe er in den Kampf zieht.

Zuerst hielten wir in der Nähe eines verwitterten antiken Torweges. In dem Durchgang befand sich an einer Seite am Boden eine schwarze Öffnung, etwa dreißig Zentimeter hoch und doppelt so breit. Tirabassi richtete den Strahl seiner Taschenlampe in diese waagrechte Höhlung.

„*Nonno!*" rief er, „*nonno!*" (das heißt „Großvater"). Endlich regte sich drinnen etwas. Tirabassi reichte

Keine

bessere Freundin

für Ihre Haut als

CREME MOUSON

Creme Mouson ist eine treue und zuverlässige, eine bewährte und diskrete Freundin.

Sie ist immer zur Hand und verhilft Ihnen auf einfache und natürliche Weise zu Schönheit und Anmut.

Das Erfolgsgeheimnis dieser Schönheitscreme liegt darin: Sie dringt spurlos tief in die Haut und wirkt wunderbar von innen heraus.

Sie können für Ihre Haut keine bessere Freundin wählen als

mit Tiefen-Wirkung

CREME MOUSON

Der direkte Weg zur Schönheit!

–,60
1,–
1,50
2,50

MOUSON-Erzeugnisse sind auch in Österreich, Italien, der Schweiz, den Beneluxstaaten, Skandinavien und in etwa 60 anderen Ländern der Welt in *Originalqualität* zu haben.

ein Päckchen in die Finsternis hinein. Eine Hand griff danach, Papier knisterte, ein keuchendes, kaum noch menschliches Krächzen war zu hören. „Gute Nacht, *nonno*", sagte Tirabassi.

Beim Weitergehen erzählte er uns: „Sechsundsiebzig ist er jetzt. In dem Loch dort haust er mindestens schon ein Jahr. Bei Tagesanbruch kriecht er heraus, mit den Füßen voran, denn umdrehen kann er sich in der Enge nicht, und kocht sich dann an einem Feuerchen in seiner Blechbüchse etwas zu essen. Ich könnte ihn in einem Heim unterbringen; aber er zieht die Freiheit vor. Er ist dreißig Jahre im Gefängnis gewesen."

Die folgenden Stunden waren ein Vorgeschmack des Fegefeuers.

Zwischen den Lehmwänden eines Kellers, der nur über eine wackelige Leiter erreichbar war, hatten sich zwei graugesichtige, zerlumpte Männer häuslich eingerichtet. Tirabassi gab dem älteren der beiden sein Päckchen, küßte ihn behutsam und ehrfürchtig auf beide Wangen und wollte weggehen; aber der Alte bat ihn flehentlich um noch einen Kuß — wie ein Kind, das den gefürchteten Augenblick, wo es wieder allein im Dunkel bleibt, möglichst lange hinausschieben möchte.

In den unterirdischen Labyrinthen eines römischen Stadions, des Circus Maximus, flüsterte Tirabassi etwas in eine winzige Öffnung. Ein aufgedunsenes Gesicht tauchte empor, wie ein Fisch, der argwöhnisch prüft, ob oben die Luft rein ist.

Tief in den polierten Graniteingeweiden des ungeheuren römischen Hauptbahnhofes fanden wir zwei Männer, die in ihren schäbigen Mänteln zusammengekrümmt am Boden lagen — Menschen gleich, die an einer steilen Bergwand von der Nacht überrascht worden sind. Als Tirabassi ihnen Umschläge mit Geld in die Taschen stopfte, reckte der eine die Arme über den Kopf: die automatische Gebärde eines Menschen, der es gewohnt ist, von Polizisten abgetastet zu werden.

Auf halber Höhe des Kapitolinischen Hügels, wo Roms anmutiges Rathaus an einem von Michelangelo entworfenen Platz steht, kletterte Tirabassi auf ein Eisengitter, um einem alten Freunde Socken hinaufzureichen: einem pensionierten Schrankenwärter, dessen kleine Rente nicht für die Miete reicht. Er lebt in einer Felsnische über dem Weg. Da er sehr stolz ist, nimmt er keine Lebensmittel an, ist aber dankbar, wenn er ab und zu etwas Warmes zum Anziehen bekommt. In seiner Höhle mit der schönen Aussicht habe er es ganz gemütlich, behauptet er; sie dient ihm seit zehn Jahren als ständiges Nachtquartier.

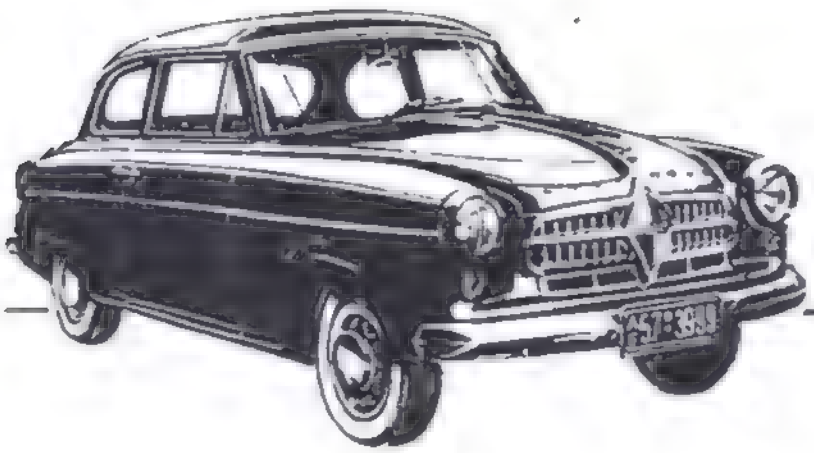
Unter den graziösen Bögen einer Loggia in der Nähe des Rathauses stießen wir auf eine menschliche Gestalt, die lang ausgestreckt wie eine Mumie auf dem Steinfußboden lag, von Kopf bis Fuß in weißes Wachspapier gewickelt, wie Blumenhändler es benützen. Tirabassi hob erst das Papier an einer Ecke hoch, dann die

meine freundin

Isabella

gefällt nicht nur den Männern. Auch als Frau bewundere ich ihre Schönheit und Eleganz. Und wenn mein Mann sagt: Die und keine andere! so fühle ich mich nicht zurückgesetzt. Denn unsere Freundin ist unsere...

ATELIER ARKENBERG



BORGWARD

Isabella

DM 6980,- ab Werk · 60 PS · Normverbrauch 8,4 l 100 km · 130 km Spitze

Decke darunter — die Mumie regte sich, ein Kopf kam zum Vorschein, ein trauriges, intelligentes Gesicht, das verschlafen lächelte.

Tirabassi stellte einige Fragen, legte etwas zu essen hin und packte den Schläfer wieder in das Papier ein. Es war ein gebildeter Mann, der wegen einer Tuberkulose nicht arbeiten konnte. Tirabassi hoffte, ihm bald ein freies Bett im Krankenhaus besorgen zu können.

Von dort ging es zum Kolosseum. Im Mondschein glichen die großen, übereinanderliegenden Pfeilerarkaden den leeren Augenhöhlen eines Totenschädels. Rings um das unterste Stockwerk ziehen sich Gewölbe, von denen manche als zugige Schlafwinkel dienen und gegen neugierige Blicke durch aufgetürmte Steinbrocken geschützt sind.

In eines dieser Gelasse schlüpfte Tirabassi hinein: das Licht seiner Taschenlampe warf den Riesenschatten eines menschlichen Armes an die Mauer. In alte Zeitungen verkrochen, lag dort hinter den Steinen ein Greis, dem das Haar in wirren, langen Zotteln ins Gesicht hing. Tirabassi beugte sich über ihn und küßte ihn auf die Wangen; der Alte blinzelte ins grelle Licht und nahm mit undeutlich gestammelten Dankesworten sein Päckchen entgegen.

Eine Stunde lang folgten wir Tirabassi durch dieses von Menschenhand erbaute Gebirge. Kalte, stickige Luft, schwer vom Geruch der Jahrhunderte, fuhr uns aus unsichtbaren Tiefen und vergessenen Kellern entgegen. Impératoren und Löwen, christliche Märtyrer und Gladiatoren waren dahin — aber das Kolosseum war noch immer voller Leben.

Einige seiner Insassen waren jedoch nicht „zu Hause". „Luigi!" rief Tirabassi zuweilen, oder: „Pasquale!", wenn er seine Lampe auf einen Haufen Kleiderfetzen richtete. „Vielleicht hat ihn die Polizei aufgegriffen. Mal sehen, ob er Bescheid hinterlassen hat." Tirabassi griff hinauf in eine flache Mulde in der pokkennarbigen Mauer. „Nichts", sagte er, „keine Nachricht ... Schreiben können die Leute hier nicht; deshalb legen sie statt dessen Steine in so ein Loch. Einer bedeutet: Ich bin im Hospital, zwei Steine heißen: Man hat mich verhaftet."

In einem Gewölbe fanden wir zwei alte Frauen, die schlaff wie Wäschesäcke an die kalte Mauer gelehnt hockten. Tirabassi gab ihnen etwas Brot und Käse, auch ein wenig Geld. Nur selten jedoch hausen zwei so zusammen; die meisten Schützlinge Tirabassis leben wie Eremiten, jeder allein in seiner Höhle, hinter seinen zerborstenen Säulen, unter seiner Brücke — jeder in seinem einsamen Nest aus Lumpen, zerknüllten Zeitungen, zerrissenen Decken. Ängstlich versteckt er vor anderen seine kleine Habe: den kostbaren einzelnen Schuh, der ihm nicht paßt; ein paar Brotkanten, in einen Schal geknotet; das eine Messer mit der dünnen, blankgewetzten Klinge; die verbeulte und heißgeliebte Konservenbüchse, in der an heimlichem Feuer

gekocht wird; das immer kleiner werdende Stückchen Seife, den zerbissenen Blechlöffel und die Uhr, die eifrig tickt und doch die Zeit nicht weist, weil ihr die Zeiger fehlen ...

An dem letzten Gewölbe des Kolosseums, das wir aufsuchten, blieb Tirabassi zurück und schickte den Admiral hinein, der mit Taschenlampe und Paket über die Steinhaufen ins Dunkel kletterte. „Ich will den Mann dort nicht in Verlegenheit bringen, wenn ich selber komme. Denn Tommaso haßt mich. Er behauptet steif und fest, daß ich steinreich sei und anderen nur hülfe, damit Gott mir meinen sündhaften Wohlstand vergebe."

Gegen Morgen, als die Säcke leer und alle Lebensmittel, Kleidungsstücke und Lire verteilt waren, ging Tirabassi nach Hause. Nach ein paar Stunden Schlaf wollte er aufstehen und von neuem sein Tagewerk beginnen: bei der Polizei wegen Antonio vorstellig werden; für Giuseppe eine Arbeit suchen; Paolo ins Krankenhaus schaffen; mit dem Priester über die Trauung eines obdachlosen Paares verhandeln, das bisher in einem weinüberwachsenen Schlupfwinkel in den antiken Schutthaufen eines der sieben Hügel Roms gehaust und von Licht und Luft gelebt hatte. Und danach wollte er wieder selbstlos und unermüdlich Kleider sammeln, Pakete packen, Säcke füllen — für seinen nächsten Rundgang durch die Ruinen, als Samariter im nächtlichen Rom.

❄

Irrtum vorbehalten

Neulich nacht war ich in einer peinlichen Lage. Ich war in einer Bar und hatte die Zeche falsch taxiert. Ich besaß gerade noch Geld genug, die enorme Rechnung zu bezahlen, aber für das Trinkgeld reichte es nicht. Mir blieb nichts übrig, als offen mit dem Kellner zu reden. Ich winkte ihn an den Tisch und erzählte ihm stotternd von meiner Verlegenheit. Der Kellner, der Typ des höflichen, aber mit allen Wassern gewaschenen Barkellners, hörte mich an, ohne eine Miene zu verziehen.

„Darüber brauchen Sie sich keine Gedanken zu machen", murmelte er und nahm die Rechnung. „Ich werde noch einmal addieren." C. R.

Heftig rollend und stampfend glitt unser Zerstörer immer näher an den Tanker heran. Da, im letzten und ungeeignetsten Augenblick, schwang unser Bug herum und schlug mit lautem Klirren gegen die Schiffswand des Tankers.

In der nächsten Sekunde öffnete sich an der Seite des Tankers gegenüber unserer Brücke eine große Luke. Ein Steward in weißer Jacke beugte sich mit unbewegter Miene heraus, betrachtete gelassen den knallroten Kopf unseres Kapitäns und sagte: „Sie haben geläutet, Herr?" P.G.S.

Zwischenfall bei der Trauerfeier

Oma mochte keine Beerdigungen

Aus dem Buch „Gone Are the Days" von W. Bruce Bell

UNSER Telefon schrillte an jenem Morgen gegen neun Uhr — einmal lang und zweimal kurz —, als Mutter und Großmutter gerade Birnen einkochten. Mutter nahm den Hörer vom Wandapparat. Anfangs, als sie Miß Delia begrüßte, das Fräulein vom Amt, klang ihre Stimme wie alle Tage. Aber plötzlich änderte sich ihr Ton, und wir merkten, daß Miß Delia nichts Gutes berichtete. In der Küche zerschnitt Großmutter eine Birne, lauschte und versuchte herauszufinden, was geschehen war.

„Was hat ihr denn gefehlt, Miß Delia?" schrie Mutter. „Was? Sprechen Sie lauter, ich kann nichts verstehen! Was Sie nicht sagen! Ja, natürlich will ich. Ich muß mich dann beeilen. Besten Dank für den Anruf."

Mutter hängte auf. „Tante Hettie Wade ist tot", sagte sie. „Die Trauerfeier ist um zehn in der Kirche, und ich soll beim Singen mitmachen. Sie

Die Form »Gloriana« wurde von Prof. Wilhelm Wagenfeld, dem Gestalter vieler zeitgemäßer Tischgeräte, entworfen. Das zartmodellierte Rippenrelief läßt in seinen Reflexen die ganze Schönheit des Porzellans zur Wirkung kommen.
Der Dekor »Preziosa« von Margret Hildebrand gibt mit seinem lichten, leichten Farbenspiel der Form etwas Heiteres und unterstreicht die vornehme Linienführung der Form.

Thomas
R
Germany

haben uns bereits gestern zu erreichen versucht, aber das Telefon war nicht in Ordnung."

Großmutter war so überrascht, daß sie kaum wußte, was sie sagen sollte. „Wie kann Hettie tot sein? Ich habe sie doch noch letzten Sonntag nach der Kirche gesehen, und sie war munter wie eine Wachtel. Woran ist sie denn gestorben?"

„Miß Delia wollte es mir sagen, aber es war so viel Geknatter in der Leitung, daß ich sie nicht verstehen konnte." Mutter sah nach der Uhr. „Du meine Güte, es ist schon zwanzig nach neun. Ich muß mich beeilen."

Sie hielt ein. „Mama", sagte sie, „meinst du nicht, daß du mitgehen solltest? Hettie Wade war fast wie eine Verwandte."

Großmutter überlegte einen Augenblick, denn sie befand sich in einem Zwiespalt. In unserer kleinen Landgemeinde pflegte bei Beerdigungen jedermann in seinen besten Kleidern zu erscheinen, um dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen. Das heißt jedermann außer Großmutter. Sie schloß sich bei anderen Gelegenheiten nicht aus, aber in einem unterschied sie sich von den anderen älteren Frauen: sie fand gar keinen Gefallen an Beerdigungen. Großmutter hatte nämlich einmal eine Frau gekannt, die das furchtbare Schicksal erlitten hatte, als Scheintote lebendig begraben zu werden. Seitdem scheute Großmutter Beerdigungen. Sie schauderte bei dem Gedanken, daß die Hauptperson während der Trauerfeier aufstehen könnte.

Aber diesmal sagte Großmutter: „Ich glaube fast, ich muß hingehen. Die Leute würden reden, wenn ich nicht mitkäme. Ich habe mich um die arme Hettie nun gar nicht mehr kümmern können. Aber ich hoffe doch" — Großmutter zögerte — „ich hoffe doch, daß Hettie tatsächlich tot ist." Großmutter setzte die Schüssel mit den Birnen auf den Tisch und breitete ein Handtuch darüber.

Mutter und Großmutter hasteten gerade über den Friedhof, als die Glocke langsam und gemessen zu läuten anhob. Mutter ging nach oben und gesellte sich zum Chor, und Großmutter ließ sich auf den erstbesten Sitz fallen. Als der Leichenwagen vor der offenen Tür vorfuhr, schielte sie hinaus. Durch die Quasten und den Samtbehang konnte sie einen Teil seiner schwarzen, mit Silbergriffen versehenen Last erkennen, mit Sträußen von rosa und weißen Nelken darauf. Drinnen in der Kirche unterbrach hier und da ein verhaltenes Schluchzen die Stille.

Als der blumenbedeckte Sarg durch den Mittelgang getragen wurde, sang der Chor sanft und getragen einen tröstlichen Choral. Überall im Raum hörte man nun Schluchzen, und Großmutter hielt ein schwarzgesäumtes Taschentuch ans Gesicht. Der Prediger trat vor den Altar und sprach ein kurzes Gebet, dann setzte er seine Brille auf und legte die Leichenrede auf die Kanzel. Ge-

ZUM RASIREN

STANGEN-
RASIRSEIFE 2.25
ERSATZSTUCK
MIT FUSS 1.50

4711
Sir
DIE LIEBE GEWOHNHEIT

2.– 3.75

4711 ›SIR‹
RASIR-WASSER

NACH DEM RASIREN, AUCH NACH DER ELEKTRO-RASUR.

rade als die Gemeinde sich niederließ, um die Ansprache zu hören, kam eine kleine Frau auf Zehenspitzen herein und setzte sich in die hinterste Reihe, nicht weit von Großmutter. Großmutter blinzelte durch ihre Tränen, rieb sich die Augen und sah ungläubig noch einmal hin: die Frau war Tante Hettie Wade!

Tante Hettie nickte Großmutter zu und lächelte sie munter an. Großmutter wollte aufstehen und laut rufen: „Aufhören mit der Beerdigung! Tante Hettie ist nicht tot. Da hinten sitzt sie!" Aber sie zögerte, sich so in den Mittelpunkt zu stellen, und beschloß zu warten und zu sehen, was geschehen würde, wenn die Gemeinde am offenen Sarg vorbeizog.

Endlich war der Prediger mit dem Schlußgebet fertig, und der Leichenbestatter schlurfte den Gang hinunter und öffnete den Sarg. Er fuhr jedoch nicht zurück, als er hineinsah. Also war der Sarg wenigstens nicht *leer*.

Der Chor stimmte einen Choral an, und jetzt erhoben sich die Leute Bank für Bank und zogen am Sarg vorbei. Schließlich war Großmutter an der Reihe. Sie schloß sich dem Zuge an, zögerte einen Augenblick, dann sah sie vorsichtig hinein — auf eine Frau in mittleren Jahren, die ihr niemals vorher zu Gesicht gekommen war.

Nach der Trauerfeier traf Großmutter auf dem Friedhof im Gedränge auf Mutter und Tante Hettie. Beim Anblick von Großmutters Gesicht konnten die beiden kaum ihr Lachen zurückhalten. Mutter hatte gleich bei ihrer Ankunft in der Kirche erfahren, daß die Verstorbene Annetta Wade hieß und eine ganz entfernte Verwandte war, die längst nicht mehr am Ort wohnte. Bei Miß Delias aufgeregtem Anruf war der Name Annetta Wade als Tante Hettie Wade durch die gestörte Leitung gekommen. Großmutter war glücklich, Tante Hettie am Leben zu sehen, aber sie ärgerte sich darüber, daß sie ihre Birnen im Stich gelassen hatte, um sich wegen einer Fremden die Augen auszuweinen.

So QUICKLEBENDIG Tante Hettie auch aussah, im folgenden Winter legte sie sich doch mit einer Lungenentzündung hin und starb. Ihre Krankheit zog sich jedoch so lange hin, daß Großmutter sie noch ein wenig pflegen konnte. Den Morgen, an dem sie beerdigt werden sollte, fragte Mutter: „Mama, gehst du mit mir zu Tante Hetties Beerdigung?"

„Nein, ich nicht", sagte Großmutter kurz. „Ich war schon."

Es GIBT zwei Arten von Müttern: diejenigen, die den Blumenstrauß ihres Kindes in einer Milchflasche auf den Küchenschrank stellen, und die anderen, bei denen er in einer Vase festlich auf dem Klavier prangt. M.C.

Erweitern Sie Ihren Wortschatz

Von Peter Dülberg und Dr. Oskar Jancke

„Das Theater ist eine Welt für sich", sagt man. Wer es betritt, stellt bald fest, daß dort auch eine besondere Sprache gesprochen wird. Ihr sind diesmal zwanzig Wörter entnommen, deren Sinn Ihnen vielleicht schon einmal Kopfzerbrechen verursacht hat.

Suchen Sie bitte bei jedem Wort den (oder die!) richtigen der vier beigefügten Deutungsvorschläge heraus und vergleichen Sie dann Ihre Ergebnisse mit unseren Antworten auf der nächsten Seite!

(1) **Proszenium** — A: *Vorhalle des Theaters.* B: *vorderster Teil der Bühne.* C: *Mittelloge im 1. Rang.* D: *Eingangsspruch.*

(2) **debütieren** — A: *die Hauptrolle spielen.* B: *sich beim Spiel ans Publikum wenden.* C: *zu spielen anfangen.* D: *aus dem Stegreif spielen.*

(3) **Thespiskarren** — A: *Maschinerie unter der Bühne.* B: *seitlich verschiebbare Bühne.* C: *Puppentheater.* D: *Wanderbühne.*

(4) **Ensemble** — A: *Programm der Spielzeit.* B: *Rollenverteilung für den Notfall.* C: *stumme Mitspieler für Massenszenen.* D: *Gesamtheit der Mitspieler.*

(5) **dramaturgisch** — A: *in ein Schauspiel verwandelt.* B: *das Bühnenbild betreffend.* C: *die Theorie des Dramas betreffend.* D: *die Bearbeitung eines Stückes betreffend.*

(6) **Reprise** — A: *schlagfertige Erwiderung.* B: *Wiederaufführung.* C: *Probe.* D: *Wohltätigkeitsaufführung.*

(7) **kreieren** — A: *ein Stück einstudieren.* B: *eine Rolle als erster spielen.* C: *für die Bühne einrichten.* D: *als Anfänger spielen.*

(8) **Figurine** — A: *stumme Mitspielerin.* B: *Zofenrolle.* C: *Kostümzeichnung.* D: *Modell einer Bühne.*

(9) **mimisch** — A: *darstellerisch.* B: *in stummem Gebärdenspiel.* C: *verspottend.* D: *laienhaft schauspielernd.*

(10) **Versatzstück** — A: *erfolgloses Werk.* B: *beweglicher Teil der Bühnenausstattung.* C: *Zwischenvorhang.* D: *Stück, das große Einnahmen bringt.*

(11) **extemporieren** — A: *ohne festen Text spielen.* B: *eine Aufführung vorbereiten.* C: *auswendig lernen.* D: *das Stichwort versäumen.*

(12) **Olymp** — A: *Wandelgang.* B: *Tisch des Spielleiters.* C: *höchste Zuschauerplätze.* D: *Zuschauerlaube neben der Bühne.*

(13) **Schnürboden** — A: *Lagerraum für Kostüme.* B: *seitliche Erweiterung des Bühnenraums.* C: *Bodenraum über der Bühne.* D: *drehbares Bühnenpodium.*

(14) **Maske machen** — A: *die Schminke entfernen.* B: *die Stimme verstellen.* C: *als Geist auftreten.* D: *das Gesicht für eine Rolle herrichten.*

(15) **burlesk** — A: *schwülstig.* B: *schwankartig, possenhaft.* C: *tänzerisch.* D: *bäurisch, bäuerlich.*

(16) **Charge** — A: *Nebenrolle von scharfer Ausprägung.* B: *Frau in einer Männerrolle.* C: *wer für einen erkrankten Spieler einspringt.* D: *Singspiel.*

(17) **soufflieren** — A: *einen vorgesagten Text nachsprechen.* B: *Volksgemurmel nachahmen.* C: *den Bühnentext leise vorsagen.* D: *das Spiel probeweise andeuten.*

(18) **Inspizient** — A: *Bösewicht im Stück.* B: *Spielwart.* C: *Theaterleiter.* D: *Verwalter des Bühnenzubehörs.*

(19) **überspielt** — A: *schlecht einstudiert.* B: *durch langes Spiel abgedroschen.* C: *übersteigert dargestellt.* D: *durch andere Spieler zurückgedrängt.*

(20) **Claque** — A: *kostenlose Platzkarte.* B: *Klappsitz.* C: *abfällige Kritik.* D: *bezahlte Stimmungsmacher.*

Antworten zu
»ERWEITERN SIE IHREN WORTSCHATZ«

(1) **das Proszenium** (s-z getrennt gespr.) — B: Lateinisch *proscaenium*, vom griechischen *proskēnion* ‚Vorderbühne' (*pro-* ‚vor', *skēnē* ‚Zelt, Bühne'). Heute der Bühnenteil vor dem Vorhang; Vorzugsplatz direkt neben der Bühne („Proszeniumsloge").

(2) **debütieren** — C: Französisch *débuter*, von *début* ‚Anfang'. Als ‚Debütant' (Anfänger) erstmalig vor der Öffentlichkeit erscheinen.

(3) **der Thespiskarren** — D: Altgriechische Komödianten zogen im Wagen von Ort zu Ort; der römische Dichter Horaz behauptete das irrtümlich auch von dem ersten griechischen Trauerspieldichter und -darsteller *Thespis* (Mitte des 5. Jahrh. v. Chr.). Der Thespiskarren gilt als Inbegriff der Wanderbühne und des Schauspielerwesens.

(4) **das Ensemble** (spr. angsámbl, ‚ang', ‚am' nasal) — D: Französisch (vom spätlateinischen *insimul*) ‚zusammen; Ganzes, Gruppe'. Auch ‚Truppe von Spielern; Zusammenspiel (ohne Hervortreten von einzelnen „Stars")'.

(5) **dramaturgisch** — C, D: Was die Dramaturgie betrifft, d. h. 1. die Lehre von den dichterischen Gesetzen des Schauspiels, 2. die Tätigkeit des Dramaturgen, des literarischen Beraters, der Stücke auswählt und u. U. bearbeitet. Vom griechischen *dramatourgós* ‚Dichter und Aufführer eines Dramas'.

(6) **die Reprise** — B: Französisch ‚Wiederaufnahme', von *reprendre* ‚wieder(auf-)nehmen'. „Das Stück wird als Reprise gegeben": nach einer Pause wieder in den Spielplan aufgenommen.

(7) **kreieren** (spr. kre-íhren) — B: Französisch *créer* (lateinisch *creare*) ‚schaffen'. „Corona Schröter hat 1779 in Weimar die Titelrolle in Goethes ‚Iphigenie' kreiert."

(8) **die Figurine** — C: Französisch ‚Figürchen', vom italienischen *figurina*. (Farbiger) Entwurf zum Kostüm einer bestimmten Bühnengestalt.

(9) **mimisch** — A: Vom griechischen *mīmos* ‚Schauspieler, Mime' abgeleitet. „Die mimische Ausdruckskraft Paul Wegeners war außerordentlich."

(10) **das Versatzstück** — B: Auch (Ver-)Setzstück. Dekorationsteil, der auf das Bühnenpodium gestellt wird. Große Setzstücke heißen Kulissen bzw. Wände.

(11) **extemporieren** — A: Vom lateinischen *ex tempore* ‚aus der Zeit (*tempus*)', d. h. aus dem Augenblick heraus, aus dem Stegreif. Das gleiche wie improvisieren.

(12) **der Olymp** (‚y' spr. ‚ü') — C: der griechische *Ólympos* (‚lichter Berg') galt im Altertum als Sitz der Götter; daher scherzhaft für die billigen Plätze auf dem obersten Rang, dessen Besucher oft fanatische Theaterfreunde sind.

(13) **der Schnürboden** — C: Auch Rollenboden. Raum über der Bühne, mit der ‚Obermaschinerie', den Rollen und Zügen zum Hinaufziehen großer flacher Dekorationen an ‚Schnüren'.

(14) **Maske machen** — D: Vom französischen *masque* ‚Gesichtslarve, Vermummung', aus arabisch *maskhara* ‚Scherz, Maskierter, Maske', hier die für eine Rolle vorgeschriebene Gesichtsveränderung durch Schminke, Perücke usw.

(15) **burlesk** — B: Italienisch *burlesco*, französisch *burlesque* (von italienisch *burla* ‚Spaß'). Die Burleske: Spottgedicht; lächerliche Darstellung des Erhabenen; Schwank. „Die burlesken Szenen in Shakespeares ‚Sommernachtstraum'."

(16) **die Charge** (spr. scharsch, mit weichem ~~sch~~) — A: Französisch ‚Last, Auftrag; Übertreiben einzelner Züge einer Figur', vom spätlateinischen *carricare* ‚als Ladung im Wagen (*carrus*) führen'. Charakteristische, oft komisch übertriebene Nebenrolle. „Der Wirt in Lessings ‚Minna von Barnhelm' ist eine dankbare Aufgabe für einen Chargenspieler."

(17) **souffl**ieren (‚ou' spr. ‚u') — C: Französisch *souffler* ‚blasen, atmen, zuflüstern'. Während des Spiels werden die Rollentexte vom Souffleur oder der Souffleuse (‚eu' spr ‚ö') im Souffleurkasten vorn im Bühnenpodium den Spielern vorgesprochen.

(18) **der Inspizient** — B: Vom lateinischen *inspicere* ‚hineinspähen, besichtigen'. Der Inspizient führt hinter der Bühne Aufsicht darüber, daß die vom Spielleiter gegebenen Anweisungen bei der Aufführung befolgt werden.

(19) **überspielt** — C, D: Neubildung nach dem Muster von ‚übertrieben'. Ausdruck der Kritik (C) an der Rollenauffassung und (D) am Zusammenspiel.

(20) **die Claque** (spr. klack) — D: Französisch ‚Schlag, Klatschen', dann ‚Gesamtheit der *Claqueurs*, der bezahlten Beifallsklatscher; ihr Beifall'. Die Claque soll das übrige Publikum mitreißen. „In Paris war im 19. Jahrhundert die Claque zeitweilig fest organisiert."

 Bewertung: 18—20 richtig: Ausgezeichnet. 15—17 richtig: Sehr gut. 12—14 richtig: Gut.

der neue Remington Super 60

er rasiert hautsympathisch . . . denn seine gewölbte Rasierfläche liegt vollständig auf der Haut auf, während die Haarschlitze jedes Haar – ob lang, hart oder weich – in die richtige Schnittlage bringen.

ihm ist kein Bart zu stark . . . denn seine 504 diamantgeschliffenen Schneiden aus chirurgischem Stahl machen 16 Millionen effektive Schnitte pro Minute. So drahtig kann der Bart gar nicht sein, daß der Super 60 ihn nicht im Nu glatt und angenehm verschwinden läßt.

er putzt den Haaransatz ... exakt und sauber und stutzt auch den Schnurrbart sorgsam.

Der Super 60 hat dreifache Voltumschaltung, er kann also an jede beliebige Steckdose angeschlossen werden.

ES GIBT KEINEN ERSATZ FÜR QUALITÄT!

Remington Rand
G·M·B·H

Der grosse Irrtum des Sozialismus

Aus dem Buch
„Reflections on the Failure of Socialism"

von Max Eastman

Wohl jeder, dem es ernsthaft um die Freiheit zu tun ist, bekämpft den Kommunismus. Aber nicht die Kommunisten allein, sondern auch die Sozialisten drängen — wenn auch auf weniger erkennbare Weise — die freie Welt in eine Richtung, die zur Diktatur führt.

Wir Amerikaner hören bei uns jetzt kaum noch etwas vom Sozialismus, weil die Mehrzahl unserer Sozialisten das Parteietikett beiseite gelegt und dafür Einfluß in unseren beiden großen Parteien gesucht hat. Diese amerikanischen Sozialisten — ich nenne sie sozialisierende Bürokraten — sind der Meinung, die Gesellschaft könne freier, geordneter und in größerem Wohlstand leben, wenn alle Produktionsmittel von einem Staatsapparat übernommen und die Wirtschaft nach einem „Plan" geleitet würde. Aber eben diese Voraussetzung, daß nämlich „ein Plan" das Goldene Zeitalter bringen werde, diese Voraussetzung ist, so verführerisch sie sich anhört, leider falsch.

Ein Staatsapparat, der die Wirtschaft eines Landes plant und leitet, kann das nur tun, wenn er über die Machtvollkommenheit eines Generaldirektors verfügt. Und zu dieser Machtvollkommenheit gehört das Recht, jedem, der in seinem Betrieb arbeitet, zu sagen, was er tun und wohin er gehen soll, und ihn auf die Straße zu setzen, wenn er nicht gehorcht. Mit anderen Worten, ein solcher Staatsapparat müßte autoritär sein. Er wird das vielleicht selbst

Als ehemaliger Sozialist bringt Max Eastman alle Voraussetzungen für sein Thema mit. Er hat die Sozialisten in Europa und Amerika Jahre hindurch bei ihrem Tun beobachtet und zudem während der ersten Jahre der kommunistischen Revolution in Rußland gelebt. In seinem aufschlußreichen Buch, dem dieser Artikel entnommen ist, beweist er uns, daß beides, Sozialismus wie Kommunismus, unausweichlich zu dem gleichen Ende führen muß: zur Diktatur.

Zähneputzen mit

COLGATE beseitigt

bis zu 80% der Mundbakterien,

die Mundgeruch und Zahnverfall verursachen.

Colgate – die Zahnpastamarke, die von mehr Menschen in der Welt benutzt wird als irgendeine andere. Überzeugen Sie sich von ihren Vorzügen, und Sie werden verstehen, warum Colgate überall so gern benutzt wird.

Colgate macht die Zähne weiß und Ihren Atem rein und frisch.

Colgate erhält Zahnfleisch und Zähne fest und gesund und gibt den Zähnen Perlenglanz.

Colgate gibt Ihrem Mund eine langanhaltende Frische. Nur 75 Pfennig kostet sie in der leuchtendroten Packung.

Hersteller:
Palmolive-Binder & Ketels G.m.b.H., Hamburg

Colgate schmeckt herrlich erfrischend, auch die Kinder werden begeistert sein.

Jetzt auch die Familientube (1½facher Inhalt) **DM 1.–**

gar nicht wollen, aber wenn er es nicht ist, wird in der Wirtschaft alles drunter und drüber gehen.

Das wissen klardenkende, weitblickende Männer schon seit über hundert Jahren, also seit dem ersten Auftauchen der Idee einer „sozialisierten" Wirtschaft. Und unsere Erfahrungen mit den in den letzten fünfunddreißig Jahren allenthalben entstandenen verstaatlichten Volkswirtschaften sollten, scheint mir, genügen, auch den Überschwenglichsten zu überzeugen. Niemandem, der die Arbeit in einer großen Fabrik, einer Bank, einem Warenhaus oder einem anderen Geschäftsbetrieb kennt, in dem viele Menschen arbeiten, kann diese Tatsache entgangen sein. Einer muß Chef sein, und dieser Chef muß über Autorität verfügen und sie notfalls erzwingen können.

Und noch eines: je größer und vielgestaltiger das Unternehmen ist, um so mehr ist es notwendig, daß diese Autorität Bestand hat. Es ist unmöglich, alle Augenblicke den Chef auszuwechseln, seine Pläne in den Papierkorb zu werfen und jemand anders auf seinen Stuhl zu setzen, der sich von dem, was zu geschehen hat und wie, ganz andere Vorstellungen macht. Es liegt im Wesen jeder Planung, daß ihre Ausführung ständig überwacht werden muß. Der Gedanke, regelmäßige Neuwahlen des Chefs und der leitenden Persönlichkeiten seien mit einer Planwirtschaft vereinbar, ist unlogisch und beweist Mangel an Vorstellungsvermögen. Die Scheinwahlen der totalitären Staaten, diese Abstimmungen mit nur einer Partei und einer einzigen Kandidatenliste, sind nicht einfach nur Tricks eines zynischen Diktators — sie gehören zum Wesen jeder staatlich gelenkten Wirtschaft. Entweder Scheinwahlen oder überhaupt keine Wahlen, das ist die zwangsläufige Folge jeder durchgreifenden Sozialisierung, unabhängig davon, wer sie eingeführt hat, Bolschewisten, Sozialisten oder gutbürgerliche Liberale.

Schon heute, da erst ein Drittel des amerikanischen Volkseinkommens von der Regierung verwaltet wird, brauchte man einen Eisenhower, den populärsten Präsidentschaftskandidaten seit George Washington, um die regierende Partei aus dem Felde zu schlagen. Und selbst ihm ist es trotz seiner großen Anziehungskraft auf die Wähler nicht gelungen, zugleich auch eine ausreichende Mehrheit seiner eigenen Partei im Kongreß zu erreichen. Wie sollte es da jemals gelingen, eine Regierung zu beseitigen, die jedes Unternehmen im Land und alle Löhne und Gehälter unmittelbar kontrolliert? Nicht allein das private Interesse jedes einzelnen würde das verhindern (und das wäre schon eine Naturgewalt), sondern auch die politische Klugheit, Patriotismus! „Man wechselt die Pferde nicht mitten im Strom", heißt es. Aber solange die materielle Existenz eines Volkes von einem unerfüllten Plan in der Hand der Regierenden ab-

Ohne seinen Herren-Knirps
geht KARL SCHÖNBÖCK,
der Kavalier des deutschen Films,
nicht aus.

hängt, wären wir stets mitten im Strom. „Keine plötzliche Kehrtwendung!", das wäre das immer wiederkehrende Schlagwort, der politischen Weisheit letzter Schluß. Daß diese Politik am Ende auch strafrechtlich untermauert werden müßte, das ist so gewiß, wie Menschen Menschen sind.

Die Menschheit hat zwischen zwei, und nur zwei, Wirtschaftssystemen zu wählen. Wir können uns für ein System entscheiden, in dem Menge und Art der hergestellten Güter im wesentlichen durch die unpersönliche Mechanik des Marktes bestimmt werden, der seine Befehle in Form von Preisveränderungen erteilt. Oder wir können ein System wählen, in dem das durch Machthaber bestimmt wird, die sich auf Waffengewalt stützen. Das ist der Unterschied zwischen Marktwirtschaft und Kollektivismus — zwischen Freiheit und Diktatur.

Wenn jemand auf einem freien Markt etwas kauft, gibt er damit als Bürger der Wirtschaftsgemeinschaft seine Stimme ab. Er trifft eine Wahl, die die Preise beeinflußt, und entscheidet so für sein Teil, wie gewirtschaftet werden soll. Er kann bei seiner Wahl von anderen, die mehr kaufen, überstimmt werden, das ist richtig. Doch dadurch, daß der Markt die wichtigsten wirtschaftlichen Entscheidungen in die Hände der Verbraucherschaft, also des Volkes, legt, macht er die Freiheit in einer vielschichtigen industrialisierten Gesellschaft überhaupt erst möglich. Einen anderen Weg gibt es nicht.

Dabei muß es keineswegs zu einem Konflikt zwischen einer so verstandenen Freiheit und einer humanen Fürsorge des Staates für diejenigen kommen, die in diesem Konkurrenzkampf versagen. Niemand braucht zu hungern, niemand Mangel zu leiden, nur um der Unabhängigkeit des Marktes willen. Der Grundsatz, daß die Allgemeinheit für die wirklich Notleidenden verantwortlich ist, kann aufrechterhalten werden, ohne daß der Grundsatz des freien Wettbewerbs verletzt wird. Wir dürfen aber nicht der Täuschung verfallen, daß auf dieser Welt Freiheit und wirtschaftliche Gleichmacherei sich miteinander vertragen können.

Ich bin überzeugt, gerade das haben diejenigen, die insgeheim bei uns zum Sozialismus neigen, zumeist nicht begriffen. In ihrem Eifer, das Gute zu tun, und besessen von dem Glauben an die vermeintliche Macht des Staates, dieses Gute zu vollbringen, zerstören sie im Namen der sozialen Wohlfahrt das eigentliche Fundament der Freiheit.

Einer der großen Irrtümer der Sozialisten war die Vorstellung, es werde, sobald man alle Interessengegensätze, alle Standes- und alle Klassenkämpfe beseitige, brüderliche Eintracht herrschen. Das mag im Himmel möglich sein; hier auf Erden werden die Menschen stets in Gruppen mit widerstreitenden Interessen zerfallen. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die Bildung solcher Grup-

W 03495

Mit **HENKELL**
begonnen – glücklich
das Jahr!

pen mit Gewalt zu verhindern oder zu versuchen, sie miteinander zu versöhnen, sondern nur, sie im Gleichgewicht zu halten und darauf zu achten, daß uns keine über den Kopf wachsen kann. Unsere wichtigste Sorge sollte sein, daß nicht eine bestimmte Clique oder Gruppe — weder das Proletariat, noch die Kapitalisten, die Grundbesitzer, die Banken, die Armee, die Kirche oder auch der Staat selbst — allein die Macht bekommt. Vom Erfolg dieses Strebens hängt unsere Freiheit ab. Nur wo jede der großen Gruppen die Möglichkeit hat, mit anderen in Wettbewerb zu treten, ist die Gesellschaft als Ganzes wirklich frei. Freiheit, das ist die Arena, in der die verschiedenen sozialen Gruppen miteinander ringen.

Die letzten vierzig Jahre amerikanischer Geschichte bieten ein ausgezeichnetes Beispiel dafür, wie immer neue Entwicklungen im Kampf um die Freiheit immer neue Antworten verlangen. Zwanzig Jahre hindurch galt der Kampf dem „Kapitalismus", „Wall Street", den „Monopolisten". Diese Feinde wurden geschlagen, die Schlacht wurde gewonnen. Um 1930 begann die Regierung der Vereinigten Staaten, den Geldmagnaten und Industriekapitänen ihren Willen zu diktieren, statt sie zu fragen, was sie tun solle.

Heute aber kämpfen die sozialisierenden Bürokraten, statt die neue Bedrohung in der übermäßigen Machtfülle zu sehen und beim Namen zu nennen, die sich in Washington — nicht in Wall Street — zusammenballt, fröhlich weiter gegen den längst geschlagenen Feind und verschaffen dem Sieger immer neue Macht. Die Aufgabe aber — ich wiederhole es — sollte sein, zu verhindern, daß irgendeine organisierte Machtgruppe die Gesellschaft beherrschen kann.

Es ist höchste Zeit, offen auszusprechen, daß der Sozialismus ein Irrtum war. Eine Hypothese, die sich als falsch erwiesen hat, will ich es nennen, um mein eigenes Selbstgefühl zu schonen. Nennen wir es, wie wir wollen: wir sollten ihn uns endlich aus dem Kopf schlagen. Wir haben die Pflicht, darüber nachzudenken, wie wir der Menschheit den Weg in eine neue, strahlende Zukunft bereiten können — eine Zukunft mit mehr Freiheit und weniger Tyrannei.

Eigentum tut not!

Eigentum ist die Frucht der Arbeit; Eigentum ist erstrebenswert, es macht unser Leben reicher. Daß einige wohlhabend sind, beweist lediglich, daß auch andere wohlhabend werden können, und ist also nur ein Ansporn zu Fleiß und Regsamkeit. ABRAHAM LINCOLN

Und was sagt er dazu?

Den Männern gefällt es, wenn Frauen kein Wetter scheuen — auch Eis und Schnee nicht. Sie wissen dann: Der schöne Teint ist ‚wetterfest'. Die regelmäßige Pflege mit der Seife Fa schirmt ihn gegen ungute Einflüsse ab.

Wodurch? Die Seife Fa cremt rückfettend nach — die wertvollen Wirkstoffe dieser Seife erpflegen Ihrer Haut die zarte Glätte, die Männern so gefällt. Schenken Sie Ihrem Teint Schönheit — dafür wurde die Seife Fa erdacht.

eine Feinseife
neuen Stils

85 Pf.

Verlangen Sie einfach: die Seife Fa.

116/6

Jenseits des berühmten Chaiberpasses liegt ein unwegsames Gebirgs- und Wüstenland mit Menschen ganz besonderen Schlages

Afghanistan:

Land der Stolzen und der Freien

Von James Michener
Verfasser von „Die Brücken von Toko-Ri", „Sayonara" u. a.

Im Frühjahr vorigen Jahres betrat ich eines schönen Tages in Peschawar — am Ostausgang des Chaiberpasses — das Kontor von Herrn K. A. Gai, Kolonialwaren und Weine en gros. Dort bekam ich für den draußen wartenden Lastwagenfahrer einen Lieferschein ausgehändigt: „*In Erledigung Ihres Auftrages erlaube ich mir, folgende Sendung nach Afghanistan auf den Weg zu bringen:* Mr. Michener. *Wollen Sie bitte unten den Empfang quittieren und die Zahl der zurückgehenden leeren Flaschen vermerken.*"

Damit begann eine der schönsten Reisen meines Lebens, denn Afghanistan ist ein Stück Erde, das einen tiefen Eindruck hinterläßt.

In diesem schwer zugänglichen Hochland findet der Reisende einen Lebensstil, der mindestens 5000 Jahre zurückreicht, und ein Volk, dem Fremde nichts Fremdes sind. Von alters her

ist Afghanistan Völkerdurchgang und -tummelplatz gewesen. Es hat Alexander den Großen, hat Dschingis Khan und Tamerlan auf ihren Eroberungszügen erlebt, und später haben kühn vorstoßende türkische und persische Herrscher das kleine Land als Operationsbasis zur Errichtung mächtiger Königreiche in Indien benutzt. Kein Wunder, daß unlängst eine wissenschaftliche Afghanistanexpedition in ihrem Hauptquartier ein Schild anbrachte: „Jeder, der je etwas war, ist hier vorbeigezogen."

Das Land. Afghanistan, im wesentlichen von Rußland, Pakistan und Iran umgeben, ist ein Binnenland, etwa zweimal so groß wie Norwegen. Doch es ist zu 92 Prozent landwirtschaftlich ungenutzt, da es auch in Gebieten, die sonst bebaut werden könnten, fast nie regnet.

Von dem gewaltigen Gebirgsmassiv des Hindukusch im Nordosten fällt das Land steil zu der sonnendurchglühten Todeswüste im Südwesten ab. Nur die zahlreichen Flüsse, die von den Schneegipfeln talwärts schäumen, spenden Leben, denn wohin man Wasser leiten kann, da erblühen Ödland und Wüste. An einem einzigen niederbrausenden Bergstrom zählte ich beispielsweise insgesamt elf Bewässerungsanlagen an einer Strecke von anderthalb Kilometern, und das Tal dort war zu einem Paradiesgarten mit Melonen, Obst- und Nußbäumen, mit Reis, Weizen und Viehherden geworden.

Besonders interessant sind die unsichtbaren Bewässerungsstollen: sie werden bis ins Innere von Bergen vorgetrieben, die äußerlich völlig unergiebig zu sein scheinen. Sachverständige, die einen Blick dafür haben, sehen sich einen Hang gründlich an und erklären zum Schluß: „Irgendwo hier unten muß Wasser fließen." Es wird ein Brunnenschacht ausgehoben, zuweilen zwanzig Meter tief — und man findet das kostbare Naß. Dann steigen Erdarbeiter, besonders verwegene Burschen, hinunter und graben einen Tunnel, immer der Wasserader nach. Zuweilen dringen sie, immer tief unter der Erde, dreißig Kilometer vor, um das Wasser dorthin zu leiten, wo es gebraucht wird.

Die Leute, die diese gefährliche Arbeit verrichten, erhalten Spitzenlöhne und Zulagen an Kleidung, Verpflegung und Frauen. Kommt einer von ihnen durch Ersticken oder niederbrechendes Gestein zu Tode, gehen seine Kleidungsstücke und Frauen an den Nachfolger über. Und das kostbare Wasser fließt weiter.

Afghanische Männer. Als Afghane ist man wirklich ein Mann! Hochgewachsen, hager und zäh, trägt man einen Bart, hat ein Gewehr über der Schulter. Behörden und Vorschriften kümmern einen wenig, und man gehört zu den nobelsten Gastgebern, die es gibt. Sobald ein Fremder die Schwelle überschreitet, wird ihm zu Ehren ein Schaf geschlachtet. Und wenn man gerade keine Raufhändel auszufechten hat, verbringt man seine Tage bei Gesang und Tanz, zieht

über die hohen Gebirgspässe — führt ein freies Leben wie sonst kaum noch in der Welt.

Ein Afghane im Feststaat bietet einen prächtigen Anblick. Um ein kleines Goldbrokatkäppchen wickelt er einen Turban aus dünnem Schleierstoff; über der Hose trägt er ein kostbar besticktes Hemd, das bis unters Knie reicht, dazu meist weiche, weiße, bauschige Hosen und einen gutgeschnittenen Rock mit Weste.

Obgleich 45 Grad Wärme und mehr keine Seltenheit sind, tragen die meisten Afghanen immer ihre schweren Überröcke, denn die Luftfeuchtigkeit ist so erstaunlich niedrig, daß man nie schwitzt. Einmal traf ich bei 50 Grad Hitze einen Mann, der sogar zwei Überröcke trug, und fragte ihn, warum.

„Wird kalt in der Nacht", erklärte er.

„Aber jetzt ist doch hellichter Tag", meinte ich.

„Da kennst du meinen Bruder nicht", erwiderte er vielsagend.

Die Afghanen, von Kind auf an räuberische Überfälle gewöhnt, sind stets auf der Hut, müssen sich und ihre Habe stets gegen alle Möglichkeiten sichern. Wer auch nur ein kleines Melonenfeld anlegt, errichtet als erstes mitten darin ein Wachhäuschen. Reift die Ernte heran, dann kommt seine ganze Familie hinaus und steht Posten, damit keine Ecke des Feldes unbewacht bleibt. Andernfalls würden in *einer* Nacht sämtliche Melonen verschwinden.

Der Mittelpunkt afghanischen Lebens ist das Teehaus. An jeder Landstraße stehen Hunderte dieser sauberen, offenen Lauben, wo Männer für etwa einen Penny eine Tasse Tee mit Zucker haben können. Manchmal trinkt ein Mann fünfzehn Portionen im Lauf einer Stunde; der Tee kommt in Kamelkarawanen von Indien herauf, das hübsche Tongeschirr stammt aus Japan.

Ich erinnere mich noch an das Teehaus in Ghorband, hoch in den Bergen. Oberhalb eines munter rauschenden Wildbachs stand eine Laube, über und über mit Weintrauben behangen. An dem herabschießenden Wasser hatte man aus getrocknetem Lehm kleine Terrassen gebaut und sie mit hübschen Perserteppichen belegt. Ein riesiger Samowar mit einem mitten hindurch führenden Heizrohr lieferte kochendes Wasser; gefeuert wurde mit „Briketts" aus gedörrtem Kuhmist, der beim Verbrennen einen penetranten Duft verbreitete. Über einer anderen Feuerstelle brutzelte Lammfleisch am Spieß, und mächtige Weizenbrotfladen, groß wie Schneereifen, wurden geröstet.

Als wir zu diesem Teehaus kamen, lachten uns wildfremde Menschen freundlich an — und luden uns nach kurzer Zeit ein, doch mit ihnen nach Hause zum Mittagessen zu kommen. Bei unseren rund dreißig Rastpausen in Bergteehäusern wurden wir mindestens zwanzigmal in Privathäuser zum Essen gebeten. Kein Reisender läßt die Atmosphäre herzlicher Gast-

freundschaft des afghanischen Teehauses unerwähnt.

Nur eines fehlt dort — die Frauen. Ihnen ist der Zutritt nicht gestattet.

Afghanische Frauen. Ist es eine Lust, Afghane zu sein, so trifft für das Leben der Frauen dort das Gegenteil zu. Sobald die Afghanin das dreizehnte Jahr vollendet hat, erscheint sie nur noch in einer Art Bettlaken, das sie buchstäblich von Kopf bis Fuß verhüllt. Ein armseliges kleines Viereck ist als Guckloch ausgeschnitten, aber auch das ist noch mit einem Stück Seidengaze verhängt. Da das Entblößen der Hände als besonders abscheulich gilt, müssen selbst sie ständig versteckt bleiben. Ich kenne Ausländer, die anderthalb Jahre im Lande gewesen sind, ohne das Gesicht einer Afghanin gesehen zu haben.

Am gesellschaftlichen Leben nehmen die Frauen fast gar nicht teil. In den gemütlichen Teehäusern sieht man sie nie. Im Kino, im Theater, bei öffentlichen Festlichkeiten, Sportveranstaltungen, Reitturnieren oder offiziellen Essen darf keine Frau dabei sein; doch gibt es ab und zu Filmvorstellungen ausschließlich für Frauen. Erst kürzlich wurde ein Restaurant von den Behörden geschlossen, weil der Besitzer den Mittwochnachmittag für Frauen reserviert hatte. Die Polizei war der Meinung, daß ein Mann, der Frauen in einem Restaurant dulde, vermutlich zu allem fähig sei, und führte ihn ab. Ein Anblick, der einen besonders anrührt, sind afghanische Schulmädchen, die aus dem Klassenzimmer ins Freie stürmen. Kinder unter dreizehn sind dortzulande auffallend schön: ebenmäßige Gesichtszüge in persischem Schnitt, makellos zarte Haut, prachtvolle Zähne und blitzende schwarze Augen. Doch alle Mädchen über dreizehn tragen schon den seidenen Überwurf, der sie für den Rest ihres Lebens verhüllt.

Dieser Ausschluß der Frau aus der Öffentlichkeit hat sich in besonderer Weise ausgewirkt. Afghanistans Män-

Die Welt ist klein...

... wenn Sie den FORD-Kundendienst brauchen!

Eine entscheidende Frage werden Sie sich selbst stellen, wenn Sie daran denken, einen Personenwagen, Lastwagen oder Traktor zu kaufen: Wie steht es mit den Ersatzteilen und dem Kundendienst?

Denn: Kein Fahrzeug ist so gebaut, daß auf Pflege und Überwachung verzichtet werden könnte.

Wenn Ihr nächstes Fahrzeug ein FORD ist, so können Sie deshalb beruhigt sein. Es gibt nur sehr wenige verlassene Winkel auf der Welt, wo für Sie kein FORD-Kundendienst, keine FORD-Ersatzteile bereitstehen.

In allen FORD-Werkstätten finden Sie erfahrene Meister, und manch einer ist um die halbe Welt gereist, um in den FORD-WERKEN besonders ausgebildet zu werden.

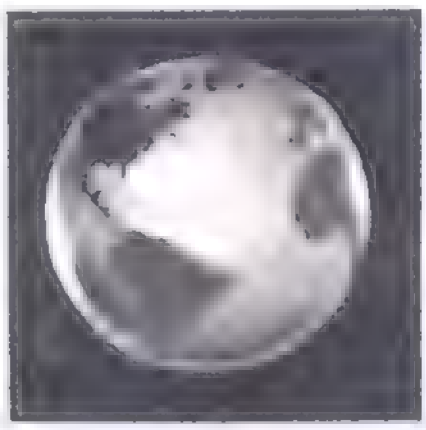
Ihr Können wird Ihnen helfen, die Haltungskosten Ihres Autos zu senken, seine Lebensdauer zu erhöhen und stets die Leistung aus dem Motor herauszuholen, die hineingebaut wurde.

Deshalb: Der FORD-Kundendienst ist ein Grund mehr, warum Sie mit einem FORD mehr für Ihr Geld bekommen.

Die weltweiten

FORD-WERKE

Wo immer Sie leben:



FORD bietet Ihnen mehr für Ihr Geld

Das FORD-Programm umfaßt Personenwagen, Liefer- und Lastwagen, Traktoren:
Meteor, Monarch, Taunus, FK-Lastwagen, Popular, Anglia, Prefect, Consul, Zephir, Zodiac, Thames, Fordson

ner, die zu den männlichsten in der Welt gehören, haben zahlreiche Gewohnheiten angenommen, die anderswo Frauen vorbehalten sind. Es ist gar nichts Seltenes, in einer Stadt etwa zwei rauhen Jägern aus dem Bergland zu begegnen, die langsam die Straße hinabpromenieren — Hand in Hand. Auffallender noch ist ihre Vorliebe für Frauenkleider, und oft sieht man auf der Straße so einen hageren, schmalhüftigen Afghanen in einem eleganten Modellkleid aus Paris oder New York, das aus zweiter Hand erstanden wurde. Gekrönt von einem Turban, mit Gewehr und Patronengurten, wirken solche Typen ausgesprochen „fesch".

Doch Afghanistan muß für diese unsinnige Isolierung der Frau, die auch der Islam nicht gutheißt, teuer bezahlen. Es gibt keine Verkäuferinnen, keine Kellnerinnen, keine Köchinnen. Und selbstverständlich beschäftigen Fabriken nur Männer; es gibt keine einzige Frau bei den Behörden, keine Lehrerin in Knabenschulen, keine Bibliothekarin. In vielen Gegenden Afghanistans ist es üblich, daß der Arzt, der zu einer Frau geholt wird, in dem einen Zimmer sitzt, seine Patientin im anderen. Der Gatte, der zwischen beiden hin- und herpendelt, übermittelt die Angaben der Frau über ihre Krankheitssymptome. Wenn etwas seiner Gattenwürde oder religiösen Auffassung zuwiderläuft, unterschlägt er es, und wenn die Therapie des Arztes, der aufs Raten angewiesen ist, zu kostspielig erscheint oder gegen ortsübliche Gebräuche verstößt, gibt der Ehemann die Diagnose eben nicht weiter. In manchen Gegenden Afghanistans konsultieren Frauen überhaupt keinen Arzt. Sie gehen stumm zugrunde.

Heute hat das Problem der Verschleierung auch eine politische Seite. Der Kommunismus hat bisher bei den Afghanen nie viel Anklang gefunden. „Wir leben zu dicht an Rußland", sagen sie, „wir wissen, was sich dort tut." Doch munkelt man, in letzter Zeit hätten Geheimagenten Hunderte von jungen Afghaninnen rebellisch gemacht, einfach indem sie erklärten: „Wenn wir an die Macht kommen, wird der Schleier verschwinden — wie drüben überm Fluß in Rußland."

Das Tal von Bamian. Inmitten der Hochgebirgswelt des südlichen Hindukusch liegt das herrliche Tal von Bamian. Hier braust von ragenden Gipfeln ein breites Wildwasser herab und bildet ein Tal, so unwirklich still und wundersam wie eine Traumlandschaft. Hohe Pappeln und Zypressen bilden kühle, kleine Alleen. Durch Felder von üppiger Fruchtbarkeit ziehen sich idyllisch Bewässerungsgräben, und über friedlichen Weilern und Gehöften hängt tief ein azurblauer Himmel.

Allein schon als Geschenk einer gütigen Natur wäre Bamian unvergeßlich. Doch darüber hinaus ist es eine der großen Erinnerungsstätten der Menschheitsgeschichte: von hier aus verbreitete sich der Buddhismus über die Erde. In eine mächtige, steil abfallende rote Sandsteinwand haben

Schnee macht Spaß . . .
Schnee macht naß . . .
aufrecht, kleiner Mann!
Wer täglich die zwei Löffel hat,
den fällt so leicht nichts an.
Macht Kinder „winterfest"!

Jetzt **den segensreichen Löffel**

TETRA VITOL

. . . einmal morgens
einmal abends

standardisiert und angereichert durch die natürlichen Vitamine A + D des Lebertrans, Vitamin B_1 des Malzextraktes und Vitamin C der Hagebutten mit Kalksalzen in köstlichem Orangensirup.

TETRAVITOL schenkt Widerstandskraft gegen Erkältungen und Ansteckungen. Denn ein gesunder, starker Kinderkörper bildet natürliche Abwehrstoffe. Man muß nur für reichliche Vitamin-Zufuhr sorgen. Der Körper braucht viel mehr davon, als die Nahrung ihm normalerweise geben kann.

. . . bringt die Kinder gesund durch den Winter.

Originalflasche
(20-Tageflasche) – 200 g – DM 2,95
Doppelflasche – 400 g – DM 4,95
Familienflasche – 1000 g – DM 9,95

Erwachsene nehmen PLENIVITOL

PLENIVITOL

Die harmonische Mischung der neu erkannten wichtigen Vitamine.
Ihr Körper sucht sich selbst aus, was er braucht!
2 Dragées täglich: Froh und leistungsstark!

30 Dragées in flacher Plastikdose DM 2,95
Vorratspackung mit 150 Dragées DM 9,95

in seiner Frühzeit Mönche Hunderte von riesigen Höhlen, verborgenen Gängen und winzigen Schlafkammern gemeißelt, in mehreren Stockwerken übereinander. So wurde dies schroffe Sandsteinmassiv zu einer Tempelstadt, deren Räume sämtlich mit herrlichen Skulpturen und Wandmalereien geschmückt waren.

Bamians Schönheit ist unerschöpflich. Einmal saß ich, während meine Begleiter einige der tiefen Höhlen durchstreiften, in einem weiten Gewölbe, so groß wie ein Filmpalast, und schaute hinab in das liebliche Tal, das diesen erhabenen Tempel birgt — zählte über den Wipfeln der kühlespendenden Bäume nicht weniger als einundsechzig Berggipfel, alle über 4000 Meter hoch, alle schneegekrönt und durchzogen von Tälern und Wasserfällen.

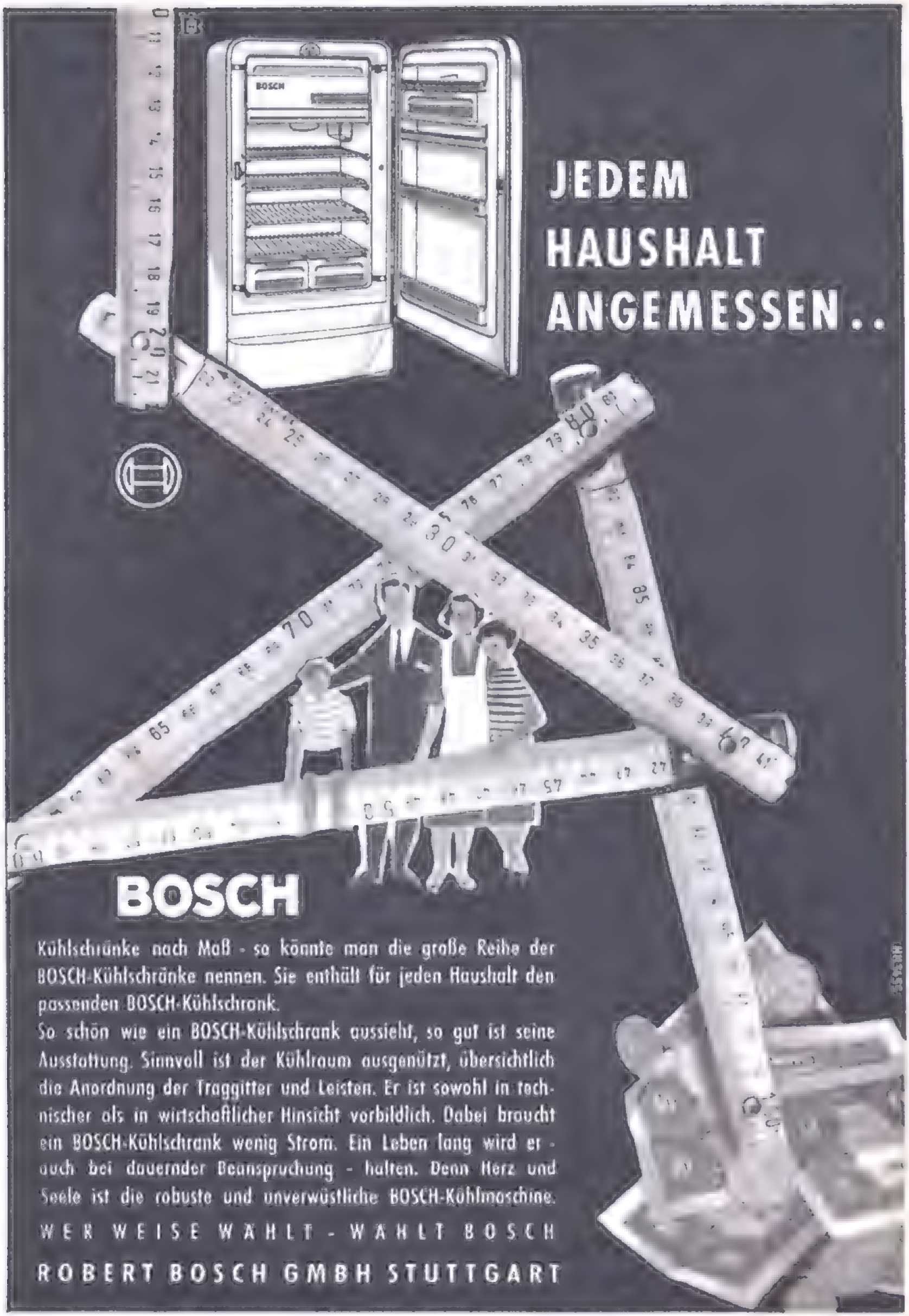
Die Todeswüste. Im krassen Gegensatz zum gebirgigen Norden stehen die großen Wüsten im Süden Afghanistans. Einige sind Sandwüsten mit hohen Wanderdünen, die die ewig wehenden Winde hin und her treiben. Andere sind weite Flächen aus gedörrtem Lehm. Doch die berüchtigtste von allen, die Todeswüste (Descht-i-Margo), ist ein glutheißes Kiesmeer, zu wilden Dünen hochgepeitscht von sengenden Winden, die über seine öden Weiten hinheulen.

Zweimal hatte ich Gelegenheit, diese trostlos leere Hölle zu durchqueren. Auch jetzt noch, in der Rückschau, erscheinen mir diese Fahrten als die aufregendsten, die ich je unternommen habe.

In Jeeps fuhren wir los und sahen uns als erstes die düsteren Ruinen von Kal'a Bist an, wo vor einem Jahrtausend eine blühende Stadt stand, eine Kaiserstadt mit vielen Einwohnern. Zusammen mit einem Ingenieur maß ich die Umfassungsmauern eines der Paläste aus, und zwar nur eines kleineren. Sie hatten eine Länge von vierzehn Kilometern, waren sechs Meter hoch und etwa zwei Meter dick. Wir schätzten, daß allein diese Mauer aus über 65 Millionen Backsteinen bestand und daß eine tüchtige Maurerkolonne über 352 Jahre dafür gebraucht hätte! Dabei war sie nur ein ganz kleines Teilstück der Ruinen, und diese Ruinen waren nur ein ganz kleiner Komplex im Vergleich zu denen, die wir bald darauf am jenseitigen Rand der Todeswüste zu sehen bekommen sollten.

Keine Straße führt durch die Wüste, und so suchten wir uns über mehr als 300 Kilometer allein unseren Weg. Es war ein unvergleichliches Erlebnis, die winzigen Jeeps klettern und abrutschen, wieder losfegen und zwischen endlosen Dünen hindurchkurven zu sehen — und zu wissen, daß schon nach einer Stunde jede Spur davon ausgelöscht sein würde, vom Wüstenwind verweht.

Am Abend suchten wir uns einen möglichst hohen Dünenkamm (weshalb, erkläre ich später noch) und breiteten dort unsere Schlafdecken unterm Sternenzelt aus. Zuweilen wechselte eine Gazelle im Mondschein vorüber — aus der Ferne gell-



BOSCH

Kühlschränke nach Maß - so könnte man die große Reihe der BOSCH-Kühlschränke nennen. Sie enthält für jeden Haushalt den passenden BOSCH-Kühlschrank.

So schön wie ein BOSCH-Kühlschrank aussieht, so gut ist seine Ausstattung. Sinnvoll ist der Kühlraum ausgenützt, übersichtlich die Anordnung der Traggitter und Leisten. Er ist sowohl in technischer als in wirtschaftlicher Hinsicht vorbildlich. Dabei braucht ein BOSCH-Kühlschrank wenig Strom. Ein Leben lang wird er - auch bei dauernder Beanspruchung - halten. Denn Herz und Seele ist die robuste und unverwüstliche BOSCH-Kühlmaschine.

WER WEISE WÄHLT - WÄHLT BOSCH

ROBERT BOSCH GMBH STUTTGART

te ununterbrochen das schauerliche Geheul von Schakalen herüber, das sich anhörte, als würden Menschen gefoltert. Als wir uns dem Rand der Wüste näherten, sahen wir auch Füchse und Wölfe. Und wenn kein Sandsturm blies, war die nachtumfangene afghanische Wüste von unirdischer Schönheit.

Hatten wir das Glück, an einer Stelle zu kampieren, wo man aus dem Dunkel unten Lichter schimmern sah, war die Wüstennacht wie verzaubert. Die Luft war unglaublich klar. So entdeckte ich einmal ein Dorf, das nur ein paar Meter unterhalb der Dünenkämme zu liegen schien — in Wirklichkeit war es 70 Kilometer entfernt!

Mir war die Wüste in der lodernden Mittagshitze am liebsten, wenn sich auf dreißig Meter im Umkreis nicht die geringste Spur von Leben zeigte: keine Maus, kein Grashalm, kein Pflänzchen, nicht einmal ein gebleichter Knochen, der an etwas erinnerte, was einst gelebt hatte. Diese phantastische Wüste war das verlassenste Stück Erde, das ich je gesehen habe — so öde und leer wie die wogendurchfurchte Weite des Ozeans oder die Eiswüsten der Arktis. Und der zehrende Wind, der mit ewigem Winseln darüber hinstrich, brachte überhaupt keine Feuchtigkeit mit; er heißt „Wind der 120 Tage", weil er jeweils vier Monate hintereinander weht. Man erzählte mir von einem Auto, das kürzlich in dieser Gegend eine Panne hatte: nach zwei Tagen waren die Insassen tot, buchstäblich ausgedörrt vom tosenden Sandsturm. Um mir die Hitze vom Leibe zu halten, habe ich einmal alles, was ich anhatte, ausgiebig mit Wasser durchtränkt — nach achtzehn Minuten war ich wieder fadentrocken.

So paradox es klingt: in Afghanistans Wüsten kommen mehr Menschen durch Ertrinken um als durch die Hitze. Denn in der Nacht ist die Versuchung sehr groß, im Windschutz ausgetrockneter Gießbachrinnen zu schlafen; doch ein- oder zweimal im Jahr gehen am Rand der Wüste Wolkenbrüche nieder, und ein neun Meter hoher Wasserfall — „Erdbrecher" nennt man ihn, weil man deutlich hören kann, wie er im Heranbrausen Felsbrocken zermalmt — wälzt sich donnernd durch diese Rinnen. Im Jahre 325 v. Chr. verlor Alexander der Große fast die Hälfte seines Heeres, als ein solcher Wolkenbruch über der Wüste niederging, ganz in der Nähe der Stelle, wo wir auf den hohen Dünenkämmen kampiert hatten.

Außer diesen urplötzlich heranjagenden Flutwellen ist die Hauptgefahr der sogenannte *gotch* — reiner, flockiger Gips, der mit Wasser gemischt einen ausgezeichneten Verputz ergibt. Er findet sich in größeren oder kleineren Lagerstätten überall in der Wüste, ist aber vom Triebsand überweht und verdeckt, so daß ein Jeep, der mit 80 Kilometern in der Stunde auf der äußerlich tadellosen Wüstenpiste dahinschnurrt, plötzlich in einer solchen Falle fest-

CUTEX-Lack

hält noch länger

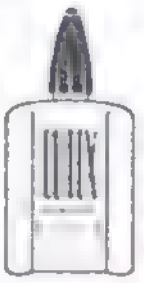
wenn Sie ihn zweimal auftragen. Seine schöne Farbe wird dann noch leuchtender, noch intensiver. In wenigen Minuten ist der CUTEX-Nagellack trocken — Sie haben für lange Zeit Freude an Ihren Händen! Wählen Sie unter den herrlichen CUTEX-Farben für Nagellack und Lippenstift sorgfältig die Töne, die Ihnen schmeicheln. Und schmücken Sie sich zum Abend auch einmal mit einer anderen Farbe! Nur bei CUTEX gibt es den „spillpruf" in der Flasche, der das Ausfließen verhindert und den Lack dosiert. Sie werden überrascht sein, wie sparsam er ist.

CUTEX

Nagellack und Lippenstift

Warnung vor Azeton!

CUTEX ölhaltiger Nagellack-Entferner enthält kein Azeton oder andere schädliche Bestandteile, die den Nägeln natürliches Fett entziehen und sie brüchig machen. Verwenden Sie CUTEX-Nagellack-Entferner, um gesunde Nägel gesund zu erhalten



Der harmonierende Lippenstift von CUTEX – passend zum Nagellack – hält die empfindliche Lippenhaut geschmeidig. Der CUTEX-Lippenstift ohnegleichen schenkt Ihren Lippen den Hauch der Frische und die dauerhafte Schönheit, die man bewundert. Alle Fachgeschäfte führen CUTEX.

3146

CUTEX · PATRIZIER-HAUS · Köln

Deutsch-afghanische Freundschaft

Zahllos sind die Beziehungen zwischen Afghanistan und Deutschland auf dem Gebiet der Wirtschaft, Wissenschaft, Industrie und vor allem des Erziehungswesens. Dr. Mohamed Jusof, der Präsident des Afghanisch-Europäischen Kulturamtes, berichtet darüber in den Mitteilungen des Instituts für Auslandsbeziehungen:

„Das deutsche Volk hat sich in der wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung Afghanistans einen Ehrenplatz erworben. Die Afghanen lieben die Deutschen, nicht nur, weil sie gemeinsame Charaktereigenschaften entdeckt haben, sondern vor allem, weil die Deutschen sich ehrlich bemüht haben, im Aufbau Afghanistans eine nützliche und selbstlose Rolle zu spielen. Vor sechsundzwanzig Jahren erfolgte der erste fruchtbare Kontakt der jungen Afghanen mit der deutschen Kultur und der deutschen Sprache. Seit je ist die Nedjat-Oberrealschule das deutsche Bildungszentrum in Afghanistan.

Heute gibt es Hunderte junger Afghanen, die perfekt Deutsch sprechen und die deutschen Klassiker in der Ursprache lesen. Außer der Nedjat-Schule werden noch zwei große Schulen in Kabul von deutschen Kräften geleitet und sind mit deutschen Lehrern besetzt. Außerdem sind deutsche und österreichische Professoren Inhaber einiger Lehrstühle an der Universität Kabul.“

sitzt, die ihn schlagartig bremst. Ich habe selber mehrere gebrochene Nasenbeine gesehen, die von so einem jähen Bremsstoß herrührten. Und es sind auch Fälle bekannt, wo Männer, die zu Fuß durch die Wüste fliehen wollten, in diese Gipslager gerieten und elend darin umkamen wie im Triebsand.

Endlich erreichten wir die Ruinen von Tschakansur, das Wunder der Todeswüste. Hier, am Rande steiniger Dünen, zogen sich über 160 Kilometer die Trümmer verfallener Städte hin. Festungen und Burgen sind so zahlreich, daß sie nicht einmal Namen haben, und ganze Ruinenfelder — groß wie eine mittlere Stadt — liegen ausgestorben da, den Winden preisgegeben.

Über eine Million Menschen lebten einstmals in Tschakansur, und es war schon alt, als Alexander der Große 329 v. Chr. hier durchzog. Noch im Jahre 1200 war es ein Komplex blühender Städte, der sich über gut 160 Kilometer erstreckte. Was ist hier geschehen?

Die Historiker führen Tschakansurs Untergang auf Versalzung, die Ziegenplage und auf Dschingis-Khan zurück. Man findet dort allenthalben Überreste beachtlicher Bewässerungskanäle, deren lebenspendendes Wasser im Lauf vieler Jahrhunderte so starke Salzablagerungen hinterließ, daß das Land um Tschakansur unfruchtbar wurde. Dann fraßen Ziegen, Asiens Landplage, den Boden so kahl, daß Baum und Strauch eingingen und der Wind ungehindert

HERBERT LEVIN

...DARAUF EINEN *Dujardin*

den Sand aufwirbeln konnte und die Städte langsam unbewohnbar machte. Schließlich wissen wir aus alten Berichten noch, daß eines schrecklichen Tages in Herat, knapp 500 Kilometer weiter nördlich, Dschingis-Khan 1 200 000 Menschen niedermetzeln ließ. Und man nimmt an, daß diese wahnwitzige Politik der totalen Ausrottung auch die Ruinenstädte, die wir heute dort sehen, in Mitleidenschaft zog, worauf sie dann ganz den heulenden Sandstürmen zum Opfer fielen.

Herr Fünfmalfünf. Die große Überraschung der Todeswüste aber ist, daß in ihrem Südwestzipfel ein kleines Königreich mit kühlen Oasen, Granatapfelhainen und reichlich Wasser liegt — ein winziges Paradies in der sandiggrauen Öde. Hier herrscht Sardar Mohammad Alam Khan, ein siebenundvierzigjähriger Wüstenfürst, als lebten wir noch nicht im zwanzigsten Jahrhundert.

Man nennt ihn allgemein Herrn Fünfmalfünf, denn er wiegt — fünf Fuß hoch und fünf Fuß breit — gut über 270 Pfund. Er besitzt drei Paläste und besteht in seiner jovialen, wenn auch bestimmten Art darauf, den ziemlich selten durch sein Gebiet ziehenden Reisenden ein großzügiger Gastgeber zu sein, der für alles aufkommt. Palast Nummer eins wirkt wie ein Märchen aus *Tausendundeiner Nacht*, eine unregelmäßig angelegte Burg mit hohen Mauern, an denen sich Stallungen für vierundzwanzig Hengste und Hunderte von Kamelen hinziehen.

Herr Fünfmalfünf ist absoluter Souverän seines kleinen Reiches, denn er ist viel zu weit von allen Regierungsstellen entfernt, als daß irgendeine Behörde ihn behelligen könnte. Er hat seine eigene Armee, seine eigenen Zollwachen, sein eigenes Besteuerungssystem und seine eigene Gerichtsbarkeit. Und obwohl sein Straßennetz sich nur über anderthalb Kilometer erstreckt, besitzt er drei neue amerikanische Autos. Wenn er sein Miniaturreich verlassen will, gibt er seinen Leuten einfach einen Befehl, und sie bauen ihm eine Straße, die etwa sechs Monate intakt bleibt — dann verfallen die Brücken, und der Sand überweht alle Spuren.

Dieser gewichtige Wüstenmonarch stellte uns seinen zweiten Palast zur Verfügung, eine Karawanserei aus uralten Zeiten, deren sämtliche Räume mit erlesenen Perserteppichen und silbernem Zierrat ausgeschmückt waren. Vierundzwanzig persönliche Leibwächter hüteten unseren Schlaf, und sechzehn weitere weckten uns mit einem üppigen Frühstück. Als wir dann weiterfuhren, brachen Herrn Fünfmalfünfs Kamelkarawanen gerade zu einer langen Reise nach Iran auf, seine großen Herden erstklassigen Viehs waren schon weggezogen zu den Weidegründen, seine Reiter saßen auf, um uns auf ihren Hengsten ein Stück das Geleit zu geben, und seine drei amerikanischen Wagen wurden abgeschmiert, für den Fall, daß er seine anderthalb Kilometer Fahrstraße hinabbrausen wollte.

Er war noch ein echter Wüsten-

Ein Weiser fürchtet sich

Wie ein Fuchs im Bau saß
der „weiseste Mann des Jahrhunderts",
Erasmus von Rotterdam,
in seiner Klause. Ängstlich war er darauf bedacht,
jeden Luftzug abzudichten, damit der „giftige Hauch"
der Außenwelt nicht zu ihm dringe.
Vergeblich klopfte Ulrich von Hutten
an das verriegelte Haus des großen Gelehrten,
umsonst versuchte Karl V. ihn nach Worms
zu komplimentieren: Erasmus scheute die Begegnung
mit Menschen, denn er fürchtete sich — vor Ansteckung.
Wie weise wäre die Welt geworden . . .)*

) Hätte er* **WYBERT *gekannt . . .*

WYBERT schützt vor Erkältung und Ansteckung.

herrscher, ein Überbleibsel vergangener Jahrhunderte.

Im Zeichen des Fortschritts. Afghanistan macht auf den verschiedensten Gebieten intensive Anstrengungen, sich der modernen Zeit anzupassen. Wasserkraftwerke liefern elektrischen Strom für Spinnereien und große Zuckerfabriken. Volks- und Oberschulen — einige Oberschulen enden bereits mit der achten Klasse — werden verbessert, und man findet sogar in entlegenen Gegenden nicht selten deutsche oder französische Lehrer, die sich sehr einsetzen und das Leben im Hochland dort lieben. Überall ist das Gesundheitswesen wichtigster Programmpunkt: in wenigen Jahren wird Afghanistan erstklassige Krankenhäuser und genügend einheimische Ärzte haben, die sie leiten können.

Mitten durch die afghanische Wüste rauscht ein mächtiger Fluß, der zu den ungewöhnlichsten der Welt gehört, der Hilmend; er entspringt in den hohen Bergen Mittelafghanistans und wird rasch zu einem reißenden Strom, breiter als der Rhein. In Windungen und Schleifen bahnt er sich seinen Weg hinab in die Wüste, beschreibt im Süden unten einen großen, eleganten Bogen und verliert sich dann im Hamunsumpf, westlich von Tschakansur.

Vor 5000 Jahren lebten an den Ufern dieses Flusses Menschen — ihre Städte werden gerade jetzt erst ausgegraben —, und schon damals leitete man vom Hilmend Wasser zur Berieselung der Felder heran, denn er war es, der die heute ausgestorbenen Städte von Tschakansur am Leben hielt. Aber alljährlich ging das meiste Wasser verloren, strömte in die kahle Wüste und verdunstete.

Heute ist man dabei, den Hilmend zu zähmen, und man hofft in Afghanistan, an seinen Ufern bald neue Städte entstehen zu sehen. Hoch oben in den Bergschluchten, wo der Fluß noch reichlich Wasser führt, hat eine amerikanische Firma einen der höchsten Erddämme gebaut, die es gibt. Mit Millionen Tonnen Gestein hat man eine enge Schleife des Flusses abgeriegelt und hinter diesem 98 Meter hohen Damm das Wasser zu einem langgestreckten See aufgestaut. Er speist mehrere hundert Kilometer Bewässerungsgräben, die sich fächerförmig immer weiter ins Land vorschieben — dort, wo früher Wüste war. Man hat Musterdörfer angelegt, Straßen gebaut und neue Getreidesorten eingeführt. Ich habe ein großes Gebiet gesehen, das sonst mit der einheimischen, überalterten Maissaat nur 1,7 Doppelzentner pro Hektar erbrachte, wo man jetzt aber mit einer Hybriden-Maissorte einen Ertrag von 22,6 Doppelzentnern pro Hektar erzielt.

Überall wird hart gearbeitet, doch infolge des katastrophalen Mangels an Verbindungsmöglichkeiten geht es in Afghanistan nur langsam vorwärts. Neben Tibet ist Afghanistan in der ganzen Welt das einzige größere Land ohne Eisenbahn. Vier Linien — zwei von Pakistan und je eine von Rußland und Iran aus —

Köstlicher Moment eines kindlichen Einfalls—festgehalten, weil jemand photographierte.

Von allen in der Welt seit 1888 bis heute gemachten Photographien wurden die meisten mit Kodak Filmen und Kameras aufgenommen.

Für Farbfotos feinster Qualität . . . die Kodak Retina Kamera und Kodachrome Film.

KODAK AKTIENGESELLSCHAFT · Stuttgart-Wangen

führen bis an seine Grenzen heran, aber vor Jahren schon entschloß sich Afghanistan, auf Eisenbahnen zu verzichten. Als die Engländer seinerzeit einen Tunnel bis dicht an die Grenze vortrieben, zeterte der König: „Man bohrt mir eine Ahle in den Nabel." Und die schlauen Afghanen meinten mit Recht: „Wer eine Eisenbahn baut, muß als erstes damit rechnen, daß einer kommt und sie benutzen will."

Zeitalter der Motorisierung. Die afghanischen Straßen sind ausnahmslos die schlimmsten, die ich je erlebt habe. Die Schlaglöcher sind so tief und so zahlreich, daß man mindestens alle achtzig Kilometer auf eine gebrochene Feder gefaßt sein muß. Auf manchen Straßen sieht man mehr Wagen, die auf der Strecke geblieben sind, als fahrende Autos. Und da es unterwegs keine Reparaturwerkstätten gibt, gondeln die Fahrer per Anhalter in die nächste Stadt und klappern die Basare ab, in der Hoffnung, ein Ersatzteil zu finden, das jemand aus einem anderen Fahrzeug gestohlen hat.

Die afghanischen Fahrer gehören zu den findigsten, die es gibt. Mit einem Endchen Schnur, ein paar Nägeln und einem Stück Holz reparieren sie alles.

Was ich selbst mit einem solchen Fahrer erlebt habe, war einmalig. Eines Nachts, als ich mit Chauffieren an der Reihe war, gerieten wir in einen plötzlich heranwirbelnden Sandsturm, und ich fuhrwerkte mit 65 Kilometern gegen eine massive Steinmauer. Mein afghanischer Beifahrer flog kopfüber durch die Windschutzscheibe, bekam aber nur eine kleine Schnittwunde ab, doch der Jeep war hin. Der sechsundzwanzigjährige Sher Ahmad klopfte sich den Sand ab, suchte sich ein Brecheisen und ging daran, den Jeep wieder in Form zu bringen. Um die verbogenen Felgen zu richten, brauchte er rohe Gewalt, aber um die Ventilatorscheibe, die sich in den Motor gerammt hatte, wieder hinzukriegen, benutzte er das Brecheisen so behutsam wie ein Goldschmied sein Hämmerchen.

Schließlich sah der Jeep so aus, als würde er wieder funktionieren — bis auf die gebrochenen Öl-, Wasser- und Benzinleitungen. Um sie abzudichten, kaufte Sher Ahmad eine Handvoll Rosinen und etwas nichtentkörnte Baumwolle. Auf einem flachen Stein zerquetschte er beides und mixte es zu einem zähen Brei. „Wenn der mit der Wüstenluft in Berührung kommt", sagte er, „wird er ganz fest, wird eisenhart."

Nachdem Sher Ahmad unsere Zuleitungen mit diesem Kleister aus Rosinen und Baumwolle geflickt hatte, machte er eine kurze Probefahrt und meinte dann, der Jeep werde es schon schaffen, worauf wir losfuhren — quer durch die Wüste. Am anderen Tag ergab eine Röntgenaufnahme, daß Sher Ahmad das alles mit einem gebrochenen Schlüsselbein geleistet hatte.

Kabul. Diese seltsame, zauberhafte Hauptstadt (der Name wird auf der zweiten Silbe betont) ist in

tapeten

jetzt einheitliches Maß
und billiger

Die Europa Rolle

mit ihrem in Deutschland bereits bestehenden Rollen-Maß von ca. 10,05 m Länge und 56 cm Breite wurde zum europäischen Tapeten-Maß bestimmt.

Ihre Vorteile:

Die Normung der Rollenlänge garantiert Preiswahrheit, denn die Berechnung erfolgt jetzt nach der tatsächlich gelieferten Rolle. Es wird also nicht mehr wie früher nach der alten kleinen Rolle berechnet, sondern nach der tatsächlich gelieferten, ohne daß die Tapete etwa teurer wird, im Gegenteil:

Seit 1. Januar sind die Tapeten billiger geworden!

Jeder Fachhändler ist Ihr Berater!

Form eines großen U angelegt, dessen offene Seite genau nach Westen zeigt, wo eine mächtige Bergkette die Ebene abschließt, in der Kabul liegt. Das Innere des U wird durch einen niedrigeren Höhenzug ausgefüllt, an dessen Fuß der Bergstrom entlangfließt, der die Stadt in zwei Hälften teilt.

An die eine Flanke dieses Höhenzugs schmiegt sich die Altstadt, ein Gewirr von Basaren, Moscheen und überaus reizvollen Gassen. An der anderen Seite steht die neue Stadt mit ihren vielen schönen Häusern im europäischen Stil, jedes hinter einer hohen Lehmmauer verborgen. Hier finden sich auch ausgedehnte Gärten, wunderhübsche Terrassen und alte Forts hoch oben auf den Hügelkuppen.

Fast keiner, der diese Stadt kennenlernt, kann sich ihrem Zauber entziehen. Sie ist zwar sehr staubig, die Diarrhöe grassiert in alarmierendem Maße, und man kommt in sein eigenes Haus nicht hinein, ohne erst mit dröhnendem Klopfen den Torhüter herauszurufen, der Diebe und Räuber fernhalten muß. Kabul hat keine modernen Läden, keine Kinos, in die Europäer und Amerikaner gehen, keine öffentlichen Restaurants oder Nachtlokale. Aber das gesellschaftliche Leben dort ist so reizvoll, wie ich es selten erlebt habe. Da sie so wenig ausgehen können, müssen die Menschen selbst für Unterhaltung sorgen, und da es eine große internationale Kolonie gibt (die Deutschen, von den Afghanen immer besonders geschätzt, stehen an erster Stelle), sind die Partys meist bunt und amüsant. Man sieht in Kabul mehr schöne junge Europäerinnen und Amerikanerinnen als in jeder anderen asiatischen Stadt dieser Größe, in der ich gewesen bin.

Heute kann man mit fünf Luftverkehrsgesellschaften nach Kabul fliegen (einer afghanischen, indischen, persischen, holländischen oder russischen), aber man wäre ja ein Esel, wenn man diesen Weg wählte. Empfehlenswerter ist die lange Eisenbahnfahrt durch Pakistan hinauf nach Peschawar, dann weiter mit klapprigen Omnibussen durch den Chaiberpaß und schließlich per Lastwagen über eine der schlimmsten Straßen, die man sich vorstellen kann.

Man kann durchweg nur mit dreizehn Kilometern die Stunde fahren, und die erste Etappe führt durch eine so trostlose Landschaft, daß viele Leute am liebsten wieder umkehren möchten. Aber dann taucht eine Kette blendend weißer Felsklippen auf, die Straße wird besser, und bald grüßt aus der Ferne das majestätische Hochgebirgsmassiv des Hindukusch herüber.

Haarsträubende Pässe mit abgrundtiefen Steilabstürzen folgen, Serpentinen mit tückischen, weit nach außen überhängenden Kurven, bei denen einem der Atem stockt — und dann erblickt man zum erstenmal das großartige Plateau, auf dem Kabul liegt. „Jedem sollte es verboten werden", sagt man dort, „anders als

Wer züchtete die Traubirnane?

Leider noch niemand –
denn man kann sie nicht züchten, auch wenn man noch so gerne wollte.
Eine solche Wunderfrucht, die alle Wirkstoffe, – Vitamine und Mineralsalze – die der menschliche Körper braucht, gleichzeitig enthält, gibt es nicht und wird es leider niemals geben!

Schade – aber trösten Sie sich, dafür gibt es etwas anderes, ebenso Wunder-voll in seiner Wirkung: **manan**

mit den 12 wichtigsten Vitaminen,
12 unentbehrlichen Mineralsalzen,
darunter 7 Spurenelemente.

Unsere moderne Ernährungsweise deckt den täglichen Wirkstoffbedarf leider nur unvollkommen, deshalb tuen Sie Ihrer Gesundheit einen guten Dienst, wenn Sie manan *täglich nehmen.*

Taschenpackung mit 30 manan DM 2.95, Familien- und Kurpackung DM 7.50 in allen Apotheken und Drogerien.

manan täglich

macht lebenstüchtig

manan *ist ein Erzeugnis der cascan Gesellschaft mbH · Wiesbaden*

durch den Chaiberpaß in unser Land zu kommen. Aber wer es auf diesem Weg auch wieder verläßt, ist ein Idiot."

Die Kuchis. Doch was einem von Afghanistan am längsten im Gedächtnis bleibt, ist weder Kabul noch die grandiose Hochgebirgswelt. Es sind die Kuchis.

Irgendwo auf einer staubigen Straße begegnet man ihnen plötzlich, sieht — wenn man um eine Ecke biegt — in der Ferne eine Riesenkarawane auftauchen. Sieht Kamele die steilen Felshänge hinabtrotten, dahinter Esel und Pferde, von irgendeiner Weide im Hochland gestohlen, und Ziegen und vielleicht einen zahmen Wolf und Hunderte von Hunden. Dazu ein Gewimmel von Fettschwanzschafen, über deren drolliges Hinterteil die Menschen von jeher lachen mußten, wenn sie es zum erstenmal sahen. Denn jedes Schaf hat einen Schwanz, so dick wie ein Kopfkissen; er wiegt manchmal an die 35 Pfund und besteht fast ganz aus massivem Fett, das zum Kochen verwendet werden kann.

Zwischen ihren Tieren marschieren die stolzen Kuchis, die letzten echten Nomaden Zentralasiens. Die Männer — hochgewachsene, hagere Gestalten mit wilden Gesichtern — tragen Gewehre. Die Frauen mit ihren feurigen Augen sind ungewöhnlich schön und verschmähen den Schleier. Scharen von sehnig-zähen Kindern, die keine Schule und Moschee kennen, helfen die Tiere zusammenhalten.

In jedem Frühjahr ziehen die Kuchis aus Pakistan und Indien, wo sie den Winter verbringen, nach Afghanistan. Ihre Herden vor sich hertreibend, steigen sie Hunderte von Kilometern in die kühlen Gebirgspässe hinauf. Und im Herbst kommt die Riesenkarawane, 400 000 Haupt Vieh stark, von den Bergen wieder herunter und wandert in wärmere Gegenden.

Nichts kann sie aufhalten. Sie zahlen keine Steuern, respektieren keine Grenzen und nur wenige Gesetze, verachten Häuser und Städte, leben draußen unter den Sternen — ein faszinierendes, freies Volk. Temperamentvolle junge Kuchimädchen bringen, *falls* man ihrer habhaft wird, auf den Heiratsmärkten von Kandahar bis zu 600 Dollar.

Am eindrucksvollsten wirken die Kuchis wohl, wenn man sie durch die Wüsten im Süden ziehen sieht, denn dann beherrschen ihre imposanten Kamelherden die Landschaft: manchmal habe ich beim Aufwachen an die 500 dieser seltsamen, hochbeinigen Geschöpfe die spärlichen Grashalme am Wüstenrand abrupfen sehen. Diese immer aufs neue interessanten Tiere können, schwer beladen, zwölf Tage ohne Wasser durch die Wüste trotten. (Kürzlich hielt ein Kamel sogar dreißig Tage durch und brachte seinen Reiter wohlbehalten nach Hause.)

Wenn man sich nur zweierlei in Afghanistan ansehen könnte, dann sollte es das Tal von Bamian sein — und eine Kuchikarawane. Es ist nicht einfach, nach Afghanistan hineinzu-

In Erinnerung an diesen schönen Brauch
sagt Ihnen UNDERBERG „Prosit Neujahr!"
Täglich
UNDERBERG
und Du fühlst Dich wohl!

kommen, und auch das Reisen im Innern ist nicht immer angenehm, aber der Gesamteindruck ist unvergeßlich. Die Herzlichkeit der Menschen im ganzen Land hat nicht ihresgleichen. Das unbeschwerte Leben voll fröhlichen Gelächters in den Hochlandpässen ist köstlich, und das Erlebnis der Wüste und der schweigenden Ruinen überwältigend.

Rußland, die USA und Afghanistan. In den letzten Monaten kursierten allerlei Gerüchte, Rußland sei drauf und dran, Afghanistan zu seinem Satelliten zu machen. Bei näherer Prüfung erscheint das jedoch recht unwahrscheinlich.

Früher bildeten die Engländer das traditionelle Gegengewicht gegen den russischen Einfluß. Über ein Jahrhundert hat sich Afghanistan seine Unabhängigkeit bewahrt, weil es geschickt verstand, England gegen Rußland auszuspielen. Heute wird Amerika in dieser Weise eingespannt, was durchaus in Ordnung ist, solange das Land seine Freiheit behält.

Die Afghanen lieben die Russen nicht. Sie sind sich klar darüber, daß kommunistische Truppen Kabul innerhalb einer Woche besetzen können, wenn Moskaus Interessen ein Vorrücken nach Süden erfordern. Die Afghanen wissen, daß Rußland ständig die große Gefahr für sie bedeutet. Und obwohl sie noch nie gegen Rußland, aber in drei blutigen Kriegen gegen Großbritannien gekämpft haben — von denen jeder unentschieden endete —, sind sie doch immer, wenn lebenswichtige Entscheidungen auf dem Spiel standen, lieber mit England zusammen gegangen als mit seinen Feinden. Heute würde Afghanistan vermutlich mit Amerika zusammen gehen.

Nach dem kommunistischen Prinzip, daß es immer gut ist, in jedem Nachbarland zersetzende Elemente zu haben, die dort insgeheim wühlen, hatten sich die Russen in letzter Zeit mit einer Reihe freundschaftlicher, in die Augen fallender Hilfsmaßnahmen in Afghanistan lieb Kind gemacht. Mit großartiger Geste gestatten sie den Amerikanern, sich in abgelegenen Gegenden, wie am Hilmend-Fluß, abzurackern, während sie selbst kleine Gelegenheitsarbeiten mitten in Kabul ausführen, wo jeder sehen kann, wie tüchtig und sympathisch sie doch sind.

Sie pflastern Straßen (mit mächtigen russischen Maschinen), bauen Öltanks (auf dem höchsten Hügel) und errichten Steinbrechanlagen (an der Hauptautostraße). Amerika hat Afghanistan fünf Millionen Dollar gegeben und weitere vierzig Millionen in Anleihen, ohne daß das in Kabul großen Eindruck gemacht hätte — während die Russen mit weit weniger Ausgaben enorme Propagandaerfolge erzielt haben.

SCHILD an einem Friseurgeschäft in der Nähe des UNO-Gebäudes: „Friseur gesucht — Muß intelligent über die Weltlage plaudern können."

DER FALL DREYFUS:

Die Geschichte einer Massenhysterie

Aus dem Buch) von* NICHOLAS HALASZ

DER FALL DREYFUS, bei dem ein Unschuldiger vor der Welt als Hochverräter gebrandmarkt wurde, ist vielleicht der berühmteste Justizirrtum der Neuzeit. Zwölf qualvolle Jahre lang hielt die Frage nach Schuld oder Unschuld des Hauptmanns Dreyfus ganz Frankreich zeitweise dermaßen in Atem, daß die Welt schließlich an dem gesunden Verstand der wie von Verfolgungswahn besessenen Nation zweifelte. Dieser Prozeß ließ Männer an den höchsten Stellen zu Fälschern und Lügnern werden, trug Unfrieden bis in die Familien hinein und vergiftete ein ganzes Volk mit Massenwahn und Unvernunft. Aber er brachte auch mutige, patriotische Männer hervor, die alles aufs Spiel setzten, um die Herrschaft des Rechts wiederherzustellen und Frankreich moralisch zu rehabilitieren.

*) *„Captain Dreyfus: The Story of A Mass Hysteria"*, *Verlag Simon and Schuster, New York, 1955.*

DER FALL DREYFUS: *Die Geschichte einer Massenhysterie*

Am 20. Juli 1894 wurde dem Militärattaché der deutschen Botschaft in Paris, Oberst Max von Schwartzkoppen, ein Herr gemeldet, der ihn sprechen wolle. Der Eintretende war von schmächtiger Gestalt, mit abgehetzten Gesichtszügen, tiefliegenden Augen und einem großen Schnurrbart. Er war etwa Anfang vierzig und trug das rote Band der Ehrenlegion. Unverkennbar ein französischer Offizier in Zivil.

Er komme aus freien Stücken, erklärte er, um seine Dienste als Spion anzubieten. Geldschwierigkeiten, erhöht durch die Krankheit seiner Frau, nötigten ihn zu diesem Schritt. Er habe ausgezeichnete Verbindungen im französischen Kriegsministerium. Zum Beweis zog er ein geheimes Schriftstück aus der Rocktasche und bot es dem überraschten Oberst an, der die Unterredung sofort abbrach und sich weigerte, das Dokument anzusehen. Bleich und tief verstört verließ der Franzose die Botschaft.

Die Gründe, aus denen Oberst Schwartzkoppen das Anerbieten zurückwies, waren mehr praktischer als moralischer Natur. Wer kann einem Unbekannten trauen, der von der Straße hereinkommt und mit solcher Ware hausiert — mag ihm die Verzweiflung auch noch so sehr aus den Augen schauen? Wer will sagen, ob es nicht ein von den Franzosen geschickter Lockspitzel ist?

Aber der Oberst war Soldat und hatte nicht auf eigene Faust zu entscheiden. Er berichtete den ungewöhnlichen Vorfall nach Berlin. Die Antwort kam rasch: Verhandeln Sie.

Der Oberst hatte keine Möglichkeit, den Verbleib des französischen Offiziers ausfindig zu machen, aber er brauchte nicht lange zu warten. Eine Woche später erschien der Unglücksmann in Zivil schon wieder bei ihm. Diesmal nannte er seinen Namen und zeigte Ausweise vor: Major Graf Ferdinand Walsin-Esterhazy, Kommandeur eines in Rouen stationierten Bataillons. Er bat darum, mit einem Gehalt von monatlich 2000 Franc verwendet zu werden.

Schwartzkoppen lehnte das ab, erklärte sich aber bereit, jedes Dokument bei Ablieferung nach seinem Wert bar zu bezahlen.

Einen Monat später übergab Esterhazy die Allgemeinen Anordnungen für die französische Artillerie im Falle der Mobilmachung. Eine zweifellos wertvolle Information. Schwartzkoppen zahlte 1000 Franc.

Am 1. September lieferte Esterhazy wieder einige Dokumente, aber zugleich damit hatte er auch ein von seiner Hand geschriebenes „Bordereau" übergeben wollen, ein Verzeichnis in der Art, wie sorgfältige Firmen es ihren Sendungen beifügen, damit die Empfänger die einzelnen Posten nachprüfen können. Dieses Bordereau sollte weltberühmt werden, denn als Esterhazy es später mit der Post schickte, wurde es abgefangen und fiel in die Hände der französischen Gegenspionage. Das hatte einen Skandal zur Folge, der Frankreich bis in die Grundfesten erschütterte und das Land in zwei Lager spaltete, die einander zwölf Jahre lang mit beispielloser Erbitterung bekämpften.

Mit der Entdeckung dieses Bordereaus fing die denkwürdige „Affäre Dreyfus" an.

Schon lange bevor Esterhazy seinen Handel mit Schwartzkoppen begonnen hatte, war Frankreich durch gewisse Spionagefälle beunruhigt worden. Seit drei Jahren bereits hatte das „Zweite Büro", wie die Gegenspionage des Generalstabs sich nannte, Kenntnis davon, daß die deutsche Botschaft Zugang zu geheimen Informationen hatte. Die neuesten Generalstabskarten von den Gebieten längs der deutschen und italienischen Grenze waren auf rätselhafte Weise verschwunden, es war nicht herauszubekommen, wie. Man war im Zweiten Büro eifrig bemüht, den Schleichweg zu entdecken, der da zum Generalstab führte. Die Post der deutschen Botschaft wurde regelmäßig überwacht und die des Militärattachés besonders scharf unter die Lupe genommen. Dabei hatte sich herausgestellt, daß Schwartzkoppen sehr eng mit dem italienischen Militärattaché zusammen arbeitete. Beide unterschrieben die Mitteilungen, die sie einander zukommen ließen, mit demselben Decknamen „Alexandrine". Ein so unterzeichneter Brief hatte besonderes Aufsehen im Büro erregt:

> Beiliegend 12 Spezialkarten von Nizza, die der Lump D ——— mir für Sie übergeben hat. Ich sagte ihm, Sie hätten nicht die Absicht, die Beziehungen zu ihm wieder aufzunehmen. Er sagte, es liege ein Mißverständnis vor und er wolle sein möglichstes tun, Sie zu befriedigen.

Die Prüfung der Handschrift ergab, daß der Schreiber dieses Briefes Schwartzkoppen war. Aber wer war „der Lump D ———", der ihm die Karten gebracht hatte? Das Zweite Büro bemühte sich vergebens, dahinterzukommen. Die Aufregung hatte sich noch nicht gelegt, als das Bordereau des Grafen Esterhazy aus Schwartzkoppens Post abgefangen wurde.

Das Bordereau war auf beide Sei-

ten eines cremefarbenen Millimeterpapiers geschrieben und lautete:

> Anbei übersende ich Ihnen einige interessante Informationen
>
> 1. über die hydraulische Bremse des 120-mm-Geschützes,
> 2. über die Neuordnung der Sicherungsverbände,
> 3. über die Umgestaltung der Artillerieverbände,
> 4. über Madagaskar,
> 5. die provisorische Schießvorschrift für Feldartillerie.
>
> Das letztgenannte Dokument ist außerordentlich schwierig in die Hand zu bekommen, und ich habe es nur für ein paar Tage zur Verfügung. Wenn Sie daher von allem, was von Interesse für Sie ist, Abschrift nehmen und das Original zu meiner Verfügung halten wollen, werde ich es wieder abholen. Ich gehe ins Manöver.

Als Oberst Jean Sandherr, Chef des Zweiten Büros, dieses Schreiben las, war er entsetzt. Das konnte nur jemand geschrieben haben, der im Generalstab saß oder in enger Verbindung mit einem Generalstäbler stand. Wie hätte er sonst zu Geheiminformationen aus so verschiedenen Dienstzweigen der Armee kommen können? Hier sagte sich Sandherr, war das Gespenst, über das sie sich schon so lange den Kopf zerbrochen hatten, der Lump „D ———" aus Schwartzkoppens Brief!

Gegen den Major Esterhazy kam ihm nicht der geringste Verdacht, obwohl dessen unsaubere finanzielle Praktiken durchaus nicht unbekannt im Offizierskorps waren. Obgleich in Paris geboren, stammte Graf Esterhazy aus dem ungarischen Hochadel. Er hatte, bevor er in die französische Armee eintrat, mit Auszeichnung in der österreichischen und päpstlichen Armee gedient. 1870 focht er als französischer Offizier gegen die Deutschen und bekam einen Orden für Tapferkeit. Aber er war ein ausgemachter Lump. Er heiratete in die französische Aristokratie, brachte die ansehnliche Mitgift seiner Frau in kurzer Zeit durch und kam sein Leben lang nicht aus der Geldmisere heraus. Bald machte er Geschäfte als Direktor eines zweifelhaften Finanzkonsortiums, bald als Aktionär eines eleganten Freudenhauses.

Aber Oberst Sandherr war nun einmal darauf eingestellt, in anderer Richtung nach dem Schuldigen zu suchen. Da der Absender des Bordereaus geschrieben hatte „Ich gehe ins Manöver", beschloß er, den Leiter des militärischen Transportwesens, Oberst Pierre-Eli Fabre, zu Rate zu ziehen.

Fabre prüfte das Bordereau genau und kam zu dem Schluß, der Schreiber müsse ein Artillerist mit Beziehungen zu anderen Dienstzweigen sein. „Ein Generalstabsanwärter!" Ein glänzender Gedanke, wie es schien.

Atemlos nahmen sie die Liste der Generalstabsanwärter vor — der jungen Offiziere, die noch nicht endgültig einer bestimmten Abteilung im Generalstab zugeteilt waren, sondern zum Zweck der Ausbildung von einer zur anderen wechselten. Sie gingen die D's durch und hielten

ETWAS BESONDERES...

VIELLEICHT

in der blauen Spiegelpackung

EINE IDEALE ORIENT-ZIGARETTE

bei dem Namen Dreyfus inne.

Vor Erleichterung fanden sie keine Worte. Jeder las des anderen Gedanken: „Der Jude ist es!"

Alfred Dreyfus, der einzige Jude im Generalstab, galt bei vielen seiner Bekannten als extremer Typ, ja geradezu als Karikatur der Offizierskaste. Er war kühl, starrsinnig, hochbegabt, und es existierte für ihn nichts auf der Welt als sein Beruf. Seine Zurückhaltung war undurchdringlich, seine Lernbegier grenzenlos, sein Arbeitseifer unermüdlich.

Dreyfus war 1859 im Elsaß als Sohn eines wohlhabenden Textilfabrikanten geboren. Er setzte sich schon früh in den Kopf, Offizier zu werden, und trat mit neunzehn Jahren in die *Ecole Polytechnique* ein, dieses berühmte Institut, das schon so viele junge Männer der militärischen Laufbahn zugeführt hatte. Hier machte er sich einen Namen als wagemutiger Reiter und guter Fechter, war aber bei den Kameraden nicht beliebt. Er war ihnen unsympathisch, und daß er von Hause aus ein Einkommen von 25 000 Franc im Jahr hatte, machte ihn ihnen nicht angenehmer.

Bei der Armee, wo er zur Artillerie kommandiert wurde, stürzte er sich mit zielbewußtem Ehrgeiz in die Arbeit. Mit dreißig Jahren war er Hauptmann an der *Ecole de Pyrotechnie* in Bourges. Dann bewarb er sich um Zulassung zur Kriegsschule, in die nur Offiziere aufgenommen wurden, die als Nachwuchs für den Generalstab in Frage kamen.

Inzwischen hatte er sich mit Lucie Hadamard verlobt, einem ernsten, gediegenen jungen Mädchen aus reicher und angesehener französisch-jüdischer Familie. Am Hochzeitstage bekam er die Nachricht, daß er zur Kriegsakademie zugelassen sei. Nach den Flitterwochen siedelten Alfred und Lucie Dreyfus sich in einem eleganten Viertel von Paris an, wo er ganz seinen militärwissenschaftlichen Studien lebte. Im Laufe der nächsten drei Jahre wurden ihnen zwei Kinder geboren, ein Junge und ein Mädchen. Sie führten ein glückliches Familienleben.

Auf der Kriegsakademie gehörte Dreyfus nicht zur inneren Clique. Er war darauf angewiesen, unter ungleichen Bedingungen mit der Auslese der Armee zu wetteifern, den begabtesten Offizieren seines Jahrgangs, von denen die meisten dank Familienbeziehungen und Verbindungen von der Schule her sich der Sonne höheren Wohlwollens erfreuten. Dreyfus hatte nichts als seinen Kopf und seine Arbeitsbesessenheit. Er beendete den Kursus als Neunter in einer Klasse von einundachtzig.

1893 wurde er als Anwärter zum Generalstab kommandiert. Damals war der Antisemitismus in Frankreich im Wachsen begriffen, und manchen Herren im Generalstab sträubten sich die Haare bei dem Gedanken, daß ein Jude in dieses Heiligtum zugelassen werden sollte. In letzter Minute wurde ein Versuch gemacht, den Schlag abzuwehren. Oberst Sandherr reichte einen förmlichen

T 715

Sie hat gut lachen!

Wetterfest verpackt — gut ausgerüstet gegen Nieselwetter. Immer guter Laune und — schnupfenfrei. Sie weiß, jeder kleine Schnupfen kann sofort beseitigt werden mit ‚Tempo'-Taschentüchern.
Auch Ihnen werden ‚Tempo'-Taschentücher helfen. Jedes einzelne ‚Tempo'-Taschentuch ist antibakteriell bestrahlt — und da es nur einmal benutzt wird, verhindert es die ständige Selbstansteckung.
Bitte, bedenken auch Sie, wieviel Millionen Bazillen in mehrfach gebrauchten Taschentüchern aufbewahrt werden. Darum: ‚Tempo'-Taschentücher — der Gesundheit wegen. Verlangen Sie:

‚Tempo' – immer wieder ‚Tempo'!

Übrigens – jede Hausfrau wird glücklich sein, wenn sie keine Taschentücher zu waschen braucht. ‚Tempo'-Taschentücher ersparen Arbeit, Zeit und Geld.

Protest ein, worin er die Ernennung als „bedenklich" bezeichnete. Dieser Einwand wäre jedoch für allzu viele Personen beleidigend gewesen, denn die Führungsberichte über Hauptmann Dreyfus während seiner ganzen militärischen Laufbahn bezeugten einhellig seine großen Fähigkeiten und seine hohe Berufsauffassung. Den Antisemiten blieb keine Handhabe gegen ihn. Er war seit einem Jahr im Generalstab, als Esterhazy das verräterische Bordereau schrieb.

Die Personalakte Dreyfus wurde nun hervorgeholt und Proben seiner Handschrift neben das Bordereau gelegt. Sandherr und Fabre steckten die Köpfe zusammen und verglichen die beiden Handschriften. Bei ihrer Einstellung fiel es ihnen nicht schwer, eine gewisse Ähnlichkeit festzustellen. Sandherr berichtete seinem unmittelbaren Vorgesetzten darüber, und nach einer abermaligen Prüfung der Schriften, die wieder keinen schlüssigen Beweis ergab, wurde der Verdacht gegen Dreyfus auf dem Dienstwege dem Kriegsminister, General Auguste Mercier, gemeldet.

Mercier hatte sofort eine lange, geheime Unterredung mit Ministerpräsident Charles Dupuy. Beide Männer waren sich klar darüber, daß sie Dynamit in den Händen hatten. Das Schicksal der Regierung stand auf dem Spiel. Wenn man bekanntgab, daß ein Spion gefaßt worden sei, gestand man damit unvermeidlich eine Nachlässigkeit des Generalstabs ein, der gar keine Spionage hätte aufkommen lassen dürfen. Man mußte auch ganz sicher sein, wer der Täter war, bevor die politische Opposition von der Tat erfuhr. Ministerpräsident Dupuy und General Mercier waren sich einig, daß der Fall bis zu seiner Klärung geheimgehalten werden müsse.

Der Schriftsachverständige der Bank von Frankreich, den man zuzog, kam zu dem Ergebnis, das Bordereau könne von jemand anders geschrieben sein als vom Schreiber der ihm zum Vergleich vorgelegten Proben. Alphonse Bertillon jedoch, der berühmte Kriminalist der Pariser Polizei, erklärte es für „offensichtlich, daß sowohl die Proben wie das belastende Bordereau von derselben Person geschrieben sind". Diese Aussage wurde als Beweis für Dreyfus' Schuld angenommen, und der Kriegsminister ging nun rasch vor.

Die Unstimmigkeit, daß der Verfasser des Bordereaus geschrieben hatte, er gehe ins Manöver, während kein Generalstabsanwärter in diesem Jahr an den Manövern teilgenommen hatte, wurde irgendwie zurechtgedeutelt. In der Annahme, daß die Untersuchung aller Wahrscheinlichkeit nach weitere Beweise ans Licht bringen werde, gab Mercier den Befehl, Dreyfus zu verhaften.

Die Verhaftung, die aus politischen Gründen geheim bleiben mußte, wurde von dem Marquis du Paty de Clam, einem Major im Generalstab, arrangiert. Dreyfus wurde aufgefordert, zur Prüfung einiger Generalstabsanwärter im Büro des Stabschefs zu erscheinen. Da[illegible]

Oktober, 9 Uhr morgens. Kleidung: Zivil.

Dreyfus meldete sich pünktlich. Zu seinem Erstaunen sah er, daß nur Major du Paty und drei Herren in Zivil anwesend waren. Die drei standen mit gespielter Gleichgültigkeit herum, und der monokeltragende Marquis stellte sie nicht vor. Der Marquis fragte Dreyfus, ob er bis zum Eintreffen des Offiziers, der die Prüfung vornehmen werde, einen Brief für ihn schreiben wolle. Er, du Paty, habe sich den Finger verletzt und könne die Feder nicht halten.

Dreyfus setzte sich an einen Tisch, und du Paty begann zu diktieren — einen ganz gewöhnlichen Brief, in dem er aber alle Ausdrücke aus dem Bordereau anbrachte, scharf beobachtend, wie Dreyfus darauf reagieren werde. Dreyfus blieb ganz ruhig, und du Paty wurde ungeduldig. „Geben Sie acht", warnte er mit grimmiger Miene. „Die Sache ist wichtig."

Hatte denn der Schuft keine Nerven? Eine Wendung aus dem Bordereau nach der anderen wurde ihm versetzt, aber seine Schrift blieb ruhig. Du Paty gab auf halbem Wege auf.

„Ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes!" donnerte er. „Sie sind des Hochverrats angeklagt."

Als die drei Mann in Zivil herzutraten, sprang Dreyfus auf und rief außer sich vor Empörung: „Zeigen Sie mir Beweise für die Infamie, deren Sie mich beschuldigen!"

„Die Beweise sind überwältigend", erwiderte du Paty kurz.

Er zog einen Revolver heraus, legte ihn vor Dreyfus auf den Tisch und starrte ihn schweigend an. Aber Dreyfus dachte nicht daran, sich das Leben zu nehmen. Daraufhin wurde er in das Militärgefängnis Cherche-Midi gebracht und in eine Einzelzelle gesperrt.

Du Paty und ein Adjutant eilten in seine Wohnung, um Lucie Dreyfus zu überrumpeln. Mme. Dreyfus spürte gleich, daß ein Unglück geschehen war. Du Paty war höflich, aber ernst. „Ich fürchte, ich bringe eine böse Nachricht", sagte er.

Lucie wurde blaß. „Ist er tot?"

Du Paty schüttelte den Kopf.

„Ist er vom Pferd gestürzt?"

Du Paty schüttelte wieder nur den Kopf. „Viel schlimmer", sagte er endlich. „Er ist im Gefängnis."

Die schmächtige kleine Frau richtete sich auf. „Wo ist er?" fragte sie. „Ich will sofort zu ihm."

Aber du Paty riet ihr dringend ab. Sie könne jetzt nichts Besseres für ihren Mann tun, als jeden Versuch zu unterlassen, ihn sehen zu wollen; sie müsse das Ganze geheimhalten und keinem Menschen etwas davon sagen. Er appellierte an ihren Patriotismus. Ein unbedachtes Wort könne Krieg bedeuten. Lucie glaubte ihm offenbar. Sie sagte nicht einmal den Brüdern ihres Mannes etwas von seiner Verhaftung. Das erwies sich als Fehler, denn in diesem Augenblick, als noch nicht die Ehre der Armee davon abhing, daß Dreyfus verurteilt wurde, hätte ein energisches Eingreifen vielleicht die öffentliche

Meinung aufrütteln und ihrem Gatten die Freiheit bringen können.

Du Paty wies einen Befehl zur Haussuchung vor, und er und sein Adjutant durchwühlten sämtliche Schubladen, Schränke, Bücherregale und prüften jeden Fetzen Papier. Sie nahmen das Haushaltsbuch an sich und die Liebesbriefe, die Alfred und Lucie einander als Verlobte geschrieben hatten. Aber sie brachten nichts Belastendes zum Vorschein und fanden auch kein solches cremefarbenes Millimeterpapier, wie der Schreiber des Bordereaus es verwendet hatte, und dem galt ja die ganze Suche.

Während Hauptmann Dreyfus in seiner Zelle tobte, drängte General Mercier auf Beschaffung neuen Beweismaterials. Einmal meinte man schon, etwas in der Hand zu haben. Spitzel machten ausfindig, daß Dreyfus in verdächtigen Cafés verkehrt habe und ein Spieler sei. Aber es stellte sich sehr bald heraus, daß das ein anderer Dreyfus war, der bereits etliches auf dem Kerbholz hatte. Polizeipräsident Louis Lepine höchstpersönlich ging den ganzen Lebenslauf von Dreyfus sozusagen Schritt für Schritt durch und fand nichts charakterlich Belastendes.

Marquis du Paty, der als „Schriftsachverständiger" des Generalstabs galt, hielt sich stundenlang bei Dreyfus in der Zelle auf und ließ ihn den Text des Bordereaus in verschiedenen Stellungen schreiben. Dreyfus schrieb im Sitzen, im Stehen, an die Wand gelehnt, am Boden kauernd — in jeder erdenklichen Lage. Einmal mußte dabei doch die Schrift herauskommen, in der das Bordereau geschrieben war! Aber das Spiel blieb vergeblich.

Eine Woche verging, und du Paty hatte noch immer nichts aus Dreyfus herausbekommen als die Wahrheit, die er, du Paty, nicht wahrhaben wollte. Die polizeiliche Untersuchung war ebenso fruchtlos. Was blieb, war lediglich das höchst anfechtbare Indiz der ähnlich-unähnlichen Handschrift des Bordereaus. Es sah ganz danach aus, als müsse man Dreyfus wegen Mangels an Beweisen freisprechen.

Dann kam der gefürchtete Durchbruch in die Öffentlichkeit, der diesen Verlauf unmöglich machte. Es war Major Henry, der die Schleuse öffnete.

Major Hubert Henry, der im Zweiten Büro alle unerfreulichen Arbeiten zu verrichten hatte, war der einzige Generalstabsoffizier, der aus dem Mannschaftsstand hervorgegangen war. Von bäuerlicher Herkunft, ungebildet, keiner Fremdsprache mächtig, wurde er sogar von den jüngeren Offizieren des „Büros" gesellschaftlich über die Achsel angesehen. Dieser Major Henry war so recht der Mann dazu gewesen, sich einfangen zu lassen, als es dem aristokratischen Grafen Esterhazy aus bestimmten Gründen in den Sinn kam, sich um seine Freundschaft zu bemühen. Der Graf sprach sieben Sprachen, kannte die deutschen Verhältnisse gründlich und wußte auch über

Anno 1656: Zum Jahreswechsel den Neujahrs-Dukaten

Anno 1956 ... das Glück- und Segenwünschen ist uns Herzensbedürfnis und angenehme Pflicht geblieben. Der „Neujahrs-Dukaten" von heute aber ist ein Geschenk, das die Genießer jedes Jahrhunderts beglückt hätte: BOTH-Alt-Gold, *ein »Weinbrand von achtzehn Karat«.* BOTH-Alt-Gold *besitzt alle Merkmale und Vorzüge eines edlen Weinbrands: mit äußerster Sorgfalt aus erlesenen französischen Weinen destilliert und auf Eichenfässern zur letzten Vollkommenheit gereift, gehört* BOTH-Alt-Gold, *dieser »Weinbrand von achtzehn Karat«, zu den deutschen Weinbrand-Spitzenmarken.*

1/1 Flasche DM 12.90

BOTH
Alt-Gold

»ein Weinbrand von achtzehn Karat«

GEBR. BOTH GMBH WEINBRENNEREI AHRWEILER RHLD.

Österreich und Italien gut Bescheid. Für einen Sprachenunkundigen wie Henry war die Hilfe des Grafen bei Übersetzungen und seine Kenntnis des Auslands unschätzbar. Die beiden wurden ein Herz und eine Seele.

Gesetzt, Major Henry erkannte die Handschrift seines Freundes Esterhazy in dem Bordereau, so ließ er jedenfalls kein Wort darüber verlauten. Vielmehr gab er jetzt, sei es auf eigene Faust oder auf Veranlassung von Esterhazy (der alles zu gewinnen hatte, wenn der Prozeß gegen Dreyfus erzwungen wurde), die Verhaftung von Dreyfus der Presse bekannt.

Am 29. Oktober erschien in der populären, antisemitischen Zeitung *La Libre Parole* folgende Notiz:

> Ist es wahr, daß auf militärischen Befehl eine sehr bedeutungsvolle Verhaftung stattgefunden hat? Der Verhaftete wird des Hochverrats beschuldigt. Trifft diese Nachricht zu, warum das Schweigen? Es wird dringend um Aufklärung ersucht.

General Mercier sah sich zu einer vorsichtigen amtlichen Verlautbarung genötigt, in der zugegeben wurde, daß ein Offizier der Armee verhaftet worden sei unter dem Verdacht, „einige zwar ziemlich unwichtige, aber immerhin vertrauliche Schriftstücke an ausländische Personen gegeben zu haben".

Doch nun waren die Zeitungen bereits hinter der Sensation her, und innerhalb achtundvierzig Stunden schrien alle Schlagzeilen den Namen des Verräters Alfred Dreyfus in die Welt. Ein Großteil der Pariser Presse stimmte ein in den Ruf der *Libre Parole*, das Büro des Kriegsministers sei „eine Jauchegrube, schlimmer als ein Augiasstall". Die Empörung war so groß, daß das Kabinett zu einer Sondersitzung zusammentrat. Man kam zu dem Ergebnis, daß ein Versuch, den Fall zu vertuschen, den Sturz der Regierung zur Folge haben würde. Dreyfus mußte der Prozeß gemacht werden.

Als der Name ihres Mannes an die Öffentlichkeit kam, telegrafierte Lucie Dreyfus an ihren Schwager Mathieu im Elsaß, der Alfred immer am nächsten gestanden hatte. Mathieu eilte nach Paris und beschwor Major du Paty, seinen Bruder in der Zelle besuchen zu dürfen. Er gab sein Ehrenwort, daß er, falls sein Bruder ihm den Verrat gestehen würde, ihm selber einen Revolver geben und ihn auffordern werde, sich auf der Stelle zu erschießen. Du Paty lehnte ab.

Am 4. Dezember setzte der Untersuchungsrichter, Bexon d'Ormeschville, seine Anklageschrift auf. Sie stützte sich hauptsächlich auf das Bordereau. Jeder Schriftsachverständige von heute hätte auf den ersten Blick gesehen, daß Dreyfus es nicht geschrieben haben konnte. Und selbst damals, zu einer Zeit, als die Graphologie noch in den Kinderschuhen steckte, waren die Meinungen der fünf Sachverständigen, die zugezogen wurden, geteilt.

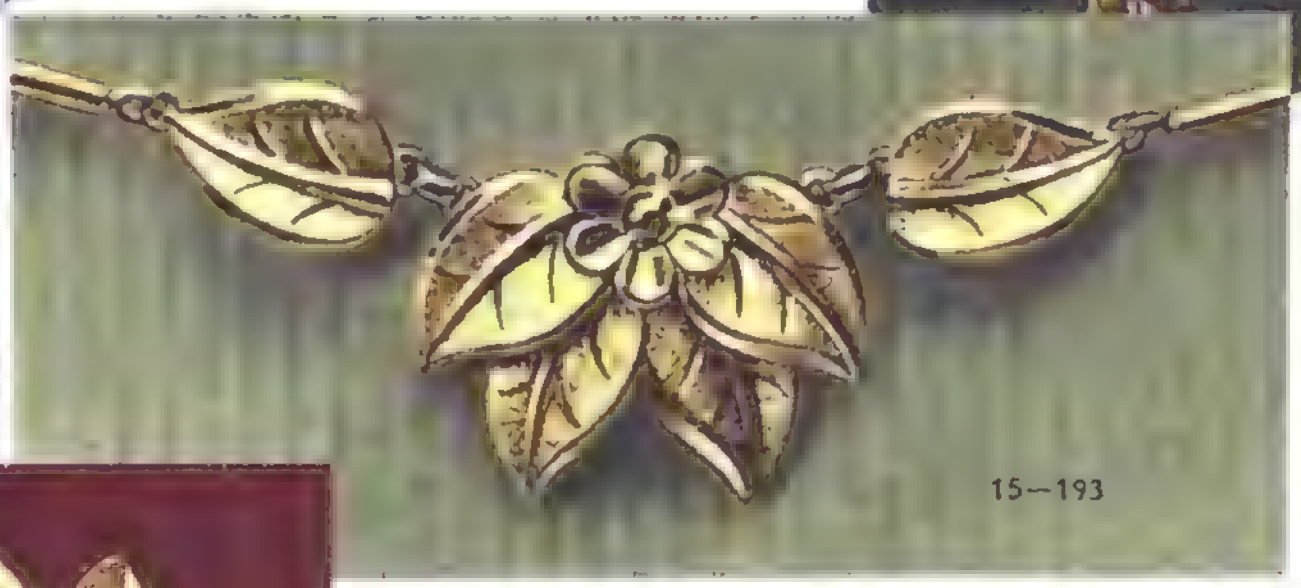
D'Ormeschville mußte sich also wohl oder übel darauf verlegen,

Floralia

EDELSCHMUCK
UND UHREN

46—766

RW



15—193

Eleganz und Schönheit sind die Eigenschaften des Edelschmuckes „FLORALIA". Jede modebewußte Frau bevorzugt diesen Schmuck, weil er die begehrte persönliche Note — die Voraussetzung jeder echten Eleganz — schenkt. „FLORALIA"-Edelschmuck ist aus „Goldanker"-Walzgold-Doublé, einem Werkstoff mit einer echten 14 kt. Goldauflage. Sie bekommen

Dreyfus als einen Ausbund an Gerissenheit darzustellen, der es verstanden habe, alle Spuren zu verwischen, und sogar so vorsichtig gewesen war, bei seiner verbrecherischen Korrespondenz seine Handschrift zu verstellen. Es ist anzunehmen, daß d'Ormeschville bei seiner Sache nicht sehr wohl war.

Noch weniger wohl war ihm beim Anblick eines Schriftstücks, das ihm soeben in die Hände gekommen war. Als der italienische Militärattaché Oberstleutnant Panizzardi von Dreyfus' Verhaftung erfuhr, war er begreiflicherweise in Sorge, daß er in die Sache hineingezogen werden könnte. Am 2. November schickte er ein chiffriertes Telegramm nach Rom: „Wenn Hauptmann D. keine Beziehungen zu Ihnen hatte, wäre ein Dementi ratsam, um Pressekommentare zu vermeiden." Der italienische Code war im französischen Generalstab bekannt, und das Telegramm wurde entziffert. Major du Paty fertigte für die Akten des Zweiten Büros eine „freie Übersetzung" an: „D. verhaftet. Vorsichtsmaßnahmen getroffen. Emissär gewarnt."

Der Ankläger kannte sein Strafgesetzbuch. Artikel 101 lautet: „Alle Beweisstücke, die geeignet sein könnten, den Beklagten zu überführen, müssen ihm vorgelegt werden." Wie lange würde du Patys „freie Übersetzung" der Prüfung durch den Verteidiger, der nach dem Gesetz die Vorlage des Originals verlangen konnte, standhalten? Ein solches Beweisstück, sagte sich d'Ormeschville, mußte vor Gericht unvermeidlich sozusagen nach hinten, ihm selber ins Gesicht, explodieren.

Aber man stand nun schon unter Druck. Die Presse bauschte den Fall bereits ins Ungeheuerliche auf. „Dreyfus ist ein Agent des internationalen Judentums", schrieb *La Croix*, „das entschlossen ist, das französische Volk zugrunde zu richten und sich das ganze Land anzueignen." Alle in letzter Zeit ungeklärt gebliebenen Hochverratsfälle wurden jetzt dem jüdischen Hauptmann in die Schuhe geschoben, und *Le Temps* und *Le Matin* förderten obendrein mit vereinten Kräften eine Liebesaffäre zu Tage. Dreyfus habe, so verkündeten sie, in Nizza eine Geliebte, eine italienische Schöne von Adel, die ihn zu dem Hochverrat verführt habe. *La Libre Parole*, *La Cocarde* und *La Patrie* forderten im Chor ein Todesurteil.

Es war klar, was folgen würde, wenn es nicht gelang, Dreyfus zu verurteilen: Sturz Merciers und wahrscheinlich auch der Regierung. Möglicherweise Umbesetzung des ganzen Generalstabs.

In dieser kritischen Situation machte Oberst Sandherr einen Vorschlag: nämlich ganz einfach den Akt Dreyfus des Zweiten Büros dem Gericht vorzulegen, aber für „geheim" zu erklären und so zu verhindern, daß die Verteidigung ihn prüfte und zerpflückte.

General Mercier zögerte lange. Wie alle Offiziere des Generalstabs

Nur echte „Musterring"-Möbel tragen dieses Zeichen:

Mustering-Möbel

Im Bundesgebiet bieten Ihnen über 120 Verkaufsstellen die Vorteile des „Musterring"-Programms!

Laß uns lieber daheim bleiben!

Schau – draußen ist es naß und kalt, und in unserer neuen Wohnung, da haben wir's doch so gemütlich! Und außerdem: ich bin jetzt so gerne mit Dir allein — daheim . . .
Ja, in ihrer neuen Wohnung ist es wirklich sehr gemütlich und intim, so recht für ein glückliches Paar. Die Möbel, die beliebten **„Musterring"**-Möbel sind es, die jede Wohnung zum persönlichen Heim machen, zu einem Heim, in dem man die Unbilden des Wetters vergißt, in dem man sich ausruht und erholt, froh und befreit von den Sorgen des Alltags.

Hunderttausenden schon hat der **„Musterring"** geholfen, und Hunderttausenden sind **„Musterring"**-Möbel ein echter Begriff für

- **vielseitige und reiche Auswahl –**
- **zuverlässige Qualität –**
- **erstaunlich niedrige Preise.**

So einfach ist es, an echte **„Musterring"**-Möbel zu kommen: Sie brauchen nur ein Kärtchen an die nebenstehende Anschrift zu schreiben. Schon nach wenigen Tagen erhalten Sie kostenlos und für Sie völlig unverbindlich den großen, reich und farbig illustrierten **„Musterring"**-Katalog mit Preisliste. Ungestört und von niemandem gedrängt können Sie dann planen, prüfen und wählen — in Ruhe und Muße. Ist das nicht ein gutes Angebot? Also: Noch heute schreiben an:

Musterring-Kontaktstelle
OELDE / Westfalen · Postfach 49/C/2

GUTSCHEIN

Name

Anschrift

Beruf

Ich interessiere mich besonders für

mit Ausnahme vielleicht von Major Henry, zweifelte er keinen Augenblick, daß Dreyfus wirklich der Schuldige war. Aber ein Kriegsminister kann nicht einfach eine gesetzliche Vorschrift übergehen, ohne sich ernstlich zu gefährden. Sicher allerdings war, daß es bei der jetzigen Erregung als Akt des Patriotismus begrüßt werden würde, wenn man sich über den Artikel 101 hinwegsetzte. Aber wie, wenn die Stimmung später umschlug? Und wenn dann irgendein politischer Gegner die Sache ans Licht zog?

Er sagte Sandherr, er müsse es sich erst einmal überlegen. Drei Tage vergingen ohne ein Wort von ihm.

Dann, am 15. Dezember, verkündete *La Libre Parole* triumphierend: „Dreyfus kommt vors Kriegsgericht! Mercier hat mit der derben Gradheit seines Patriotismus über die Ränke der Dunkelmänner gesiegt!"

Der Würfel war gefallen. Die Herrschaft des Gesetzes mußte der Willkür einzelner weichen.

Bei der Suche nach einem Verteidiger für Dreyfus entschieden sich seine Angehörigen für Edgar Demange. Demange, ein hochangesehener Strafrechtler, war ein Mann in vorgerücktem Alter und ein frommer Katholik. Bei ihm konnte man sicher sein, daß er sich weder durch die öffentliche Meinung noch durch Bestechungsversuche beeinflussen lassen werde. Andererseits machte er selber von vornherein klar, daß für ihn in diesem Falle das „*in dubio pro reo* — im Zweifelsfall für den Angeklagten" nicht in Frage komme. „Wenn ich nur den geringsten Anlaß finde, an seiner Unschuld zu zweifeln", sagte er zu den Angehörigen, „werde ich die Verteidigung ablehnen. Ich werde dann sogar der erste sein, der den Stab über ihn bricht."

Demange studierte die Belege der Familie über die Laufbahn von Dreyfus und forderte dann gemäß Artikel 101 das Beweismaterial der Regierung an. Er war wie vom Donner gerührt. War das alles: das Bordereau, ein Disput zwischen Schriftsachverständigen, das aus Unterstellungen und Hypothesen zusammengetüftelte Machwerk des Anklägers? Es war alles. Der Beschluß, den Geheimakt des Zweiten Büros ins Feld zu führen, war noch nicht gefaßt.

Der alte Herr ging zu Dreyfus in die Zelle. „Ich bin von Ihrer Unschuld überzeugt", sagte er. „Ich werde Sie verteidigen."

Da der Prozeß nun beschlossene Sache war, durfte Dreyfus an seine Frau schreiben. „Meine Richter sind ehrliche und anständige Soldaten wie ich", schrieb er. „Sie werden den Irrtum erkennen, der begangen wurde. Ich habe nichts zu fürchten."

Die Verhandlung begann am 19. Dezember 1894 in dem aus dem 18. Jahrhundert stammenden Militärgefängnis in der Rue du Cherche-Midi, in einem großen, düsteren, von Gaslicht fahl erhellten Raum mit winzigen Fenstern in den dicken Mauern. Die Presse hatte verlauten lassen, daß

Die richtige Antwort im richtigen Augenblick

Unvorbereitet müssen Sie in Sekunden kalkulieren oder Kosten bestimmen. Mit einer FACIT kein Problem. Die Maschine ist kaum grösser als ein Telefon, aber sie hat es in sich. So wie Sie eine Ziffer nach der anderen schreiben, tippen Sie die Zahlen ein. Mit FACIT wird rechnen zum Fingerspiel auf zehn Tasten. Wenn Sie mehr über FACIT-Rechenmaschinen wissen wollen, fordern Sie bitte Prospekt FD 005 an.

FACIT

RECHENMASCHINE

Die meistexportierte Rechenmaschine der Welt

FACIT GMBH Werk Düsseldorf

Angebot und Vorführung durch jedes gute Fachgeschäft

die Verhandlung hinter geschlossenen Türen stattfinden werde, und so waren nur wenige Zuhörer erschienen.

Der Vorsitzende, Oberst Maurel, ließ den Angeklagten vorführen. Hauptmann Dreyfus trat starr aufgerichtet ein. Der abgespannt aussehende Mann mit dem spärlichen Kopfhaar, mit Kneifer und dünnem Schnurrbart unter der scharfen Nase hatte Paradeuniform angelegt. Er blickte steif um sich und fühlte sich beruhigt. Sieben Armeeoffiziere waren die Richter: er war unter Kameraden. Die ersten formellen Fragen nach Namen, Adresse und Rang beantwortete er zwar mit fester Stimme, sorgfältig bemüht, sich keinerlei Erregung anmerken zu lassen, es klang aber trotzdem irgendwie unnatürlich und gekünstelt. Das war ihm schon immer passiert, wenn er nach Selbstbeherrschung rang. Er wußte selbst, daß es einen ungünstigen Eindruck machte, und gerade das machte die Sache nur schlimmer.

Das Verfahren begann mit einer Meinungsverschiedenheit darüber, ob der Prozeß öffentlich sein solle oder nicht. Der Vertreter der Anklage forderte Ausschluß der Öffentlichkeit. Demange als Verteidiger natürlich das Gegenteil. Eine stürmische Debatte entstand, bei der der alte Herr kaum einen Satz zu Ende sprechen konnte. Schließlich wurde die Verhandlung für nichtöffentlich erklärt.

Das war eine Niederlage. Demange wußte es, auch Dreyfus empfand die Bedeutung dieses Gerichtsentscheids. Die drohende Andeutung des öffentlichen Anklägers klang noch in dem plötzlich lautlosen Raum nach: „In diesem Fall stehen noch andere Interessen auf dem Spiele als die der Verteidigung oder der Anklage." Die beiden Brüder von Dreyfus, Mathieu und Jacques, verließen widerstrebend und sorgenvoll den Gerichtssaal. Nur die Zeugen und Sachverständigen, der Polizeipräsident und der vom Kriegsministerium beauftragte Beobachter, Major Georges Picquart, durften bleiben.

Die anfängliche Nervosität wich von Dreyfus, als er mit seiner Aussage begann. Er ging die verschiedenen im Bordereau angeführten Punkte in sachlichem, fast beiläufigem Ton durch. Er erklärte, weshalb er unmöglich über das 120-mm-Geschütz und die Sicherungsverbände oder über die Madagaskarexpedition informiert sein konnte und weshalb er nicht geschrieben haben konnte „Ich gehe ins Manöver". Sein Gedächtnis versagte keinen Augenblick, und seine Antworten kamen ohne jedes Zögern.

Seine Aussage füllte den ganzen ersten Verhandlungstag aus. Als sie beendet war, war nicht zu verkennen, daß Hauptmann Dreyfus einen sehr guten Eindruck gemacht hatte. Der offizielle Beobachter Picquart berichtete dem Kriegsminister Mercier, daß das Gericht höchstwahrscheinlich auf Freispruch erkennen werde.

Dieser Bericht hatte eine ge-

schäftige Nacht im Kriegsministerium zur Folge. Höheren Orts brannten die Lampen noch in später Stunde.

Zusammen mit du Paty und Henry siebte Oberst Sandherr die Akten des Zweiten Büros durch und verfertigte ein langes Memorandum. Es bestand aus den Berichten über frühere, unaufgeklärte Spionagefälle, nebst Kommentar von General Mercier, worin er Dreyfus geschickt mit jedem einzelnen in Verbindung brachte. Es enthielt auch du Patys „freie Übersetzung" des italienischen Telegramms und einen Hinweis darauf, daß Dreyfus eine Zeitlang nach Bourges kommandiert gewesen sei, wo eine Sprengstoffformel gestohlen wurde (obschon der Diebstahl vor seiner dortigen Dienstzeit begangen worden war). Das Ganze war eine Art Verbrecherbiographie, die die Dinge so darstellte, als ob aller Fleiß und Berufseifer von Dreyfus lediglich dem Zweck gedient habe, möglichst viel über die französische Armee zu erfahren, um es dann an Deutschland weitergeben zu können. Sie versiegelten ihr Werk in einem großen Umschlag, taten ihn in einen noch größeren, versiegelten auch den und gaben ihn du Paty, der das Schreiben dem Gericht überbringen sollte; und zwar sollte er es den Richtern in dem Augenblick aushändigen, in dem sie sich zur Beratung zurückzogen.

Am zweiten Verhandlungstag ersuchte Major Henry darum, als Zeuge vernommen zu werden. Ob er schon früher einmal einen Verdacht gehabt habe, daß Dreyfus Spion sei? „Ja", erwiderte er mit Stentorstimme. Von „unanfechtbarer Seite" sei er schon vorigen März darauf aufmerksam gemacht worden, daß ein Verräter im Generalstab sitze. Dann plötzlich deutete er auf den Angeklagten. „Und dort steht der Verräter!" donnerte er.

Dreyfus sprang empört auf. Ebenso sein Anwalt. Sie forderten unter Berufung auf Artikel 101, daß Henry die Person nennen solle, die ihn gewarnt habe. Henry weigerte sich, und der Vorsitzende griff ein. „Sie brauchen die Person nicht zu nennen", sagte er zu Henry. „Es genügt, wenn Sie auf Ehre versichern, daß diese Person Ihnen gesagt hat, Dreyfus sei der Verräter." Major Henry hob die Hand zum Kruzifix und rief mit einer Stimme, daß der ganze Gerichtssaal zitterte: „Ich schwöre es!"

Am vierten Verhandlungstage wurde die Beweisaufnahme abgeschlossen. Die Rede des Anklägers war kurz und stützte sich vor allem auf das Gutachten Bertillons. Demange sprach drei Stunden lang. Er befaßte sich nur mit dem Bordereau. Das war ja schließlich das einzige Beweisstück, das die Republik vorgebracht hatte. Der Ankläger legte den Richtern nahe, eine Lupe zu nehmen und das Bordereau selbst zu prüfen. Dann stand Dreyfus auf: „Ich bin unschuldig", sagte er nur. Als die Richter sich erhoben, um sich zur Beratung zurückzuziehen, trat Major du Paty an sie h[illegible]

gab dem Vorsitzenden unauffällig den großen Brief General Merciers. Oberst Maurel öffnete ihn und fand ein Schreiben des Kriegsministers, der ihn ersuchte, den Inhalt der Einlage den Richtern während der Beratung vorzulesen.

Es war ein Spionageakt von imponierendem Umfang, und was der beigefügte Kommentar an Logik vermissen ließ, wurde durch Autorität wettgemacht: er war von General Mercier unterschrieben. Es hätte keines sonderlich gescheiten Anwalts bedurft, das Machwerk in Grund und Boden zu kritisieren, aber es war kein Anwalt da — nur Untergebene des Generals.

Nach einer Stunde trat der Gerichtshof wieder zusammen, um die Plädoyers zu hören, und Oberst Maurel verlas das Urteil. Es war einstimmig. Hauptmann Alfred Dreyfus wurde des Verrats militärischer Geheimnisse für schuldig erklärt und zur Ausstoßung aus der Armee, Deportation und lebenslänglicher Verbannung „an einen befestigten Ort" verurteilt.

Der einzige Erschütterte im Gerichtssaal war Demange. Der alte Mann weinte.

Am 5. Januar 1895 wurde Alfred Dreyfus öffentlich aus der französischen Armee ausgestoßen. Das Schauspiel, geregelt wie eine Hinrichtung, fand auf dem Paradeplatz der Kriegsakademie statt. Die große Zuschauermenge mußte durch einen starken Militärkordon in Schach gehalten werden. Die Meute war in Lynchstimmung, und „Tod dem Juden!" hörte man von allen Seiten.

Jedes Regiment der Pariser Garnison hatte eine Abordnung geschickt. Eine Trompete schmetterte, Kommandos schallten, und ein riesiger Wachtmeister der republikanischen Garde und vier Mann mit gezogenem Säbel kamen heranmarschiert, in ihrer Mitte Hauptmann Dreyfus.

Tiefes Schweigen herrschte, als die kleine Gruppe vor General Darras haltmachte, der sie hoch zu Roß erwartete. Der General zog den Degen. Mit einer Stimme, die in dem weiten, lautlosen Raum ganz winzig klang, rief er: „Alfred Dreyfus, Sie sind nicht würdig, die Waffen zu tragen. Wir stoßen Sie aus im Namen des französischen Volkes!"

Dreyfus machte eine Bewegung. Er hatte bis jetzt strammgestanden. Nun hob er den Kopf. „Soldaten!" schrie er. „Man stößt einen Unschuldigen aus! Es lebe Frankreich!" Auch seine Stimme klang winzig, drang aber doch bis zu den Zuschauern draußen. „Tod dem Juden!" brüllten sie zurück.

Der riesige Wachtmeister trat mit einem raschen Schritt auf Dreyfus zu und riß ihm die Epauletten von den Schultern und die roten Generalstabsstreifen von den Hosen. Dann nahm er ihm den Säbel ab, zerbrach ihn überm Knie und warf die Stücke zu Boden. Da lagen sie, mit den Epauletten und den roten Streifen, das einzige, was von dem einsti-

Nicht nur die Zunge . .
auch der Magen
sollte sich freuen.

Sodbrennen?

Magendruck, Völle?

Appetitlosigkeit?

RENNIE

müssen Sie kennenlernen.

RENNIE lutscht man . . . und siehe, der Magen bleibt in Ordnung, Schmerzen treten gar nicht auf. Sie bekommen wieder Appetit. Man ist ein neuer Mensch, dem es schmeckt, der gut schläft.
Das machen die Wirkstoffe von **RENNIE**, die peu à peu in den Magen kommen und mild, aber intensiv wirken.
Probieren Sie **RENNIE** und Sie werden immer ein paar **RENNIE** in der Tasche haben . . .
Nach dem Essen ein oder zwei davon lutschen, und Sie werden nur noch Freude am guten Essen und Ihrem Magen haben.

Packung mit
50 Stück DM 1,65
100 Stück DM 2,85

Na also . . .
es schmeckt ja!
Und es
bekommt auch!

RENNIE!

RÄUMT DEN MAGEN AUF

Stück für Stück einzelverpackt

immer in der Tasche haben!

E. Griffiths Hughes Ltd., Manchester, Vertrieb für Deutschland: Scott & Bowne GmbH., Frankfurt/M.

gen Glanz übriggeblieben war, ein Häufchen Kehricht.

Dreyfus wurde nun an der Front der in Paradeuniform angetretenen Truppen entlanggeführt. Er ging mit der steifen Korrektheit eines inspizierenden Stabsoffiziers. Der Eindruck war gespenstisch. Seine Uniform wirkte wie nackt. In regelmäßigen Abständen warf er die Arme hoch, und mit einem Gesicht, das vor Anstrengung fast wie das eines Wahnsinnigen wirkte, schrie er immer wieder: „Ich bin unschuldig! Es lebe Frankreich!"

Sechs Wochen nach dieser fürchterlichen Veranstaltung war Dreyfus unterwegs nach der Teufelsinsel, der berüchtigten französischen Strafkolonie vor der südamerikanischen Küste. Er hätte nicht hinzugehen brauchen. General Mercier, immer noch bemüht, die Gerechtigkeit des Kriegsgerichtsurteils zu beweisen, hatte du Paty mit einem Vorschlag zu Dreyfus in die Zelle geschickt: Es gebe mancherlei Möglichkeiten, wie ihm das Leben in der Verbannung erträglicher gemacht werden könne. Der in Aussicht genommene Ort brauche ja nicht gerade ein glühender Felsen in einem öden Meer zu sein. Es könne auch ein Stück Gartenland sein. Er würde vielleicht seine Angehörigen bei sich haben dürfen, und was der Vergünstigungen mehr wären. Dreyfus brauche nur zu gestehen. Er brauche nicht vorsätzlichen Verrat zuzugeben, sondern nur, daß er in einem Augenblick geistiger Verwirrung geglaubt habe, er könne von den Deutschen durch Übermittlung belangloser Dokumente wichtige Informationen erhalten.

Dreyfus antwortete auf dieses Anerbieten sofort in einem Brief an General Mercier. Die einzige Vergünstigung, um die er bitte, sei die, daß die Nachforschungen nach dem Verräter mit Erfolg fortgesetzt würden.

Als er zum Schiff gebracht wurde, versuchte die Menschenmenge auf dem Bahnhof von La Rochelle den Sträflingszug zu stürmen, um Dreyfus zu lynchen. Er selber hatte volles Verständnis dafür. Er war durch und durch Soldat, und das Vertrauen des Volkes auf die Armee galt ihm als heilig. „Ich bin so transportiert worden, wie der gemeine Lump, der ich jetzt in den Augen der Welt bin, es verdient", schrieb er damals an Lucie. „Solange ich vor der Welt so ein elender Schuft bin, kann ich nur zustimmen."

Dreyfus legte die lange Fahrt nach der Teufelsinsel in Ketten zurück, und dort verfuhr man mit ihm wie mit einem reißenden Tier. Er wurde in eine Steinhütte gesperrt, die von einer hohen Mauer umgeben war. Tür und Fenster waren vergittert, und von einem kleinen Vorraum aus überwachte ein Posten, der alle zwei Stunden abgelöst wurde, jede seiner Bewegungen. Fünf Mann waren zu diesem Dienst kommandiert.

Er durfte nie mit dem Gesicht zur See sitzen. Man fürchtete, er könnte sonst jemand draußen in dem blenden-

Ein Stück von erlesenem Geschmack

Das Rokoko kam von Paris nach Deutschland, und dieser Schreibtisch des Alten Fritz zeigt, wie glücklich die Verbindung von französischem Charme und deutscher Kunstfertigkeit ist. Wenn zwei Länder ihr Bestes geben, muß schon ein besonders gutes Stück entstehen!
So ist es auch, wenn bei Stück der erfahrene deutsche Brennmeister ausgewählte französische Brennweine destilliert und das „Destillat" lange und sorgfältig pflegt, bis es zum Stück 1826 reift und dann zeigt, wie sehr auch diese Verbindung den Geschmack des Kenners trifft.

Stück 1826

der milde, charaktervolle Weinbrand, je 1/1 Fl. 9,75 M.

Ein besonders guter Stück
GOLDSTUCK 1/1 Fl. 14,50 M.

den Geglitzer ein Zeichen geben. Seine Bitte um irgendwelche Arbeit wurde abgewiesen, und Lucies Gesuch, die Verbannung mit ihm teilen zu dürfen — eine gesetzlich erlaubte Vergünstigung für Frauen Deportierter —, blieb gleichfalls erfolglos. Kein Brief von ihm wurde durchgelassen, der auch nur die geringste Anspielung auf seinen Prozeß enthielt. Wenn er zu einem Spaziergang auf dem schattenlosen Felsenufer vor seiner Hütte hinausgeführt wurde, durfte niemand mit ihm sprechen; auch seine Fragen durften die Wächter nicht beantworten.

Dreyfus behielt seine aufrechte Haltung und soldatische Beherrschtheit bei. Aber quälende Kopfneuralgien stellten sich ein. Und manchmal, wenn Sturm die See aufwühlte und die Brandung an die Felsen donnerte, machte er seiner Verzweiflung Luft und schrie laut in den Lärm hinein. Er wartete immer nur auf diese Augenblicke, damit niemand ihn hörte.

Und niemand hörte ihn. Er und seine Sache waren in Vergessenheit geraten.

So ging es achtzehn Monate lang. Dann wurden die Vorsichtsmaßregeln plötzlich verdoppelt. Alle Briefe und Pakete aus der Außenwelt wurden zurückgehalten. An Stelle des einen Wachtpostens waren es jetzt zwei bei Tag und Nacht, und sie hatten Befehl, über jede Bewegung und jede Veränderung im Gesichtsausdruck des Gefangenen Bericht zu erstatten. Eine zweite Mauer wurde um die erste herum gebaut, und während der zwei Monate des Bauens wurde er jede Nacht mit doppelten Ketten an sein Feldbett geschlossen.

Diese Verschärfungen waren die Folge eines Schrittes, den Mathieu Dreyfus unternommen hatte. Mathieu war sich klar darüber, daß die größte Gefahr für die Sache seines Bruders das Schweigen war. Um es zu brechen, griff er zu einer List.

Durch einen Freund gelang es ihm, die Nachricht in die englische Presse zu bringen, daß Dreyfus von der Teufelsinsel entflohen sei. Wie Mathieu erwartet hatte, wurde die Meldung überall nachgedruckt und auch von der gesamten Pariser Presse übernommen. Sie verursachte dem Kolonialminister ein paar wildbewegte Stunden, bis der amtliche Bericht von der Teufelsinsel eintraf und die verschärften Anweisungen dorthin ergehen konnten.

Mathieu erreichte mit seinem Trick, daß die Sache seines Bruders wieder einmal an die Öffentlichkeit kam. Aber im Kriegsministerium waren bereits andere Dinge im Gange, die den Fall Dreyfus nicht wieder zur Ruhe kommen lassen sollten.

Im März 1896, rund fünfzehn Monate nach dem Prozeß, geriet ein interessanter *petit bleu* (kleiner Blauer), ein Rohrpostbrief, in die Hände des Zweiten Büros. Er war von einer mit dem Oberst von Schwartzkoppen befreundeten Frau geschrieben und ihm zur Beförderung anvertraut

...und doppelt groß ist die Begeisterung

OLIVIN
Blitz-Zerstäuber

schenkt Düfte in der feinsten Form

CHIP'-Eau de Cologne
OLIVIN-Lavendel
OLIVIN-Kölnisch Wasser

In drei verschiedenen Duftnoten erhältlich ab

DM 6.30.

Alle Fachgeschäfte beraten Sie gern.

Ein Druck – ein Hauch – ein schöner Duft... Ah!

OLIVIN-WIESBADEN

worden. Schwartzkoppen hatte ihn aber nicht befördern können, weil er ihm abhanden gekommen oder vielleicht sogar entwendet worden war. Der Inhalt des „kleinen Blauen" war rätselhaft, aber vertraulich im Ton — und adressiert war er an Major Graf Ferdinand Walsin-Esterhazy!

Er wurde Georges Picquart vorgelegt, der inzwischen Oberstleutnant und Leiter des Zweiten Büros geworden war. „Was, schon wieder ein Spion?" fragte Picquart betroffen. „Wieso kriegt der Esterhazy *petits bleus* über die deutsche Botschaft?" In Anbetracht der anrüchigen Lebensführung des Grafen beschloß Picquart, ein Auge auf ihn zu haben.

Drei Monate später beging Graf Esterhazy einen Fehler. Vielleicht hatte Major Henry versäumt, ihn wissen zu lassen, daß er überwacht wurde, vielleicht war es auch reine Unverfrorenheit: jedenfalls reichte er gerade in diesem Augenblick ein Gesuch um Übertragung von Generalstabsaufgaben ein. Das Gesuch wanderte auf Picquarts Schreibtisch, und die Handschrift kam ihm irgendwie bekannt vor.

Picquart hatte auf seinem neuen Posten in letzter Zeit Gelegenheit gehabt, in den streng geheimen Dreyfus-Akt Einblick zu nehmen. Er ging nun sofort an den Safe, nahm das Bordereau aus dem Umschlag und verglich die Handschrift mit der Esterhazys. Gleich darauf ließ er den Kriminalisten Bertillon kommen, der nochmals das Bordereau und dann das Gesuch Esterhazys prüfte. „Das ist der Mann, der das Bordereau geschrieben hat", sagte Bertillon.

Dreyfus war auf der Kriegsschule Picquarts Schüler gewesen. Picquart hatte ihn nie leiden können und ihn, im Gegensatz zu den anderen Lehrern, nicht einmal für sonderlich begabt gehalten. Aber jetzt war er bereit, um der Gerechtigkeit willen seine ganze Laufbahn aufs Spiel zu setzen. Sein einsamer Kreuzzug sollte ihm bittere Feindschaft im Generalstab, schließlich Gefangenschaft und beinahe den Ruin seines Lebens eintragen.

Sein Gespräch mit General Charles Gonse wurde später vor Gericht bezeugt.

„Sie hätten die beiden Fälle auseinanderhalten sollen", sagte General Gonse, als Picquart an ihn herantrat. „Das Verfahren gegen Dreyfus ist abgeschlossen."

Als Picquart darauf bestand, daß es wieder aufgenommen werden müsse, verlor General Gonse die Geduld. „Was liegt Ihnen überhaupt an diesem Juden?" fragte er.

„Er ist unschuldig", versetzte Picquart ruhig. Er begriff nicht, warum das nicht Grund genug sein sollte.

„Für mich", sagte der General, „ist wahr, was der Kriegsminister und der Generalstabschef für wahr erklären. Wenn Sie schweigen", fügte er hinzu, „braucht niemand etwas davon zu erfahren."

Picquart vergaß den Rangunterschied. Er vergaß, was für ein mäch-

Wann ziehen Sie Ihre Uhr auf?

Die Zugfeder ist die Kraftquelle der Uhr.

Wie beim Auto die Höchstgeschwindigkeit oft als Wertmesser dient, ist es bei einer jeden Uhr die **Ganggenauigkeit.**

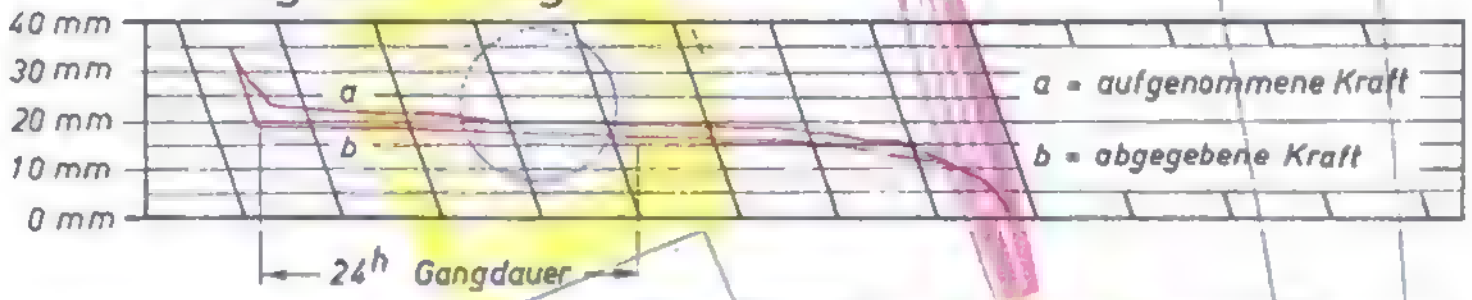
Sie ist zum großen Teil abhängig von der gleichbleibenden Kraftabgabe durch die Zugfeder. Und diese **gleichbleibende Kraftabgabe** soll die Zugfeder möglichst **viele Jahre beibehalten.**

Die Porta-Uhrenfabrik Wehner K. G., Pforzheim, verwendet nur solche Zugfedern, welche eine intensive Prüfung auf Güte, Lebensdauer, Elastizität und **gleichbleibende Kraftabgabe** im eigenen Labor bestanden haben.

Jetzt liegt es am Träger der Uhr, diese Vorteile sinngemäß auszunützen.

Ziehen Sie daher Ihre Porta-Uhr **regelmäßig** auf, am besten jeden Morgen. Sie dankt es Ihnen durch größte Ganggenauigkeit.

Zugfeder-Diagramm

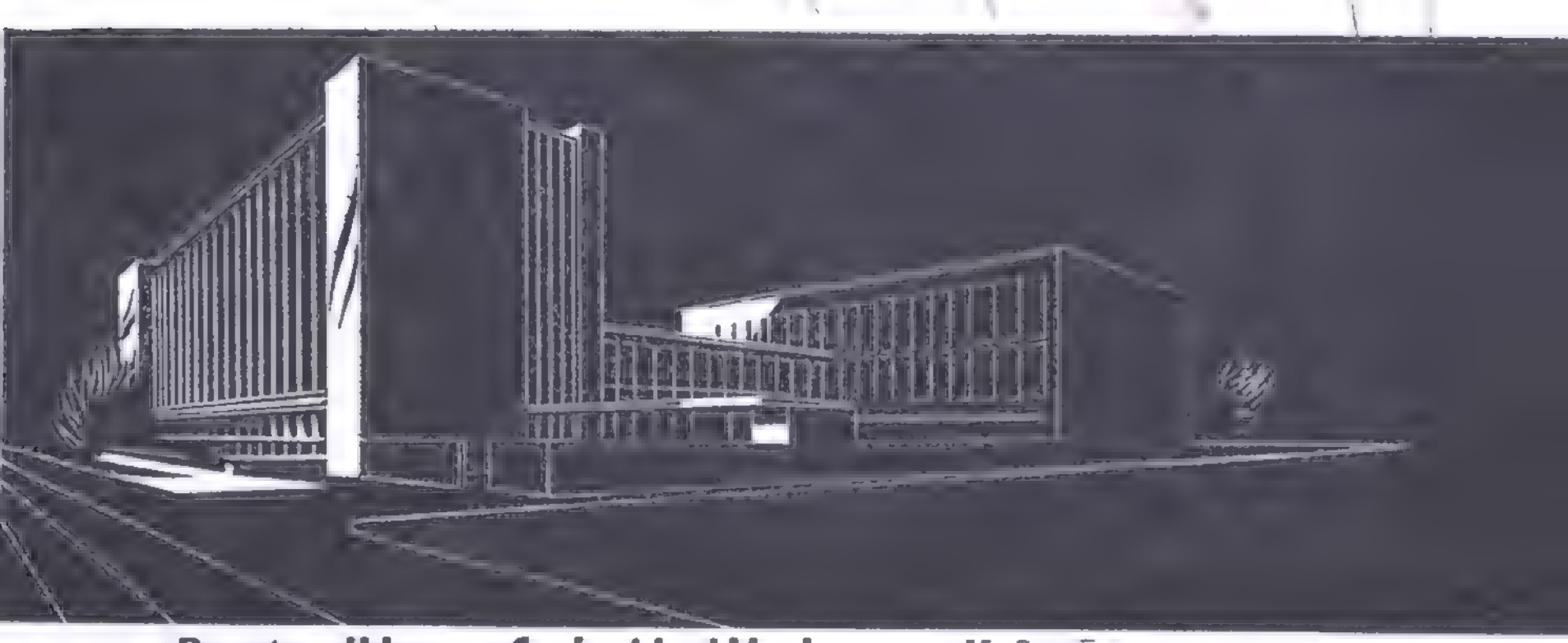


immer Fortschritt – immer Vorbild

Die PORTA-Uhr enttäuscht Sie nie!

Jedes gute Fachgeschäft führt sie!

das ist die ~~Porta~~ **-UHR**



tiger Mann ein General in der Armee ist. „General", rief er, „was Sie sagen, ist ungeheuerlich! Ich weiß noch nicht, was ich tun werde. Aber ich werde das Geheimnis nicht mit ins Grab nehmen!"

Der General erstarrte nicht zu Eis, er schrie ihn auch nicht an. Aber nicht lange darauf beauftragte er Picquart damit, den geheimen Nachrichtendienst an der Ostgrenze zu inspizieren. Kaum war das getan, schickte er ihn mit dem gleichen Auftrag an die italienische Grenze, von der italienischen Grenze dringend nach Algier, von Algier nach Tunis — jedesmal mit Empfehlungsschreiben, die des Lobes voll waren über seine Leistungen. Anfangs argwöhnte Picquart nichts. Aber nach etwa drei Monaten beklagte sich ein Freund in einem Brief an ihn, daß das Zweite Büro auf jede Anfrage nur immer antworte, Picquart werde demnächst zurückerwartet. „Demnächst — wie lange ist das?" schrieb der Freund. Und Picquart ging ein Licht auf, daß er so gut wie verbannt war.

In seiner Abwesenheit trat Major Henry an seine Stelle und nahm die Dinge in seine robuste Hand. Picquarts an das Büro adressierte Post kam immer zuerst auf Henrys Schreibtisch. Henry öffnete sie über Dampf. Ein Akt Picquart wurde angelegt. Da hinein kam alles belastende Material, das zu finden war; und was nicht zu finden war, wurde erfunden.

Aber es gab noch eine einfachere Art, den Querulanten loszuwerden. Henry schlug General Gonse vor, Picquart an die Grenze von Tripolis zu schicken, wo es ständig zu Gefechten kam. Eine Kugel an rechter Stelle, dachte er, war die sicherste Gewähr dafür, daß der Fall Dreyfus nicht wieder aufgerollt wurde. Gonse gab den Befehl.

Aber Picquart hatte bereits dafür gesorgt, daß die Wahrheit weiterlebte, wenn ihm etwas zustieße. Während eines kurzen Urlaubs in Paris hatte er bei seinem Anwalt Louis Leblois einen Brief an den Präsidenten der Republik hinterlegt. Der Brief, der im Falle von Picquarts Tod abgeliefert werden sollte, enthielt die Mitteilung, wie Picquart den wahren Verfasser des Bordereaus entdeckt hatte, und schloß zusammenfassend:

1. Walsin-Esterhazy ist ein deutscher Agent.
2. Die Dreyfus zur Last gelegten Handlungen wurden von Esterhazy begangen.
3. Der Fall Dreyfus wurde mit unerhörter Leichtfertigkeit behandelt, in der vorgefaßten Überzeugung von Dreyfus' Schuld und unter Mißachtung des Gesetzes.

Leblois war tief erschüttert, als Picquart ihm von seiner Entdeckung erzählte, und er erhielt schließlich die Erlaubnis, das Geheimnis verläßlichen Freunden mitzuteilen, jedoch ohne Picquarts Namen dabei preiszugeben.

Leblois wandte sich daraufhin an den Vizepräsidenten des Senats, Auguste Scheurer-Kestner, an den sich die Familie Dreyfus bereits frü-

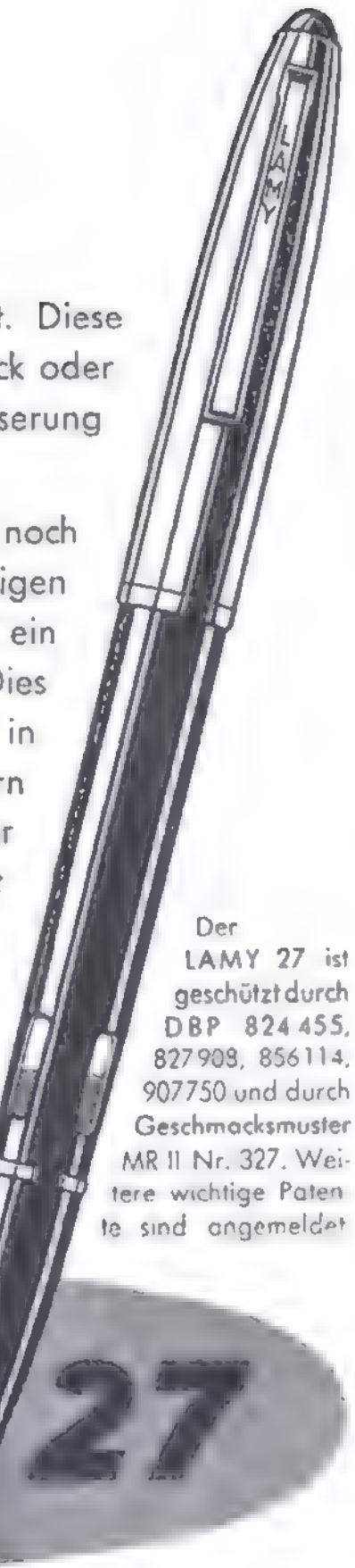
Kaufen Sie nur mit dem Auge?

Sie haben sicher schon die neue Form des LAMY 27 bemerkt. Diese elegant wirkende; harmonische Linie ist aber nicht Selbstzweck oder Effekthascherei. Sie entstand zwangsläufig aus der Verbesserung der Funktion.

Immer mehr Schreibende verlangten einen Füllhalter, der noch leichter schreibt und die Tinte absolut sicher - in der richtigen Menge - der Feder zuführt. So wurde zum Herz des LAMY 27 ein allseitig umschlossener Tintenleiter mit Luftdruckregulator. Dies hatte nicht nur zur Folge, daß der LAMY 27 immer, auch in großen Höhen, zuverlässig und fließend schreibt, sondern außerdem, daß seine wichtigen Teile geschützt liegen und er eine schöne, eigenwillige Form erhielt. Nur der LAMY 27 hat diese patentierte, zur Hälfte freiliegende Feder, die Ihnen - ohne ermüdenden Druck - klare und saubere Schrift garantiert.

Der LAMY 27 ist ausschließlich in guten Fachgeschäften erhältlich. Dort wird man Ihnen gerne seine Vorteile zeigen und Sie unverbindlich beraten.

Preis DM **19.50** Luxusausführung DM **25.- 32.- 39.-**



Der LAMY 27 ist geschützt durch DBP 824 455, 827 908, 856 114, 907 750 und durch Geschmacksmuster MR II Nr. 327. Weitere wichtige Patente sind angemeldet

LAMY 27

Wichtige Vorzüge des LAMY 27:

- Leichter, mengenrichtiger Tintenfluß.
- Viele besonders saugfähige Ausgleichkammern.
- Zuverlässig in Flugzeug und Hochgebirge.
- Vier lange Tintenkontrollfenster (Pat. angem.).
- Elegante Linienführung, ausgeglichene Form
- Absolut sicherer Federsitz (DBP).
- Druckloses, nicht ermüdendes Schreiben.
- 25 jährige Federgarantie (echte Osmiumspitze).

Tinten - und Luftdruck-Regulator

Das Herz des Lamy 27

Zahlreiche Ausgleichskammern, die von einer Hülse **dicht** umschlossen sind, saugen überschüssige Tinte auf und geben sie beim Schreiben wieder an die Feder ab. Alle Luftdruckschwankungen werden ausgeglichen.

EIN SPITZENERZEUGNIS DER C. JOSEF LAMY GMBH · HEIDELBERG

her gewandt hatte. Senator Scheurer erklärte, er könne nichts tun, solange nicht der geheimnisvolle Offizier, den Leblois vertrat, selber mit Beweisen zu ihm komme. Er versuchte die Regierung zu einer Revision des Prozesses zu bewegen. Als dieses fehlschlug, wählte er den Weg in die Öffentlichkeit, indem er einen offenen Brief an die Zeitung *Le Temps* richtete und im Senat eine Interpellation einbrachte. Sein Interesse an dem Fall trug ihm nichts als Schimpf und Schande ein. Aber es war der Anfang einer dreyfusfreundlichen, für Revision des Urteils eintretenden Bewegung in höheren Kreisen.

Dem Grafen Esterhazy wurde immer unbehaglicher zumute. Er wußte, daß ihn bereits mehrere Personen im Verdacht hatten, das Bordereau geschrieben zu haben. Und als Frankreichs meistgelesene Zeitung, *Le Matin*, ein Faksimile des berüchtigten Dokuments veröffentlichte, von dem sie sich irgendwie eine Fotografie beschafft hatte, bekam er es ernstlich mit der Angst zu tun.

In seiner Panik stürzte er zur deutschen Botschaft und sagte zu Schwartzkoppen, ihre Beziehungen seien entdeckt worden und würden demnächst durch einen Senator an die große Glocke kommen. Er schlug vor, Schwartzkoppen solle zu Frau Dreyfus gehen und ihr versichern, daß ihr Gatte den Verrat wirklich begangen habe. Schwartzkoppen lehnte ab, worauf Esterhazy rief, es sei aus mit ihm, er sei entschlossen, sich auf der Stelle hier in der Botschaft eine Kugel in den Kopf zu schießen. Diese Ankündigung machte nicht den erwarteten Eindruck auf den Militärattaché, und Esterhazy wurde rasend. Er drohte, Schwartzkoppens Beziehungen zu einer Dame, deren Namen er nannte, an die Öffentlichkeit zu bringen. Schwartzkoppen läutete nach einer Ordonnanz und ließ Esterhazy hinauswerfen.

Als er über die melodramatische Art, wie Esterhazy sich bei ihm aufgespielt hatte, und seine zunehmende Unverschämtheit nach Berlin berichtete, sagte man sich dort, daß es besser sei, wenn Schwartzkoppen verschwinde, bevor der Skandal zum Ausbruch käme. Er wurde unverzüglich nach Deutschland abberufen. Ehe er Paris verließ, tat er das Äußerste, was er um seiner Selbstachtung willen in diesem Fall tun konnte. Er konnte nicht den Namen eines seiner eigenen Agenten — Esterhazys also — preisgeben. Aber bei seinem offiziellen Abschiedsbesuch beim Präsidenten versicherte er ihm auf seine Offiziersehre, daß er nichts mit Dreyfus zu tun gehabt habe.

Unterdessen war Major Henry nicht entgangen, daß der Verdacht gegen Esterhazy zunahm. Er zog du Paty zu Rate, der Esterhazy versicherte, daß er von seiten des Generalstabs nichts zu befürchten habe und daß die Sache in guten Händen sei. Das war nicht zuviel gesagt. Um den Grafen zu schützen (der andernfalls sicher nicht vor Erpressung zurückgeschreckt wäre), f

Kann Chlorodont die Karies heilen?

Dann wäre Chlorodont die erste Zahnpasta der Welt, die kranke Zähne heilen könnte, und wir brauchten keine Zahnärzte mehr. Chlorodont erfüllt eine andere Aufgabe: es hilft, daß gesunde Zähne durch restlose Säuberung gar nicht erst krank werden können. Deshalb möglichst nach jeder Mahlzeit, auf alle Fälle aber morgens und erst recht am Abend die Zähne putzen mit den restlos säubernden Schräg-Borsten der Chlorodont-Spezialbürste und mit

CHLORODONT

mit der 3-fachen Wirkung:
gesunde weiße Zähne
festes Zahnfleisch
frischer Atem

C 275

brizierte Henry eifrig neue gefälschte Beweise gegen Dreyfus. Kurz vorher war Oberst Sandherr gestorben. Das machte er sich zunutze und ließ durchsickern, er habe im Safe in Sandherrs Büro noch einen Geheimakt gefunden mit Dokumenten — Dutzenden! —, die die Schuld von Dreyfus bestätigten, darunter nicht weniger als sieben Briefe von Dreyfus' eigener Hand an den deutschen Kaiser, auf deren einen der Kaiser eine Randbemerkung an den deutschen Botschafter hingeworfen hätte: „der Lump" werde ja immer unverschämter, müsse aber befriedigt werden.

Etwa drei Jahre nach der Verurteilung seines Bruders entdeckte Mathieu, wer der wirkliche Verräter war. Ganz zufällig. Mathieu hatte eine Flugschrift über den Fall Dreyfus herausgegeben, die zum Verkauf in den Straßen von Paris bestimmt war. Auf dem Umschlag war das Faksimile des Bordereaus wiedergegeben, so wie es im *Matin* erschienen war.

Ein Börsenmakler namens Castro kaufte im Vorübergehen ein Exemplar. Er hatte geschäftlich mit dem Grafen Esterhazy zu tun gehabt, was ihm aber nichts eingetragen hatte als einen gereizten Briefwechsel. Castro erkannte nun die Handschrift und ging mit den Briefen, die Esterhazy ihm geschrieben hatte, zu Mathieu. Mathieu fiel ihm vor Dankbarkeit um den Hals, und am 15. November 1897 klagte er Esterhazy in aller Form an, das Bordereau geschrieben zu haben.

Da nach französischem Gesetz jeder, der Kenntnis von einem Verbrechen hat, Anklage erheben kann, war eine Untersuchung nicht zu vermeiden. Wäre es nach dem Generalstab gegangen, dann wäre die Anklage sofort abgewiesen worden mit der formalprozessualen Begründung, daß das einzige vorhandene Beweisstück, das Bordereau, nach Abschluß des Verfahrens gegen Dreyfus nicht mehr zulässig sei. Aber man war von den Launen eines Abenteurers abhängig. Esterhazy erklärte, er könne nicht dulden, daß dieser Makel an seinem guten Namen haften bleibe. Er forderte völlige Rechtfertigung, und so nahm die „Untersuchung" ihren Schneckengang.

Nun, da es mit dem Verfahren Ernst wurde, sang die gesamte Presse sein Lob in allen Tonarten. Nur die winzige Gruppe dreyfusfreundlicher Blätter griff ihn an. Der *Figaro*, ein kleines Organ der „Intelligenz", zitierte den verräterischen Satz aus dem Bordereau: „Ich gehe ins Manöver", und konnte jetzt beweisen, daß Dreyfus in jenem Jahr nicht an den Manövern teilgenommen hatte, wohl aber Esterhazy.

Der *Figaro* veröffentlichte auch nebeneinander das Faksimile des Bordereaus und Proben von Esterhazys Handschrift, damit die Leser selbst urteilen konnten. Die großen Blätter mit den Massenauflagen entgegneten teils, daß die Handschriften keineswegs identisch seien, teils, daß nach Mitteilungen „aus zuverlässiger Quelle" Dreyfus die Hand

schrift Esterhazys nachgeahmt hätte.

Esterhazy trieb sich inzwischen meistens in den Zeitungsredaktionen herum, die er mit gepfefferten Artikeln über das „internationale jüdische Komplott" und seine Pläne zur Vernichtung der Armee und somit Frankreichs versah, wobei er sich selber in leuchtenden Farben als Ritter ohne Furcht und Tadel und als feurigen Verfechter seiner Ehre malte. Jedes Wort von ihm wurde gierig aufgegriffen und ging von Mund zu Mund. Paris lag ihm zu Füßen.

Als es endlich zur Verhandlung auf Grund der Anklage Mathieus kam, galt die Unschuld Esterhazys bereits im voraus als erwiesen, das Gerichtsverfahren, so erklärte man, finde lediglich statt, um Esterhazy Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; in Wahrheit stehe nicht der Angeklagte, sondern die Anklage vor dem Richter.

Esterhazy blieb bei seiner Aussage ruhig und zurückhaltend. Nur einmal wurde er dramatisch, als er rief: „Alles, was ich gesagt habe, ist wahr, so wahr ich unschuldig bin!" Und das war ja denn wohl die einzige Wahrheit in seiner Rede.

Als Mathieu an die Reihe kam, machte ihm Esterhazys Anwalt scharf zum Vorwurf, daß er eine Wiedergabe des Bordereaus in Umlauf gebracht habe. „Sie dürfen Ihren Bruder vor Gericht verteidigen, aber nirgendwo sonst", rief er ihm zu.

„Ich werde meinen Bruder überall verteidigen", entgegnete Mathieu, worauf die dichtgedrängte Zuhörermenge im Gerichtssaal dermaßen wütend zischte und lärmte, daß sie zur Ordnung gerufen werden mußte.

Der Hauptteil der Zeugenaussagen fand hinter verschlossenen Türen statt. Schließlich zog der öffentliche Ankläger die Anklage gegen Esterhazy in aller Form zurück. Trotzdem sprach Esterhazys Anwalt fünf Stunden lang. Der Gerichtshof beriet drei Minuten und erkannte dann einstimmig auf Freispruch.

Ein allgemeiner Freudentaumel brach aus. Es war, als ob Frankreich einen großen Sieg auf dem Schlachtfelde errungen hätte. Offiziere, Reporter, Männer und Frauen, alt und jung stürzten sich auf Esterhazy und fielen ihm mit Tränen in den Augen um den Hals. Bis tief in die Nacht marschierten Triumphzüge durch die Straßen von Paris und schrien immer wieder: „Hoch Esterhazy! Hoch die Armee!"

Eines der Opfer des Prozesses war Oberst Picquart, den man als Zeugen hatte aus Afrika kommen lassen. Bei der Gerichtsverhandlung stand er allein, von den anderen Offizieren feindselig gemieden — eine stolze Gestalt, männlich und gelassen. Nur Senator Scheurer-Kestner, Mathieu und Lucie Dreyfus und Demange, der Mathieu vertrat, sprachen mit ihm. Trotz dem schweren moralischen Druck, dem er ausgesetzt war, machte er unbeirrt seine Aussage über den „kleinen Blauen", das Bindeglied zwischen Esterhazy und der deutschen Botschaft. Aber sie fand geheim statt, hinter verschlossenen Türen, und die Gegenpartei erklärte

den „kleinen Blauen" für gefälscht: Picquarts Opfer war umsonst. Nach der Verhandlung wurde er verhaftet, der Verbreitung geheimer Informationen beschuldigt und wochenlang auf der Festung Mont-Valérien gefangengehalten.

Und 8000 Kilometer weit entfernt, auf der Teufelsinsel, wurde die Wache auf dreizehn Mann und einen Wärter verstärkt. Ein Turm wurde gebaut, von dem aus man die See überblicken konnte, und ein großes Geschütz obendrauf gepflanzt. Dreyfus hatte keine Ahnung, warum. Seit Monaten hatte er keine Post bekommen, und die Wachtposten sprachen kein Wort mit ihm.

Auf die Freisprechung Esterhazys und die Verhaftung Picquarts reagierte die Presse in der ganzen Welt mit düsteren Schlagzeilen. „Frankreich ist nicht mehr", trauerte Europa von Lissabon bis Moskau. Das Land, das der westlichen Zivilisation die Fahne der Gerechtigkeit und Freiheit vorangetragen hatte, schien plötzlich den Verstand verloren zu haben.

„An mutigen Tyrannenfeinden hat es in der Geschichte nie gefehlt", schrieb Georges Clemenceau, der „Tiger", „aber es gehörte größeres Heldentum dazu, der Tyrannei der öffentlichen Meinung die Stirn zu bieten." Die öffentliche Meinung, die Stimme des Volkes, das war jetzt das Ungeheuer, der durch die ultranationalistische Presse mit Lügen gefütterte und aufgereizte Drache, dem nur wenige in- oder außerhalb der Regierung entgegenzutreten wagten.

Gewiß, es hatte immer und in allen Schichten Dreyfus-Anhänger gegeben, nach zeitgenössischer Schätzung etwa ein Prozent der Bevölkerung. Schon früh hatte der Schriftsteller Anatole France dazu gehört, sowie der Leiter des Pasteur-Institutes, Emile Duclaux, und der Senator und ehemalige Justizminister Ludovic Trarieux. Angeführt von dem greisen Senator Scheurer-Kestner erhob das kleine Fähnlein der Aufrechten seine Stimme gegen die Übermacht. Und nach und nach schlossen sich ihnen andere rechtschaffene und beherzte Männer an. Aber Picquarts Verhaftung war ein schwerer Schlag; der Kampf ums Recht schien verloren.

Und dann kam der 13. Januar 1898 — und im Nu war die bleierne Schwüle der Verzagtheit wie von der elementaren Gewalt eines Orkans weggefegt. An diesem Tage veröffentlichte Clemenceaus Zeitung *L'Aurore* Emile Zolas „*J'accuse!*" (Ich klage an) — ein Titel, der in der ganzen Welt eine für immer mit dem Namen Zola verbundene Losung werden sollte. Es war ein Aufruf an Frankreich und jeden Franzosen, zu den seit je hochgehaltenen Idealen zu stehen und sich öffentlich zu ihnen zu bekennen.

Zola stand damals auf der Höhe seines Weltruhms. Seine Romane waren in fast alle Kultursprachen übersetzt und gehörten überall zu den meistgelesenen Büchern. Er hatte schon einmal im *Figaro* über den Fall

Es ist bitter kalt, die Fingerspitzen kribbeln. Ein letzter kühner Kristiania, und die Hütte hat ihn wieder. Da wird schon ein Grog vom „Guten POTT" bereitet. Ah, wie der wohlig wärmend durch die Kehle rinnt. Schon nach dem ersten Schluck fühlt man sich mitten im Winter sommerlich warm.

Das Grogrezept ist übrigens ganz einfach: Geben Sie 1-2 Stück Würfelzucker oder weißen Kandis und kochendheißes Wasser in ein Glas. Ist der Zucker aufgelöst, gießen Sie zwei Likörgläser „Guten POTT" nach.

Weitere gute POTT-Rezepte finden Sie in der „POTT-Rum-Zauberfibel", die Sie für 50 Pfennig in Briefmarken von H. H. POTT Nachf., Flensburg, Augustastraße 5, erhalten. Bitte, schreiben Sie noch heute!

„Der gute POTT" zum guten Grog

Erhältlich bei Ihrem Kaufmann oder in Ihrer Gaststätte

Dreyfus geschrieben, war aber zu der Überzeugung gelangt, daß nur ein starkes, vor Märtyrertum nicht zurückscheuendes Glaubensbekenntnis imstande sei, den Bann zu brechen, unter dem die ganze Nation stand. Er fragte keinen Menschen um Rat, sondern schrieb eine Nacht, einen Tag und wieder eine Nacht lang, bis er seinen Appell an die Vernunft fertig hatte. Mit der Veröffentlichung warf er sein ganzes Lebenswerk in die Waagschale.

J'accuse! war ein Manifest von hinreißender Gewalt. Mit ungewöhnlichem Scharfblick durchdrang es den künstlichen Nebel von Betrug, Verwirrung und Widersprüchen und wies klipp und klar nach, wie der Generalstab, nachdem er einen verhängnisvollen Mißgriff begangen hatte, in dem Bemühen, ihn zu bemänteln, immer mehr in einen Morast von Lüge und Fälschung geraten war.

Am Schluß seiner langen Streitschrift erhob Zola einige ganz bestimmte Anklagen; die letzten lauteten:

> Ich klage das erste Kriegsgericht (gegen Dreyfus) der Verletzung aller Menschenrechte an, da es einen Verhafteten auf Grund von Beweismaterial verurteilt hat, das vor ihm geheimgehalten wurde, und ich klage das zweite Kriegsgericht (gegen Esterhazy) an, diese Gesetzwidrigkeit auf Befehl durch das Justizverbrechen der Freisprechung eines Schuldigen trotz voller Kenntnis seiner Schuld vertuscht zu haben.

Zola wußte, daß er wegen dieser Anklagen gerichtlich verfolgt werden konnte.

> Mit diesem Schritt beabsichtige ich den Durchbruch der Wahrheit und Gerechtigkeit zu beschleunigen. Man stelle mich vor Gericht und untersuche den Fall im vollen Lichte der Öffentlichkeit.
>
> Ich warte darauf.

Die Wirkung war gewaltig. Von der *J'accuse*-Nummer der *Aurore*, die sonst nur eine bescheidene Auflage hatte, wurden 300000 Stück verkauft. 30000 Briefe und Telegramme strömten aus aller Welt herein und zeugten von dem Aufatmen, mit dem Zolas Schritt überall begrüßt wurde, und von der wachsenden Empörung über die Verdunkelung der französischen Gemüter. In Frankreich selbst kam die innere Spannung in Gewalttätigkeiten zum Ausbruch. In Paris fanden riesige Protestversammlungen statt, die mit blutigen Zusammenstößen endeten. In anderen französischen Städten plünderte die wütende Menge die jüdischen Läden und verbrannte öffentlich alle Exemplare von *J'accuse*, deren sie habhaft werden konnte. Zola wurde *in effigie* gehängt. Die Unruhen, die zeitweise durch Militär unterdrückt werden mußten, hielten wochenlang an.

Die Regierung war ratlos. Man konnte die Beschuldigungen Zolas nicht einfach hinnehmen, denn die Öffentlichkeit wie die Presse forderten strenge Bestrafung für ihn. Aber Verleumdungsklage hätte die Wiederaufnahme des Dreyfus-Prozesses

1-2-3
flink ist
die Wäsche
sauber!

Pre hat eine Waschkraft,
die ans Wunderbare grenzt, -
denn Pre macht flinke Waschflotte.

E 32

So einfach und so schonend wäscht Pre!

1 *die flinke Waschflotte bereiten und die Wäsche trocken einlegen.*
2 *die Wäsche zum Kochen bringen und 15 Minuten ziehen lassen.*
3 *einfach in klarem Wasser spülen ohne jeden Zusatz.*

Doppelpaket
98 Pf

Probieren Sie Pre — Sie werden begeistert sein!

bedeutet, denn der Beklagte hatte das Recht, die Wahrheit seiner Behauptungen zu beweisen. Schließlich verfiel man auf einen Ausweg. Man beschloß, die Verleumdungsklage nur auf Grund der Stelle in *J'accuse!* zu erheben, an der gesagt war, das Kriegsgericht habe Esterhazy „auf Befehl" freigesprochen. Auf diese Weise war Zola lediglich berechtigt, Beweismaterial gegen Esterhazy vorzubringen, aber nicht zugunsten von Dreyfus.

Am 7. Februar 1898 begann der Prozeß gegen Zola. Er dauerte fünfzehn Tage und wurde in aller Welt mit Spannung verfolgt. Die fieberhafte Erregung steigerte sich noch. Militär war ständig in Alarmbereitschaft, um die Volksmenge, die das Gebäude umlagerte, in Schach zu halten.

Der Richter gab sich alle Mühe, die Zeugen nicht von dem engbegrenzten Thema abweichen zu lassen, das durch die Anklage gegeben war. „Die Frage ist unzulässig", hieß es wieder und wieder. Denn auf Zolas eigene Anweisung bemühte sich sein Anwalt gar nicht um seine Verteidigung, sondern legte es nur darauf an, den Fall Dreyfus vor dem Zivilgericht wieder aufzurollen.

Zola selbst erklärte in seiner Verteidigungsrede, nicht er und nicht Dreyfus, sondern Frankreich stehe hier vor Gericht. Es gehe darum, ob Frankreich seiner Berufung als Hüter von Recht und Menschlichkeit noch treu sei. Und er schloß mit den Worten:

„Dreyfus ist unschuldig. Ich stehe dafür ein mit meinem Leben und meiner Ehre. Ich schwöre es bei allem, was ich im Leben erreicht habe, bei dem Namen, den ich mir gemacht habe, und meinem Beitrag zur französischen Literatur. Mag das alles zugrunde gehen, wenn es nicht so ist. Dreyfus ist unschuldig."

Atemlose Stille herrschte im Gerichtssaal. Für einen Augenblick schien es, als müsse die gute Sache doch nun endlich in aller Öffentlichkeit Gehör finden. Aber gegen den Nimbus des Generalstabs kam Zola nicht an. Daß diese Männer, die Auslese der Armee, das Rückgrat der nationalen Verteidigung, Fälscher und Lügner und Betrüger sein sollten, war einfach nicht zu glauben. Und der Generalstab zog klar die Konsequenz: er erklärte, daß er geschlossen zurücktreten werde, falls Zola freigesprochen würde.

Der Gerichtshof brauchte nur fünfunddreißig Minuten zur Beratung. Mit acht gegen vier Stimmen wurde Zola schuldig gesprochen und zur Höchststrafe, einem Jahr Gefängnis und 3000 Franc Geldstrafe, verurteilt.

Ganz Frankreich tobte vor Freude, und die politischen Parteien stritten sich um den Löwenanteil an dem Triumph. Im Ausland herrschte fast allgemeine Bestürzung. Die englischen und kontinentalen Zeitungen nannten das Urteil brutal und barbarisch und schrieben, der moralische Verfall Frankreichs lasse Schlimmes befürchten. Aber die einmütige Feindselig-

Schienenstränge —

Schlagadern der Wirtschaft

Mehr als **6,7 Millionen Güterwagen** hielten allein im **Herbstverkehr 1955** den Kreislauf zwischen Erzeugern und Verbrauchern in Gang. Dafür wurden täglich **13 500 Güterzüge** gefahren.

Die Bundesbahn: Rückgrat des Verkehrs

DB

keit der Welt bestärkte die Franzosen nur in ihrer Besessenheit.

Doch der Fall Dreyfus kam nicht zur Ruhe. Die Erregung, die Zola in Frankreich hervorgerufen hatte, legte sich nicht. Der Kampf um Schuld oder Unschuld von Dreyfus tobte in Hunderten von Streitschriften weiter. Fast jedermann schien sich veranlaßt zu sehen, sich öffentlich zu der oder jener Überzeugung zu bekennen. Die Naturwissenschaftler stellten sich wie ein Mann auf die Seite der „Revisionisten", während die Meinungen der Humanisten und Schriftsteller geteilt waren. Die revisionistische Jugend schlug ihr Hauptquartier in einem Buchladen im Quartier Latin auf und nahm ihren Kampf grimmig ernst. Jules Renards Tagebuch erzählt von einem jungen Mann, dessen Angehörige ihn gern mit einem bestimmten Mädchen verheiraten wollten. Er bat die Eltern der Erwählten um eine Fotografie von ihr und zugleich um Mitteilung, wie sie zum Fall Dreyfus stehe. Eine französische Polarexpedition überwinterte auf einer Eisscholle. Als man im Frühjahr die bereits für verloren Gehaltenen fand, war die erste Frage an die Retter: „Was ist mit Dreyfus? Ist er frei?"

Godefroy Cavaignac, der neue Kriegsminister, der nun sein Amt antrat, war überzeugt, daß die Regierung den Fall Dreyfus falsch behandelt habe und er den richtigen Weg wisse. Cavaignac glaubte fest an Dreyfus' Schuld, an das Vorhandensein des „jüdischen Komplotts" und — harmlos wie er war — an die Lauterkeit des Generalstabs und die Echtheit seiner Dokumente. Um den Kampf der Meinungen ein für allemal zu beenden, beschloß er, einfach alle die Geheimdokumente an die Öffentlichkeit zu bringen und dadurch die Schuld von Dreyfus unwiderleglich zu beweisen.

Aus dem mittlerweile dick angeschwollenen Dreyfusakt (Henry hatte ganze Bündel belangloser Schriftstücke hinzugefügt, um Nachforschungen zu erschweren) wählte Cavaignac die beweiskräftigsten Stücke aus; darunter einen Brief des italienischen Militärattachés Panizzardi, in dem Dreyfus mit Namen erwähnt war. Als er kurz darauf in der Kammer sprach, verkündete er, daß er nun drei Dokumente verlesen werde, die „aus Hunderten von Stücken eines sechsjährigen Briefwechsels zwischen zwei in der Spionage tätigen Personen ausgewählt" seien. Damit, rief er, sei die Schuld von Dreyfus „endgültig, schlüssig und für immer" bewiesen. Die Abgeordneten stimmten ihm bei, bejubelten ihn als Soldaten und Staatsmann und beschlossen, seine Rede solle in ganz Frankreich öffentlich angeschlagen werden.

Diese von ehrlicher Entrüstung getragene Rede wurde zum Wendepunkt im Fall Dreyfus. Denn als Picquart sie las, erkannte er sofort die zitierten Dokumente wieder. Er war nach seiner mutigen Aussage im Zola-Prozeß wegen „schwerer Pflichtverletzung im Dienst" aus der Armee ausgestoßen worden und

Schmeckt gut
VIS SOL
1867
Wissoll
Kakao Schokolade Pralinen

wußte, daß sein Schritt erneute Verhaftung oder noch Schlimmeres für ihn zur Folge haben werde. Trotzdem schrieb er jetzt an den Ministerpräsidenten:

> Bisher habe ich mich nicht für berechtigt gehalten, über die Geheimdokumente Meldung zu erstatten, auf Grund deren angeblich die Schuld von Dreyfus erwiesen wurde. Der Kriegsminister hat drei dieser Dokumente in der Kammer verlesen. Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen mitzuteilen, daß zwei der verlesenen Dokumente sich nicht auf Dreyfus beziehen und das dritte alle Merkmale einer Fälschung trägt.

Eine genaue Untersuchung, die ein Mitarbeiter Cavaignacs daraufhin vornahm, ergab, daß der Panizzardi-Brief wirklich gefälscht war. Er bestand aus zwei geschickt zusammengeklebten Briefen. Als Kriegsminister Cavaignac davon unterrichtet wurde, ließ er den inzwischen zum Obersten beförderten Henry kommen und legte ihm das gefälschte Dokument vor. Wie erkläre sich das?

Eine Stunde lang stritt Henry alles ab; dann gab er zu, ein paar Sätze umgestellt, leugnete aber, selber den Text aufgesetzt zu haben.

Dabei blieb er hartnäckig, aber schließlich wich er doch einen Schritt zurück. „Meine Vorgesetzten waren in Sorge. Ich wollte sie beruhigen. Ich sagte mir: Fügen wir einen Satz hinzu, der in der Situation, in der wir sind, als Beweis dienen kann. Ich habe ganz allein gehandelt, im Interesse meines Landes."

Aber weiter scharf in die Enge getrieben, gestand er endlich, den ganzen Brief mit Ausnahme der Unterschrift gefälscht zu haben. Cavaignac informierte sofort die Presse und ließ Henry verhaften.

Am nächsten Morgen — es war der 30. August 1898 — fand man Oberst Henry tot in seiner Zelle. Er hatte sich mit einem Rasiermesser die Kehle durchgeschnitten.

Die Wirkung dieser Geschehnisse auf die Armee war niederschmetternd. General Raoul de Boisdeffre, der Chef des Generalstabs, trat sofort zurück, ebenso General Georges de Pellieux, der empört darüber war, durch falsche Angaben zur Irreführung der Jury im Zola-Prozeß ausgenutzt worden zu sein.

Esterhazy floh auf die Nachricht von Henrys Selbstmord hin ohne Gepäck nach London. Jetzt war für ihn der Augenblick gekommen, für einen guten Preis seine Geständnisse zu veröffentlichen und an seinen Mitschuldigen Rache zu nehmen dafür, daß sie ihn im Stich gelassen hatten. Sehr bald schon erschien seine Version der Ereignisse in Fortsetzungen in Londoner und Pariser Blättern.

Der verstorbene Oberst Sandherr, behauptete er, habe ihn beauftragt, Agent der Deutschen zu werden und ihnen belanglose Angaben und zurechtgestutzte Geheimdokumente zu verkaufen. Seine Aufgabe sei gewesen, Zugang zu deutschen Geheimakten zu bekommen.

Steinbock 21. Dez. bis 19. Jan.

vK.

Die Jungfrau von Orleans —

und auch Marlene Dietrich sind unter dem Sternzeichen des Steinbocks geboren — beider Leben von Erfolg gekrönt — jedoch auch bitter erkämpft! Die Steinbock-Frauen haben meist große Aufgaben zu erfüllen, sie wollen etwas leisten und erringen! Ihnen kommt FRAUENGOLD zu Hilfe, indem es von innen heraus alle schlummernden Kräfte weckt und zu glücklicherEntfaltung bringt. Keine Frau sollte verzagen, wenn sich Abspannung und Depression unliebsam bemerkbar machen. Gerade in solchen Fällen hat sich FRAUENGOLD unübertroffen wohltuend bewährt. Es hat tausenden Frauen zu neuer Lebensfreude verholfen — warum nicht auch Ihnen?

Die ausführliche, interessante FRAUENGOLD-Broschüre „Was sagen Dir die Sterne?" erhalten Sie kostenlos in jedem guten Fachgeschäft oder direkt vom HOMOIA-WERK KARLSRUHE

Eine Wiederaufnahme des Dreyfus-Prozesses wurde nun unvermeidlich. Alle Welt schien über Nacht „revisionistisch" geworden zu sein. Die Regierung beriet Tag und Nacht. Der antirevisionistische Block war noch immer mächtig, aber Ministerpräsident Brisson war entschlossen. Er schickte einen Freund zu Mathieu Dreyfus und riet ihm, ein Wiederaufnahmeverfahren zu beantragen. Demange, dessen große Praxis arg zusammengeschmolzen war, weil er Dreyfus verteidigt hatte, stellte sich sofort wieder zur Verfügung.

Die Armee versuchte jedes erdenkliche Gegenmanöver, ließ auch Picquart wieder verhaften, aber die revisionistische Partei nahm jetzt ständig zu, sogar innerhalb der Regierung. Etwa sechs Monate nach dem Antrag um Wiederaufnahme wurde die Entscheidung über die Wiederaufnahme des Verfahrens einem neu zusammengesetzten Gremium, dem Vereinigten Appellationsgericht, übertragen. Nach dreimonatiger gründlicher Arbeit erklärte dieser Gerichtshof das Urteil des ersten Kriegsgerichts für nichtig und berief Dreyfus zu einer neuen Verhandlung vor ein Kriegsgericht in Rennes.

Rennes war ein verschlafenes Städtchen in der streng katholischen Bretagne. Die Verhandlung fand in der Aula des Gymnasiums statt, dem einzigen Raum, der groß genug war, die Menschenmenge zu fassen. Als Hauptmann Dreyfus hereingeführt wurde, richteten sich aller Augen gierig auf ihn, um endlich den schon legendär gewordenen Mann zu sehen. Seit Jahren war allen Anwesenden der Name Dreyfus so vertraut wie ihr eigener, aber kaum jemand hatte je den Mann gesehen.

Dreyfus war auf dem Kreuzer *Sfax* nach Frankreich zurückgebracht worden. Die Nachricht, daß erneut gegen ihn verhandelt werden solle, daß die Welt da draußen sich an seine Existenz erinnert habe, war für ihn ein solcher Schock gewesen, daß er befürchtet hatte, ihn nicht zu überleben. Erst neununddreißigjährig, war er bereits ein alter Mann, grauhaarig, hinfällig. Die bläulichen Augen hinter den Brillengläsern waren geisterhaft blaß. Die Haut, gelb- und braunfleckig wie fehlerhaft gegerbtes Leder, wirkte wie auf die vorstehenden Backenknochen aufgeklebt. Selbst in seiner nagelneuen Uniform sah er aus wie ein wandelndes Gerippe. Ein Augenzeuge schrieb, das Publikum habe ihn fassungslos angestarrt und sei „fast vergangen" bei seinem Anblick.

Durch eine zufällige Fügung war dieser Mann zu einem Symbol in einem Meinungsstreit geworden, der Frankreich fast zum Brudermord getrieben hatte. Aber ihm selbst wäre es ungehörig und unmilitärisch erschienen, auf die ihm aufgezwungene Rolle mit moralischer Empörung zu reagieren. Clemenceau klagte, Dreyfus habe „den Fall Dreyfus nie begriffen". Und ein jüngerer Dreyfus-Anhänger („Dreyfusards" wurden sie genannt), Léon Blum, schrieb: „Wenn

Als Beilage zu Schweinebraten, Sauerbraten, Gulasch, Gänse- und Wildbraten.
PFANNI kann auch für Reibekuchen oder Kartoffelpuffer verwendet werden.

er nicht Dreyfus gewesen wäre, wäre er nicht mal Dreyfusard gewesen."

Dreyfus hat später seinen Standpunkt dargelegt: „Ich war lediglich ein Artillerieoffizier, den ein tragischer Irrtum verhinderte, seine Laufbahn weiterzuverfolgen. Dreyfus, der Repräsentant der Idee der Gerechtigkeit, der war ich nie. Den habt ihr geschaffen!" Ein Appell vor Gericht an die Gefühle anderer hätte sicherlich seine eigenen tiefsten Gefühle verletzt. Er ließ sich nicht einmal sein körperliches Elend anmerken. Sein geschwächter Zustand und seine Hinfälligkeit wurden nur einmal offenbar, als ihm plötzlich die Tränen aus den Augen strömten. Im übrigen blieb seine Haltung militärisch steif, zurückhaltend, farblos.

Die Verteidigung ließ zu wünschen übrig, und es war ein schwerer Fehler, den Ausschluß der Öffentlichkeit zuzulassen, nachdem Dreyfus seine Aussage gemacht hatte. Demange war nun schon sehr gealtert und hatte viel von seinem Schwung eingebüßt. Der zweite Anwalt, Fernand Labori, der auch Zola verteidigt hatte, wurde in Rennes auf der Straße von einem fanatischen Dreyfus-Gegner angeschossen. Die Verletzung war nicht schwer, aber bis sie geheilt war, blieb die Verteidigung dem alten Demange überlassen.

Die beherrschende Rolle in diesem Prozeß spielte General Mercier. Er war eine wundervolle, imposante Erscheinung, und in seiner Aussage ließ er immer wieder durchblicken, daß er hier nur einen Teil der Wahrheit vorbringen könne; die ganze Wahrheit zu sagen sei noch immer zu gefährlich für Frankreich. Er schilderte die Lage zur Zeit der Verhaftung von Dreyfus. Der deutsche Kaiser habe damals durch seinen Botschafter mit Krieg gedroht. Es seien sorgenvolle Tage und Nächte gewesen. Auf seine Anweisung habe der Chef des Generalstabs sich jeden Augenblick in Bereitschaft gehalten, den Mobilmachungsbefehl zu erlassen. Juristische Bedenken seien unter solchen Umständen nicht so zwingend gewesen wie in weniger kritischen Zeiten, und man habe natürlich die Lage nicht noch durch Veröffentlichung der vorhandenen Beweise verschlimmern dürfen.

Und dann der letzte Dolchstoß: „Meine Überzeugung hat sich seit 1894 nicht geändert. Sie ist durch gründliches Aktenstudium und durch Einblick in die Versuche, Schuld in Unschuld umzudeuten, nur noch gestärkt worden."

Die Richter, ein Querschnitt aus den Offizieren der Provinzgarnison, waren vielleicht redliche Leute. Aber wenn vor einem Kriegsgericht die Frage aufgeworfen wird, ob ein Hauptmann der Lügner ist oder ein General, so kann über die Antwort kaum ein Zweifel bestehen. Nach 33 Gerichtssitzungen mit einem Aufmarsch von 115 Zeugen wurde Dreyfus mit fünf gegen zwei Stimmen abermals des Hochverrats für schuldig befunden und zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt.

Hemden

aus

MACO-HONAN

Esbiline

verbürgen

- festliche Eleganz
- hohe Gebrauchstüchtigkeit
- leichtes Waschen und Bügeln

antiknitter · antikrumpf · Indanthren

Sehen Sie beim Einkauf

auf ORIGINAL-ESBILINE

Dabei konnte es nicht bleiben. Ein Sturm der Empörung in aller Welt war die Antwort. Von Rußland bis Amerika waren die Menschen außer sich. Es war ihnen unbegreiflich.

Der französische Ministerpräsident sah nur einen Ausweg. Er bat den Präsidenten der Republik, Dreyfus zu begnadigen. Am 19. September 1899, nach fünf Jahren Gefangenschaft, wurde Dreyfus auf freien Fuß gesetzt. Um sich ungestört erholen zu können, siedelte er mit den Seinen in die Schweiz über.

Clemenceau war grundsätzlich gegen die Begnadigung, weil sie das Eingeständnis bedeutete, daß von einem französischen Gericht keine Gerechtigkeit zu erlangen war. Die „Dreyfusards" hatten nicht nur für Dreyfus, sondern für den guten Ruf der französischen Gerichte gekämpft. Picquart, der wegen seiner Bemühungen um Dreyfus fast ein Jahr in Haft gewesen war, verargte es Dreyfus sehr, daß er, ohne ihn zu befragen, die Begnadigung angenommen hatte; er war der Meinung, daß Dreyfus dadurch seine Schuld eingestanden hatte. So blieb Picquart allein dem Haß und der Verachtung der Armee ausgesetzt, die er noch immer liebte. Die Begnadigung brachte Dreyfus die Freiheit, rechtfertigte aber nicht Picquarts Eintreten für ihn.

Mathieu Dreyfus hatte keinen Einwand erhoben, als sein Bruder die Begnadigung annahm. Aber er war entschlossen, nicht zu ruhen, bis der Name Dreyfus völlig reingewaschen war. Er versuchte es von allen möglichen Seiten, bis er schließlich einen Weg fand, der Erfolg versprach. Einer der Richter, die in Rennes für Freispruch gestimmt hatten, trat in den Ruhestand. Mathieu erfuhr von ihm mit der Zeit allerhand Einzelheiten über die Art, wie der Prozeß in Rennes geführt worden war — vor allem das eine, daß General Mercier dem zweiten Kriegsgericht gegenüber denselben Trick angewendet hatte wie beim ersten: die gefälschten Geheimdokumente, die der Angeklagte nicht zu Gesicht bekam.

Mit diesem neuen Beweismaterial versehen, reichte der neue Kriegsminister, General André, ein Gesuch um Wiederaufnahme des Verfahrens ein, das im März 1904 an den Kassationshof ging. Entschlossen, völlige Klarheit zu schaffen, ordnete dieser eine neue Beweisaufnahme an.

Sie war langwierig und gründlich — ein nochmaliger Aufmarsch aller Zeugen und Dokumente von ehedem: aus dem Kriegsgerichtsverfahren vor fünf Jahren, aus dem Zola-Prozeß zwei Jahre davor, aus dem Esterhazy-Prozeß und dem ersten Dreyfus-Prozeß von 1894. Als das beendet war, erklärte der Kassationshof am 12. Juli 1906 das „Schuldig" von Rennes für einen Irrtum und hob das Urteil auf: es liege nichts Belastendes irgendwelcher Art gegen Dreyfus vor, und eine erneute Verhandlung sei überflüssig, da es nichts zu verhandeln gebe und nie gegeben habe. Nun endlich, nach zwölf langen Jahren, war der Fall erledigt.

Hüten Sie Ihr Geheimnis!

FÜR KÜNSTLICHE GEBISSE

Kukident

REINIGUNGS-PULVER HAFT-CREME HAFT-PULVER

Die Regierung nahm sich unverzüglich nicht nur der Ehrenrettung von Dreyfus, sondern auch von Picquart an. „Um das Gewissen Frankreichs zu entlasten", beschlossen beide Kammern, die Offiziere wieder in die Armee aufzunehmen. Dreyfus wurde zum Major befördert und bekam das Kreuz der Ehrenlegion „als angemessene Wiedergutmachung für einen Soldaten, der ein Martyrium ohnegleichen erduldet hat." Picquart wurde für den Rang empfohlen, den er normalerweise bereits innegehabt hätte: Brigadegeneral.

Im Jahre 1908 wurde General Picquart Kriegsminister in Clemenceaus Kabinett. Dreyfus ging nach einem Jahr in den Ruhestand, wurde aber 1914 wieder einberufen und nahm an zwei der blutigsten Schlachten des ersten Weltkrieges teil: am Chemin-des-Dames und bei Verdun. Die dritte Hauptfigur, Major Esterhazy, führte in den Slums von London unter dem Namen Graf Jean de Voilemont bis ins hohe Alter ein obskures Dasein.

Den Höhepunkt im Drama der Wiedergutmachung des furchtbaren Unrechts, das Dreyfus angetan worden war, bildete wohl die Zeremonie, die 1906, unmittelbar nach seiner Ehrenrettung, auf dem Hof der Kriegsakademie stattfand, wo er zwölf Jahre zuvor die schaurige Degradierung erlitten hatte. Die Feierlichkeit war nicht öffentlich, nur ein paar Freunde waren eingeladen.

Dreyfus erschien um halb zwei und plauderte ganz ruhig mit einer Gruppe von Offizieren. Ein Trompetensignal: zwei Schwadronen Kürassiere marschierten im Rechteck auf. Ein Hauptmann trat an Dreyfus, der in Paradeuniform war, heran, um ihm das Geleit zu geben. Sie schritten rasch die Front der Kürassiere ab und machten vor Brigadegeneral Gillain halt.

Der General zog den Degen. Vier Trompetenstöße erklangen.

„Im Namen des Präsidenten der Republik und kraft der mir erteilten Vollmacht schlage ich Sie, Major Dreyfus, zum Ritter der Ehrenlegion", rief der General und berührte Dreyfus' Schulter dreimal mit dem Degen. Er heftete ihm das Kreuz an den schwarzen Dolman und küßte ihn auf beide Wangen.

Die letzten Trompetensignale schmetterten. Dreyfus stand in militärischer Haltung, während die Truppen mit Musik abzogen. Plötzlich kam ein Junge auf ihn zugerannt und umarmte ihn. Es war sein Sohn. Da erst brach Dreyfus in Tränen aus.

Zwischen seinem Bruder Mathieu und seinem Sohn im offenen Wagen sitzend fuhr Dreyfus aus dem Hof. Draußen gab es eine Überraschung. Eine Menschenmenge, die auf 200000 Köpfe geschätzt wurde, hatte sich spontan in den Straßen versammelt. Hüte wurden geschwenkt — „Hoch Dreyfus! Hoch die Gerechtigkeit!"

Er winkte grüßend und dankend zurück, ein Lächeln auf dem blassen Gesicht.

Deutsch von Hans Reisiger

...aber
Herren
trinken

Two Monks
Whisky

1/1 Fl. 15.90

Mampe-Hamburg mit den Mönchen

Jeder kann das Rennen machen

Die Zukunft, das große Glücksrad der Zeit, ist voll von besten Gelegenheiten. Es gilt, die Göttin des Glücks im Sturm zu erobern. Kann der Start in das neue Jahr aussichtsreicher sein als mit einer Edsor Kronen Krawatte?

Sie ist ohnehin das Steckenpferd des Herrn von Heute. Täglich gefällt sie ihm besser, täglich liebt er sie mehr, — verschafft sie ihm doch jenes interessante Air, mit dem er auf der Rennbahn des Erfolges den anderen so leicht vorausgaloppiert.

Sie lesen im nächsten Heft:

U-Boote mit Atomantrieb

Zum erstenmal wird hier über die Erprobungsfahrten der *Nautilus* berichtet, deren Aktionsradius den aller bisherigen U-Boote übertrifft.

Was junge Menschen am meisten brauchen

Es ist nicht einmal so sehr „Liebe", „Sympathie" oder „Verständnis"; was Kindern ganz besonders not tut, ist — Gerechtigkeit.

Und das alles aus Papier!

Eine neue Epoche in der Papierverarbeitung ist angebrochen. Zur Herstellung der erstaunlichsten Dinge — vom Badeanzug bis zum Küchenboden — wird heute, ohne daß ein einziger Baum dafür gefällt werden müßte, Papier verwendet.

Die Krebskrankheiten der Frau

Ein prominenter Arzt, Leiter einer Abteilung am New Yorker Krebsforschungsinstitut, antwortet auf Fragen, die für jede Frau von größter Wichtigkeit sind.

Ein Fisch namens L. c. Smith

Die Naturwissenschaft bezeichnet den Fang dieses Urfisches, von dem man bisher nur 60 Millionen Jahre alte Versteinerungen kannte, als „Sensation des Jahrhunderts" und hofft, wertvolle Aufschlüsse über die Entwicklungsgeschichte zu gewinnen.

Das Wunder von Lourdes

Die Heilungen von hoffnungslos Kranken in Lourdes lösen seit hundert Jahren sowohl ehrfürchtiges Staunen wie heftige Kontroversen aus. Unsere Autorin hat auf Grund von Gesprächen mit Ärzten, Patienten und Pflegern und mit eigenen Augen die Vorgänge in der Grotte von Lourdes verfolgen können.

... und viele andere interessante Beiträge

ZU UNSEREM UMSCHLAGBILD

Der bekannte Schweizer Luftkurort und Wintersportplatz Mürren, wo auch Bundeskanzler Dr. Adenauer im Sommer 1955 Erholung suchte, bietet dem Fotografen die schönsten Motive. Unser Titelbild zeigt einen Blick auf die Eisriesen des Berner Oberlandes.

DAS BESTE
AUS READER'S DIGEST

EINE MONATSSCHRIFT

JAHRGANG 9 • NUMMER 1 • JANUAR 1956

Herausgegeben vom
Verlag DAS BESTE G.m.b.H.
Stuttgart W, Paulinenstraße 44
Telegrammadresse: Readigest Stuttgart
Ruf: 69574, 93937, 93963 · FS: 072/3539
Anzeigenleitung: Düsseldorf, Helmholzstr. 28
Ruf: 80226, 80227 · FS: 082/2412

Chefredakteur:
M. C. Schreiber

Schweizer Redaktion:
Dr. Hans Rudolf Schmid
Zürich I, Talacker 42

Verlagsdirektion:
Paul W. Thompson, John G. Nesbitt
Gerhard Gustavus *(Vertrieb)*
Karl Ludwig Henze *(Anzeigen)*
Otto Schäfer *(Finanzen)*
Eugen Schnürle *(Herstellung)*

•

Abonnementspreise
Jahresabonnement ..... DM 11,40
(monatlich 85 Pf zuzüglich 10 Pf Zustellgebühr)
bei Vorauszahlung für ein Jahr ..... DM 11,—

Probeabonnement
6 Hefte — einmaliger Vorzugspreis .. DM 4,—
Postscheckkonto Stuttgart 386 27

•

The Reader's Digest wird seit dem Jahre 1922 von den Gründern De Witt Wallace und Lila Acheson Wallace herausgegeben und geleitet.

•

The Reader's Digest erscheint
in 29 weiteren Ausgaben in folgenden Sprachen: Dänisch (Kopenhagen), *Redaktion:* Onni Kyster; Englisch (London), *Verlagsleitung:* T. G. M. Harman; (Montreal-Kanada), *Verlagsleitung:* Walter W. Hitesman, Jr.; (Sydney-Australien), *Verlagsleitung:* John Grant Cooper; Finnisch (Helsinki), *Redaktion:* Seere Salminen; Französisch (Paris), *Redaktion:* Pierre Dénoyer; (Montreal-Kanada), *Redaktion:* Pierre Ranger; Italienisch (Mailand), *Redaktion:* Mario Ghisalberti; Japanisch (Tokio), *Verlagsleitung:* Sterling W. Fisher, *Redaktion:* Seiichi Fukuoka; Norwegisch (Oslo), *Redaktion:* Astrid Øverbye; Portugiesisch (Rio de Janeiro), *Verlagsleitung:* Tito Leite; Schwedisch (Stockholm), *Redaktion:* Brita B. Hebbe; Spanisch (Havanna), *Verlagsleitung:* Roberto C. Sánchez.

Die amerikanische, deutsche, japanische, koreanische und schwedische Ausgabe erscheint auch in Blindenschrift

INTERNATIONALE AUSGABEN
Leitung: Barclay Acheson, Marvin McC. Lowes
Redaktion: Eduardo Cárdenas, Adrian Berwick

Copyright © 1955 by Verlag DAS BESTE G.m.b.H. Stuttgart W, Paulinenstraße 44. Alle nach dem Recht der Vereinigten Staaten notwendigen Formalitäten einschließlich der Hinterlegung sind erfüllt. Der Schutz nach internationalem und panamerikanischem Recht ist gesichert. Nachdruck in deutscher oder in einer anderen Sprache, auch teilweise, nicht gestattet.

Alle Rechte sind vorbehalten.

Printed in Germany.